

Krzysztof Wojciechowski

Traum Grenzuniversität

Texte und Kommentare aus drei Jahrzehnten
zur Geschichte des Collegium Polonicum



Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln des Publikationsfonds
für Open Access Monografien des Landes Brandenburg gefördert.

Traum Grenzuniversität.
Texte und Kommentare aus drei Jahrzehnten
zur Geschichte des Collegium Polonicum

Wissenschaftliche Reihe



des Collegium Polonicum



Krzysztof Wojciechowski

Traum Grenzuniversität.
Texte und Kommentare aus drei Jahrzehnten
zur Geschichte des Collegium Polonicum

Herausgeber der Reihe:

Leitung des Collegium Polonicum

Satz, Umschlag:

Florian Hawemann

Coverbild:

Adam Czernerko

**Diese Publikation wurde aus dem Publikationsfond
für Open-Access-Monographien des Landes Brandenburg gefördert.**

Postadresse:

In Deutschland:

Europa Universität Viadrina

Collegium Polonicum

Große Scharrnstr. 59

15230 Frankfurt (Oder)

W Polsce:

Collegium Polonicum

ul. Kościuszki 1

69-100 Stubice

www.cp.edu.pl

E-Mail: colpol@cp.edu.pl

Logos Verlag Berlin GmbH

Georg-Knorr-Str. 4, Geb. 10, D-12681 Berlin

Tel.: +49 (0)30 42 85 10 90

<http://www.logos-verlag.de>

Collegium Polonicum & Logos Verlag Berlin GmbH 2025



This work is licensed under the Creative Commons Attribution 4.0 license CC BY (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Creative Commons license terms for re-use do not apply to any content (such as graphs, figures, photos, excerpts, etc.) not original to the Open Access publication and further permission may be required from the rights holder. The obligation to research and clear permission lies solely with the party re-using the material.

ISBN 978-3-8325-5589-4

<https://doi.org/10.30819/5589>

ISSN 1610-4277

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort	7
Vorwort des Autors	11
1 Die Anfänge	13
1.1 Der Schmerz der Nachbarschaft	21
1.2 Regelbasierte oder machtbasierte Ordnung?	27
1.3 Die (jungen) Menschen blicken auf	29
2 Grenznahe universitäre Zusammenarbeit: Das Collegium Polonicum	43
2.1. Nähe, die entfernt	52
2.2. Permanente Grauzone.	59
2.3 Odyssee von zwei Blatt Papier	62
2.4 Ist das Glas halb voll oder halb leer?	66
2.5 Webervogel als Vorbild	69
2.6 Schnallen wir uns an.	72
3 Der Kampf der Sprachen	77
4 Hydrodynamik der Werte	97
4.1 Selbstwertgefühl und eine Institution	100
4.2 Erfahrung der Egospiele	106
4.3 Die kommunizierenden Röhren	108
4.4 Archäologen in kommunizierenden Röhren	109
4.5 Hydropopulismus	118
4.6 Die wütenden Reiter der Geschichtspolitik	122
4.7 Vergiftete Verlobung	125
4.8 Normalität als moralisches Nichtsein	128
4.9 Eine neue Liebe am Horizont.	131

4.10	Von der Peripherie fast ins Zentrum	132
4.11	Die Universität ist eine Schmiede – aber was schmiedet sie eigentlich? . .	134
4.12	Die Schwuchteln mit Gewehren	137
4.13	Nichts ist, wie es war, und es wird auch noch ganz anders	140
4.14	Der Charme der Demut.	142
4.15	Universitäten als Inseln?	145
5	Your Life	151
5.1	Demütiges Deutschland.	152
5.2	Gott oder Deutschland sei Dank?	155
5.3	Wie Stärke zu Schwäche wird	156
5.4	Eisschollenlauf	158
5.5	Was ist ein Leben wert?	160
5.6	My Life	163
5.7	Your life, your strength	172
6	Ausblick	175
6.1	Der Baum des Lebens summt und brummt.	186

Geleitwort

Die letzten drei Jahrzehnte in der Geschichte Europas waren eine ganz besondere und – aus heutiger Sicht – wahrscheinlich einzigartige Zeit. Der Kontinent war dabei, sich nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Systems in seinem östlichen Teil wiederzuvereinigen, die Europäische Union nahm neue Mitglieder auf, und alles geschah vor dem Hintergrund des als Globalisierung bekannten Prozesses, d. h. des Zusammenwachsens der Volkswirtschaften auf der ganzen Welt, des Abbaus politischer Schranken, nationaler Grenzen und der Verbreitung einer Reihe von politischen, sozialen und kulturellen Werten, die als liberale Demokratie bekannt sind. Dieser Prozess hatte lokalen Ausprägungen. In Mittel- und Osteuropa war sein spektakuläres Beispiel die Wiedervereinigung Deutschlands und die sogenannte deutsch-polnische Aussöhnung, d. h. die politische Annäherung von Polen und Deutschland, von Ländern, die traditionell miteinander verfeindet waren und ein traumatisches Erbe an gegenseitigen Vorurteilen und Konflikten hatten.

Solche historischen Annäherungen brauchen Symbole. Dabei kann es sich um Personen, historische Ereignisse oder Institutionen handeln, die sich entweder gegen negative Trends gewehrt haben oder auf jene Entwicklungstendenzen hinweisen, von denen erwartet wird, dass sie die Zukunft in geeigneter Weise dominieren werden. Eines von mehreren institutionellen „Aushängeschildern“ der deutsch-polnischen Beziehungen ist die Zusammenarbeit der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder mit der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań: das Collegium Polonicum in Ślubice. Dieses hat zusammen mit der Viadrina ein einzigartiges grenzüberschreitendes Universitätszentrum geschaffen.

In den 1990er Jahren entstanden an fast allen europäischen Randregionen grenzüberschreitende Hochschulinitiativen. Doch im Laufe der Zeit zeigte sich – und das präsentiert das vorliegende Werk nachdrücklich –, dass eine enge grenzüberschreitende Zusammenarbeit paradoxerweise schwieriger ist als der traditionelle internationale Hochschulaustausch, der seit Jahren weltweit praktiziert wird. Aus diesem Grund sind die meisten dieser grenzüberschreitenden Initiativen im Laufe der Zeit an den Rand gedrängt worden oder eines „natürlichen Todes“ gestorben. Die Adam-Mickiewicz-Universität und die Viadrina jedoch haben ihre Zusammenarbeit im Collegium Polonicum nicht nur nicht aufgegeben, sondern entwickeln sie bis heute weiter. Dieser grenzüberschreitende Universitätsstandort

hat angesichts des historischen Wandels eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit bewiesen, auch wenn er ebenfalls von den negativen Aspekten der Globalisierung betroffen war. Nach 30 Jahren seines Bestehens sieht er sich nun auch mit den Herausforderungen konfrontiert, die heute in Deutschland unter dem Begriff der Zeitenwende gefasst werden – der historischen Zäsur, die durch den Einmarsch Russlands in die Ukraine und durch den Aufstieg populistischer Bewegungen in den politischen Mainstream zahlreicher westlicher Länder geprägt ist. Schon allein deshalb lohnt es sich, zum Ende der historischen Phase nach dem Kalten Krieg zu untersuchen, wie sich dieser Wandel auf der Mikroebene vollzogen hat. Dies unternimmt Krzysztof Wojciechowski mit einer Methode, die man als „Archäologie der Texte“ bezeichnen könnte.

Krzysztof Wojciechowski wurde 1956 in Warschau geboren. Er studierte Philosophie und Ethik und war bis 1990 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Warschau. Anfang 1991 trat er in das Gründungsbüro der Europa-Universität Viadrina ein, wo er zunächst die internationale Zusammenarbeit koordinierte, sodann das Akademische Auslandsamt an der Viadrina aufbaute und schließlich 1994 von den beiden Partneruniversitäten mit der Aufgabe betraut wurde, das Collegium Polonicum in Ślubice so zu organisieren, dass es sowohl eine Brücke zwischen den beiden Universitäten als auch eine Institution zur Initiierung bzw. Unterstützung der regionalen Zusammenarbeit wurde. Das von der Adam-Mickiewicz-Universität mit polnischer, deutscher und europäischer Finanzierung errichtete imposante, moderne Gebäude sollte nicht nur ein Symbol für die Bestrebungen des polnischen Staates nach einer modernen, europäischen Bildung sein, sondern auch eine Einrichtung, die den gemeinsamen Nenner zweier unterschiedlicher Hochschulsysteme, zweier Rechtssysteme, die Nivellierung des wirtschaftlichen Potenzials und die Aktivierung der lokalen Gemeinschaften auf beiden Seiten der Grenze demonstrierte.

Schon diese grobe Skizze seines multidirektionalen und vielschichtigen Aufgabenspektrums zeigt, dass Krzysztof Wojciechowski auf vielen Ebenen agieren musste. Er analysierte wissenschaftlich, was enge grenzüberschreitende Zusammenarbeit ist, häufiger diagnostizierte und popularisierte er Erfahrungen der alltäglichen bilateralen Zusammenarbeit und noch häufiger stellte er in der Öffentlichkeit relevante polnische und deutsche Ideen, Konzepte, Trends und Analysen vor. Die von ihm gesammelten Texte sind daher sehr heterogen. Einige wurden in renommierten wissenschaftlichen Publikationen veröffentlicht, andere in der Presse, wieder andere präsentierte er als Vorträge oder Referate. Diese Vielfalt ist für den Leser zwar nicht einfach, spiegelt aber die Dynamik der jeweiligen historischen Periode wider.

Auch die Themen der Texte sind vielfältig, denn die Wirklichkeit ist pulsierend. Es gibt Tendenzen, die andere dominieren und dann wieder verstummen oder verblassen, als ob die Energie aus ihnen gewichen wäre. Manche Phänomene flammen auf, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich und sie zu verstehen scheint der Schlüssel zum Verständnis der Wirklichkeit zu sein. Doch dann gleiten sie in die Banalität ab und sind allenfalls noch eine Randbemerkung wert. Um das zu erfassen, was einst

überaus wichtig war und heute unwürdig erscheint – und umgekehrt –, kommentiert Krzysztof Wojciechowski seine alten Texte. Das ist kein leichtes Unterfangen, denn zum einen zwingt es den Leser, von einem Erzählstil zum anderen zu wechseln, zum anderen wird das Verhältnis zwischen dem alten, sachlichen Text und dessen heutiger – zu Recht – emotionaler Bewertung manchmal verzerrt.

Und schließlich liegt die Besonderheit dieser Textcollage in der „Hinwendung zur Zukunft“. Texte und Aussagen, die sich auf die Zukunft der Institutionen beziehen, sind aus dem Munde ihrer Mitarbeiter eher selten. Institutionelle Kontinuität schafft ein Gefühl der Stabilität und reduziert Zukunftsängste. Doch mit dem Schwinden des Eurooptimismus, den sichtbaren Rissen in der komplexen europäischen Maschinerie, der massiven und unaufhaltsamen Migrationsbewegung sowie dem Anschwellen des Populismus tauchten im Hintergrund der Funktionsweise des grenzüberschreitenden Zentrums zunehmend Zukunftsängste auf. Am deutlichsten zeigte sich dies am Rückgang der Studentenzahlen. Das institutionelle Selbstwertgefühl macht das Teilen von Sorgen, d. h. das Schreiben über die Schwächen und Ängste der Institution zu etwas eher Unüblichen. Aber als frischgebackener Pensionär – Wojciechowski trat im Dezember 2022 in den Ruhestand – kann er es sich leisten, sowohl seine Befürchtungen zu äußern als auch seine Hoffnungen (oder vielleicht Träume?) für die Zukunft zu formulieren. Mit fortschreitender Lektüre beginnt dieses Element vermehrt zu dominieren und mündet in eine Vision dessen, was in einigen Jahrzehnten die Stärke und Besonderheit einer kleinen Universität sein könnte. Der ambitionierte Leser kann den Fluss der Veröffentlichung Seite für Seite, Absatz für Absatz verfolgen. Wer weniger Zeit hat oder nicht an wissenschaftliche Erzählungen gewöhnt ist, kann den Texten Punkt für Punkt folgen, um ihren Inhalt und Hauptthese zu erfassen. Wer hingegen aus der Ferne und mit Sympathie die grenzüberschreitende Hochschulkooperation in der deutsch-polnischen Doppelstadt Frankfurt an der Oder–Ślubyce beobachtet, kann sich schlicht auf die Ausführungen Wojciechowskis konzentrieren. Das persönliche, emotionale Engagement des Autors ist zwar herausfordernd, aber stets inspirierend.

Jarosław Jańczak

Professor am Fachbereich Internationale Beziehungen
der Fakultät für Politikwissenschaft und Journalistik an der
Adam-Mickiewicz Universität in Poznań, sowie am Lehrstuhl
für European Studies der Kulturwissenschaftlichen Fakultät
an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder.

Vorwort des Autors

Die in diesem Band enthaltenen wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und essayistischen Texte entstammen meinen Veröffentlichungen der letzten 30 Jahre. Sie betreffen die Geschehnisse des Universitätsstandortes Frankfurt an der Oder–Śluby. Von anderen retrospektiven Veröffentlichungen, die in letzter Zeit anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Viadrina erschienen sind, unterscheiden sie sich darin, dass sie Beobachtungen aus den gesamten 30 Jahren beinhalten – von der Wiedervereinigung Deutschlands bis zum Beginn des dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts – und dass diese Beobachtungen nicht nur das Universitätsmilieu betreffen, sondern auch sein soziales Umfeld.

Darüber hinaus hebt sich dieses Buch von anderen dadurch ab, dass es sehr persönliche Überlegungen enthält, wie sich der grenzüberschreitende Hochschulstandort in Zukunft entwickeln könnte. Diese Träume reichen weit in die Zukunft – bis in einen Zeitraum von 30 bis 50 Jahren, denn wenn wir in einer Zeit des Umbruchs leben, sollten wir gerade in diesem Zeitraum träumen.

Und selbstverständlich unterscheiden sich die Texte auch dadurch, dass sie von einem Polen stammen. Hat das irgendeine Bedeutung? Kann oder soll die Nationalität bei der Beschreibung sozialer Phänomene eine Rolle spielen? Das ist ein weites Feld für eine Diskussion. Aber ich möchte an dieser Stelle keine solche eröffnen. Daher lassen Sie es mich so formulieren: Während die 30 Jahre Viadrina betreffenden Beobachtungen von der überwiegenden Mehrheit der Autoren aus der Perspektive einer Person verfasst wurden, die in einem Ballon 100 Meter über dem Gebäude der Viadrina schwebt, stammen meine Beobachtungen von einer Person, die 100 Meter über dem Gebäude des Collegium Polonicum in Śluby befindet.

Das Collegium Polonicum ist gemäß einem Regierungsabkommen zwischen der Republik Polen und dem Land Brandenburg eine gemeinsame Einrichtung der Europa-Universität Viadrina (EUV) in Frankfurt (Oder) und der Adam-Mickiewicz-Universität (AMU) in Poznań. Es befindet sich in einem modernen, imposanten Gebäude, das 1998 fertiggestellt wurde und im selben Jahr den „Oscar“ der polnischen Architektur erhielt. Das Gebäude liegt direkt an der Grenzbrücke in Śluby. Von seiner Aussichtsplattform aus kann man das Panorama Frankfurts, die Flussbiegung der Oder und die Grenzbrücke bewundern. Diese symbolische Lage spielte schon immer eine große Rolle in der Geschichte der Einrichtung: die Grenze, die die Universitäten trennt, und die Nähe, die Brücke, die verbindet und gleichzeitig

auf spektakuläre Weise die Trennungen zeigt, der Strom der Menschen und der Autoverkehr, die manchmal heftig zunehmen und manchmal zum Erliegen kommen, sowie der ruhige, ewige Lauf des Flusses – all dies inspirierte Wissenschaftler und Kulturschaffende zu Aktivitäten, die an anderen Staatsgrenzen selten unternommen wurden.

Auch im Collegium Polonicum selbst geschahen und geschehen ungewöhnliche Dinge. Hier wurde versucht, zwei Universitätsstrukturen, zwei Hochschulsysteme und zwei Kulturen zu einem funktionalen Ganzen zu verbinden. Darüber hinaus beherbergt das Gebäude fünf Nichtregierungsorganisationen, eine Sekundarschule (Liceum), die unter der Schirmherrschaft der AMU steht, und es ist Schauplatz zahlreicher Konferenzen, Tagungen, Ausstellungen und Konzerte.

All dies ist ein Experiment, das dem sich vereinigenden Europa angemessen ist. Ob es erfolgreich ist, ist Gegenstand des vorliegenden Buches. Aber – wie ein konfuzianisches Sprichwort sagt: Nicht das Ziel ist wichtig, sondern der Weg.

Krzysztof Wojciechowski

1 Die Anfänge

Die Jahre 1990–2021 stehen für eine ganze Epoche in der Geschichte Mitteleuropas. Um eine Epoche zu beurteilen, muss man ihren Anfang mit ihrem Ende vergleichen. Die Texte in diesem Kapitel sollen diesen Anfang beschreiben. Obwohl sie zu unterschiedlichen Zeiten verfasst wurden, zeigen sie, wie stark die Realität vor 30 Jahren von der heutigen abwich, wie sehr sich die Beziehungen verändert haben und welch enormer Fortschritt in dieser Zeit erreicht wurde. Sie zeigen auch, welche Träume damals gehegt wurden. Und nur diese sehr persönlichen Vergleiche können uns bewusst machen, was tatsächlich erreicht wurde. Viele Gäste aus aller Welt, die an Universitäten an verschiedenen Grenzen tätig sind, besuchen unseren Standort und betonen, dass hier – verglichen mit dem, was in ihren Ländern in den letzten 30 Jahren entstanden ist – ein echtes Wunder geschehen ist.

Als die Lubuska Organizacja Pracodawców (Arbeitgeberverband der Woiwodschaft Lebus) in Gorzów Wielkopolski eine Konferenz veranstaltete, um das Ausmaß der Veränderungen in Europa in den letzten 30 Jahren – insbesondere im Hinblick auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit und die allgemeinen Entwicklungen im polnisch-deutschen Grenzraum – bewusst zu machen, wurde ich gebeten, den einleitenden Vortrag zu halten. Ich entschloss mich, einen möglichst umfassenden Überblick über die Ereignisse und Prozesse der vergangenen drei Jahrzehnte zu geben und diesen mit persönlichen Erfahrungen zu verbinden. Denn alle Anwesenden hatten auf ihre Weise miterlebt, wie sehr die Veränderungen, die mit dem Fall der Berliner Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands ihren Anfang nahmen, ihr Leben geprägt hatten. Im Rahmen einer thematisch fokussierten Konferenz ist es jedoch oft schwierig, diesen persönlichen Aspekt angemessen zur Sprache zu bringen – deshalb habe ich diese Aufgabe übernommen.

Der folgende Text zeigt den Hintergrund der Entstehung eines universitären, grenzüberschreitenden Standortes und versucht, das Ausmaß der Veränderungen, die sich im Leben dieser Region Europas vollzogen haben, zu veranschaulichen.¹

¹ Krzysztof Wojciechowski: Einige Gedanken darüber, wie alles angefangen hatte ... In: Transformation 30. Hrsg. von Józef T. Finster. Gorzów Wielkopolski: Lubuska Organizacja Pracodawców w Gorzowie Wielkopolskim 2020/2021, S. 79–97.

Zufälligerweise verbrachte ich das letzte Juniwochenende des Vereinigungsjahrs 1990 in Berlin-Buch, dem nordöstlichsten, inmitten von Wäldern und Feldern, schon außerhalb des Berliner Rings gelegenen Ortsteil des Bezirks Pankow. Kein anderer Ort in der Hauptstadt der DDR war so weit vom Zentrum entfernt. Am Samstagmorgen ging ich mit meiner Frau zur HO-Kaufhalle hinüber, aber viel zu kaufen gab es dort nicht mehr. Wir ergatterten noch ein Brot, das uns die Verkäuferin aus einem Kasten über die Ladentheke reichte, und etwas Zucker in einer angerissenen Tüte, die einsam auf einem ansonsten leeren Regal stand. Im Laden gab es noch ein bisschen Marmelade und Essig. Ein solches Angebot war uns aus den Jahren des Kriegs Zustands in Polen gut bekannt. Andere Kunden beschwerten sich: „Watt soll dit? Hier jibts schon ja’ nischt mehr!“, woraufhin die Verkäuferin zu beruhigen versuchte: „Neue Ware kommt nächste Woche rein.“ Meine Frau und ich, die wir die 1980er Jahre in Polen verbracht hatten, wussten, wie das aussehen wird. Die DDR lag in ihren letzten Zügen, zum 1. Juli trat die Währungsunion in Kraft. Und bevor sich die Regale der Kaufhalle wieder füllen würden, konnten Wochen, wenn nicht Monate ins Land ziehen ... Am Abend öffnete ich vor dem Zubettgehen nochmals die Fenster des Schlafzimmers, war der sommerliche Abend doch schön warm. Herrlich duftende Sommerluft und Vogelgesang erfüllten das Zimmer. Aber auch so ein seltsam lautes brummendes Geräusch machte sich breit, als ob jemand plötzlich vor dem Fenster eine Trafostation oder Pumpen in Betrieb genommen hätte. Obwohl – dieses Geräusch war mit nichts vergleichbar, was ich so kannte. Es erhob sich aus der Ferne, aus mehreren Quellen, von denen die eine mehrere hundert Meter, andere nur einige wenige Meter entfernt gelegen sein mochten – wie ein ihren Kasten unversehens verlassender Bienenschwarm, oder setzte er gerade zur Landung an sein neues Heim an? Zugleich war dieses Brummen derart laut und intensiv, als ob jede einzelne der Königin folgende Drohne über eine Tonne wog. Ein Schauer lief mir über den Rücken. „Hörst du das auch?“, fragte mich meine Frau. „Was mag das sein? Truppenübungen?“ „Wohl kaum“, zweifelte ich. „Da müsste ja eine ganze Armee ausgerückt sein. Obwohl – das klingt fast so, als ob sich da eine riesige Front nähern würde.“

Am Montagmorgen lüftete sich das Geheimnis. Ich ging wieder hinüber, um Brot einzukaufen, und traute meinen Augen nicht. Die seit Wochen leer stehende, triste HO-Kaufhalle mit ihrem typischen DDR-Alltagscharme war voll mit Westwaren bestückt worden. Die vollbeladenen Lkws (die da so gebrummt und eifrig gesummt hatten, es mussten tausende auf den Berliner Straßen gewesen sein) hatten den gesamten Sonntag und die Nacht zum Montag über 50 Sorten Schokolade, 10 Sorten Waschmittel, Coca-Cola, Fanta und Sprite, Milch aus dem Westen und französischen, holländischen und Schweizer Käse herbeigeschafft. Und wie das alles herrlich duftete! Und die Farbenpracht erst! Nur das Brot war noch das alte. In nur einer Nacht hatte der ach so mächtige Kapitalismus die sozialistische Planwirtschaft ohne einen einzigen Schuss aus der Kanone besiegt. Ach nein – das Brot hielt noch tapfer die Stellung.

Später konnte ich dem Aufeinandertreffen von alter und neuer Realität 80 Kilometer östlich von Berlin an der deutsch-polnischen Grenze beiwohnen. Hier an dieser Grenze war die Lage ungleich komplizierter als auf innerdeutschem Terrain. Dies allein war schon eine enorme Herausforderung. Die Treuhand, die soziale Flankierung des Einigungsprozesses, der Ausverkauf der besten Wirtschaft des Ostblocks, die Notwendigkeit, Infrastruktur für den neuen, eigentlich alten, aber nunmehr gesamten Staat zu errichten, und nicht zuletzt die Transformationskriminalität waren es, mit denen nur wenige Staaten, die sich ab dato im Transformationsprozess befanden, zu-

rechtkamen. Die Bundesrepublik hatte sich, meiner Meinung nach, wenn nicht eine Eins, dann zumindest eine Zwei plus redlich verdient.

Aber die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Mittelost- und Osteuropa, darunter mit Polen, war etwas völlig anderes. Faktoren, die über die Grenze hinweg miteinander verbanden, gab es nur sehr wenige. Dafür aber existierten Faktoren, die trennten und Unterschiede deutlich hervorhoben, ungleich viele. Ein westlich geprägtes, kapitalistisches Polen, das bewährte Muster auf seine Gesellschaft hätte übertragen können, gab es nicht. Mechanismen, wie der Transformationsprozess zu gestalten wäre, mussten sich die Polen selbst ausdenken und umsetzen. Der polnische Kapitalismus war anfangs wild, wie von der Kette gelassen, und respektierte überhaupt keine Regeln. Er strebte nach Partnerschaften und Kapital, hielt aber keine Standards ein, nicht einmal die elementarsten. Ich erinnere mich noch gut daran, welch riesiges Problem damals die kulturellen Unterschiede bei der Verständigung untereinander darstellten. Um eine Zusammenarbeit aufzunehmen, schrieben die Deutschen nämlich Briefe. Auf die aber blickten die Polen höchst erstaunt: Noch gar keine Zusammenarbeit mit uns aufgenommen und schon wollen die sich mit diesen langen Briefen gegen irgendwas absichern? Und so legten sie die Briefe gleich beiseite. „Wenn die zusammenarbeiten wollen, dann sollen die sich wie normale Menschen benehmen: herkommen, mit uns reden oder wenigstens mal anrufen!“ Und die Deutschen riefen ja auch an – aber bei mir. „Mir wurde ein Geschäftspartner in Polen empfohlen, ich habe auch schon einen Brief geschrieben, aber bis heute keine Antwort erhalten. Wurde er festgenommen? Ist er verstorben? Könnten Sie sich mal erkundigen?“ Ich schätze, dass acht von zehn Versuchen, Kontakt zu einem potentiellen Geschäftspartner aufzunehmen, aus rein kulturellen Gründen scheiterten.

Es gab auch tiefergehende Unterschiede, nennen wir sie mal „der mentalen Art“. Die Theorie der interkulturellen Kommunikation bescheinigt den Deutschen ein stark ausgeprägtes Bedürfnis nach Sicherheit, also eine Abneigung, Risiken einzugehen, und im Gegenzug dafür ein Bedürfnis danach, die Bedingungen und Voraussetzungen gemeinsam ergriffener Maßnahmen langfristig zu regeln und zu sichern. In den 1990er Jahren sah ich dies alltäglich unter Beweis gestellt. Auf deutscher Seite sprachen alle von wirtschaftlicher Zusammenarbeit, aber man konnte es sich einfach nicht vorstellen, polnische Arbeitnehmer auf deutschem Hoheitsgebiet zuzulassen. Als ich auf einer der unzähligen Versammlungen davon erzählte, dass ich in Österreich an der Grenze zu Ungarn ein neues, florierendes Kongresszentrum besucht hatte, in dem nur die Eigentümer und die Hauptbuchhalterin Österreicher waren und die gesamte Belegschaft, von den Servicekräften bis hin zum Pianisten in der Bar, aus Ungarn stammten, herrschte im gesamten Saal verlegene Stille, als hätte man kurz den Sauerstoff aus dem Raum gezogen. Nach einer Weile kehrte jemand wieder zum Thema zurück: „Also, wie wir ja bereits ausgeführt hatten, ist es für eine effektive Ausgestaltung der deutsch-polnischen Zusammenarbeit notwendig, Fördermittel bereitzustellen, also Subventionen, Subventionen und nochmals Subventionen!“ Die Angst vor billiger polnischer Arbeitskraft (Dumpinglöhne!) und vor der Konkurrenz des polnischen Mittelstands auf eigenem Hoheitsgebiet, der „Frankfurter Brötchenkrieg“ (Frankfurter Kunden protestierten vor einem Bäckerladen, wo in Polen gebackene Brötchen verkauft wurden), der berüchtigte Hatz auf illegal Beschäftigte, all jene so leidenschaftlich und ausdauernd ausgetragenen Kämpfe, als hätte man gerade nichts Besseres zu tun, hielten gut 15 Jahre lang an. Die Ostdeutschen wollten (oder konnten) ihren Wohlstandskuchen mit den Polen nicht teilen, und es wäre ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen, dass man diesen Kuchen gemeinsam hätte so groß backen können, dass alle was davon haben.

Ähnliche Ängste gab es aber auch auf polnischer Seite, z. B. die historisch bedingte Furcht vor einem Ausverkauf von Grund und Boden, was dazu führte, dass sich die deutschen oder niederländischen Landwirte sogenannter Strohänner bedienten oder zum Schein Gesellschaften gründeten. Es gab noch eine andere, sehr tief sitzende Angst, und zwar die vor dem wohlhabenden, welt- und redegewandten Deutschen, der daher kommt, Märchen erzählt und das Blaue vom Himmel verspricht, um den Geschäftspartner danach nur ausnutzen, wie eine Zitrone auszuquetschen und zudem noch das ganze Blut auszusaugen. Was habe ich nicht alles an Beschwerden der Deutschen gehört, man hätte mit den Polen alles ausführlich besprochen, die hätten zu allem ihr Okay gegeben, und später dann, ohne einen ersichtlichen Grund, die Sache nach Gorzów, Poznań oder ganz nach oben nach Warszawa weitergegeben.

Es gab auch objektive Gründe: zuallererst die Staus an den Grenzübergängen. Wie soll man denn die grenzüberschreitende Zusammenarbeit entwickeln, wenn der Lkw, der, egal von welchem Geschäftspartner auch immer, Teile anliefern sollte, auf einer Tour sowohl hin als auch zurück selbst am kleinsten Grenzübergang gleich zweimal acht Stunden warten musste? An den Autobahngrenzübergängen waren es gern auch mal zwei bis drei Tage ... Diese Lkws. Eigentlich ein guter Moment, um eine große Klammer zwischen diesen Tagen des Pioniergeists und der Gegenwart zu spannen. Wenn ich heute die A12 zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin nehme und all die Lkws – es müssen alltäglich gut und gern hunderte, wenn nicht über tausend sein, die die Grenze überqueren – wie Perlen an einer Schnur gereiht sehe, dann schüttelte ich nur ungläubig den Kopf. Die Deutschen, die noch in den 1990er Jahren, und sogar bis zum EU-Beitritt Polens, nur sehr vorsichtig, man möchte fast sagen misstrauisch in Polen investierten und bei den ausländischen Investoren noch hinter den Franzosen, US-Amerikanern, Italienern und Niederländern zurücklagen, sind heute zum wichtigsten Handelspartner aufgestiegen. Schätzungen zufolge hängen inzwischen 30–40 Prozent der polnischen Wirtschaft direkt oder indirekt mit Deutschland zusammen. Gegenüber dieser Entwicklung sind die Märchen aus Tausendundeiner Nacht nur langweiliger Smalltalk.

Aber kehren wir zurück zu den Anfängen. Der 1991 eingeführte visafreie Verkehr öffnete zwar die Grenze zwischen Polen und Deutschland, aber eigentlich blieb doch alles beim Alten. Es gab Zollgrenzen, Personen und Pässe wurden kontrolliert. An den Grenzen bildeten sich schier endlose Schlangen von Lkws, deren Waren verzollt werden mussten, und schier endlose Schlangen von Pkws, deren Passagiere es gleich viermal, auf deutscher und auf polnischer Seite, zu kontrollieren galt. Auch die Schlangen der Fußgänger, die die Grenze überqueren wollten, war bis zu mehrere hundert Meter lang. Und auch sie sollten viermal kontrolliert werden. Die Fiktion, es würde sich bei allen, die die Grenze überquerten, um Touristen handeln, die Museen, Kirchen und Schlösser besuchen wollten, gab den Grenzbeamten dies- und jenseits nur ein schwaches Instrument in die Hand, einen wahren Wirtschaftstsunami auch nur ansatzweise im Zaum halten zu können. Viele Polen drängten nach Deutschland, um dort schwarz zu arbeiten, preiswert einzukaufen und leider auch zu stehlen und zu schmuggeln. Seriöse Untersuchungen gehen davon aus, dass in den 1990er Jahren entlang der deutsch-polnischen Grenze ca. 40.000 Zigarettenschmuggler agierten. Die Deutschen wiederum kamen nach Polen, um hier billig zu tanken sowie billige Zigarettens und Lebensmittel zu kaufen. An einem Wochenende überquerten etwa 20.000 „Touristen“ die Stadtbrücke zwischen Frankfurt (Oder) und Stubice und ein jeder von ihnen gab in Polen – wiederum seriösen Untersuchungen zufolge – 53 D-Mark aus. Allein an diesem Grenzübergang wurde die polnische Volkswirtschaft jedes

Wochenende demzufolge um 1 Million D-Mark (und im Jahr um 50 Millionen D-Mark) „reicher“, und die deutsche Volkswirtschaft um Steuermindereinnahmen (vorwiegend Tabak- und Alkoholsteuer) in Höhe von mindestens 200.000 D-Mark (binnen eines Jahres machte das 10 Millionen D-Mark) „ärmer“. Die deutschen Zollbeamten begaben sich indessen in einen aussichtslosen Kampf um jeden Kofferraum und jede Manteltasche, und die polnischen Zollbeamten forderten dazu auf, jene 50 D-Mark vorzuzeigen, die laut Gesetz von jedem Tagestouristen verlangt wurden.

Wollte man die Gepflogenheiten jener Jahre an der deutsch-polnischen Grenze sozialpsychologisch fassen, so käme man zu dem Ergebnis, dass, je stärker die Kontakte auf die Befriedigung elementarer materieller Bedürfnisse gerichtet waren, desto weniger die übergreifenden Strukturen (die Verwaltung, die Kommunalpolitik und das Bildungswesen) zur Kooperation bereit waren. Diese Bereitschaft war erst im Entstehen begriffen. Und eines der ersten Dinge, die hier im Entstehen begriffen waren, war die Universität.

Der grenzüberschreitende Standort

Nach der Wiedervereinigung verfügte Brandenburg kaum über eine nennenswerte Hochschullandschaft. Von Wert waren eigentlich nur die Pädagogische Hochschule in Potsdam und die Hochschule für Bauwesen in Cottbus. Ansonsten existierten vor allem Überreste der Bezirksparteischulen, Bildungsstätten ehemaliger DDR-Verbände sowie sogenannte höhere Lehranstalten und Fachschulen. Was wirklich von Bedeutung für den Hochschulbereich war, hatte in der Hauptstadt Berlin seinen Standort. Um das wiedergegründete Land Profil zu verleihen, beschloss die Landesregierung, eine Universität in Frankfurt (Oder) zu gründen und sie „europäisch“ zu nennen („Europa“ war damals das Schlüsselwort, um allen und allem hinter dem einstigen Eisernen Vorhang den Weg in die Zukunft zu bereiten), um die freundschaftlichen Beziehungen zum nächstgelegenen Nachbarn zu unterstreichen. Der damalige Minister für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg Hinrich Enderlein erzählte mir, er habe einen der Staatssekretäre, einen Wessi, nach Frankfurt (Oder) beordert, um den Standort zu erkunden. Des Staatssekretärs Diagnose lautete: „Überall, nur nicht dort. Die Stadt ist grau und düster, nur Plattensiedlungen. Nach Einbruch der Dämmerung werden die Bürgersteige hochgeklappt. Jenseits der Brücke ein heruntergekommenes polnisches Kaff. Der Gesichtsausdruck der Passanten lässt nicht erkennen, dass um die Universität herum eine höhere geistige Aura auch nur ansatzweise entstehen könnte.“ Jemand anderes entdeckte aber, dass es in der Stadt von 1506 bis 1811 die erste Universität Brandenburgs gegeben hatte, deren Fakultäten dann zwischen der Universität zu Berlin und der Universität Breslau aufgeteilt worden waren. Da sei es doch eine Sünde, nicht an diese schöne Tradition anzuknüpfen. Die zweite Argumentation machte das Rennen, und so wurde 1991 die Europa-Universität Viadrina gegründet. Das Mitglied des Gründungssenats Waldemar Pfeiffer, Germanist an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań, schlug daraufhin vor, in Stübice – sozusagen – eine Botschaft der Viadrina zu errichten, die er Collegium Polonicum taufte. Ursprünglich sollte es sich um ein kleines Gebäude mit einem Hörsaal, zwei Büroräumen und einer Wohnung für Gastprofessorinnen und Professoren handeln. Die Idee fiel auf fruchtbaren Boden und wurde von der polnischen Regierung und dem Senat der Adam-Mickiewicz-Universität unterstützt. 1993 wurde ein Architekturwettbewerb veranstaltet. Kurz darauf setzte die polnische Regierung das umfangreichste Investitionsvorhaben des polnischen Hochschulwesens in den 1990er Jahren um und errichtete das hoch-

moderne Gebäude des Collegium Polonicum (mit 20.000 Quadratmetern Nutzfläche) samt Studentensiedlung. Das Gebäude wurde mit dem Titel „Gebäudes des Jahres 1998“, also dem polnischen „Architektur-Oscar“, geehrt.

So wurde dann einer der ersten und in dieser frühen Phase des Transformationsprozesses sogar ergiebigste Kanal geöffnet, mit dem nicht nur ihre materiellen Bedürfnisse befriedigende „Einkaufstouristen“ in die Region kamen, sondern eben auch ambitionierte Menschen und ihre Gedanken. Man mag meinen, dass diese ambitionierten Menschen und ihre ambitionierten Gedanken keine schmucken Gebäude benötigen, um sich zwischen ihnen über die Grenze(n) hinweg zu bewegen. Dennoch – im Jahre 1991 wurde in Frankfurt (Oder) auf Initiative von Klaus Baldauf der Verein Frankfurter Brücke gegründet, der es sich zum Ziel setzte, die Annäherung zwischen Polen und Deutschen im Rahmen von Begegnungen sowie der Entwicklung und Umsetzung unterschiedlichster Initiativen und Projekte zu fördern. Bis 2004, als sich der Verein auflöste, waren unter den insgesamt 35 Vereinsmitgliedern nur 2 Polen aktiv. Einer von ihnen war Józef Finster aus Gorzów. Zur selben Zeit gab es bei den in Stubice tätigen Vereinen ein einziges Mitglied aus Deutschland, Willi Przybylski. Er hatte zahlreiche Regionalhistoriker zu seinem Projekt „Deutsch-Polnische Geschichte“ eingeladen und wurde gegen Ende der 1990er Jahre von einer in Gorzów erscheinenden Zeitung zum „Menschen des Jahres“ gewählt. Im Laufe der Zeit kamen immer mehr dieser „Pioniere der deutsch-polnischen Zusammenarbeit“ in der hiesigen Grenzregion hinzu.

Der in Gorzów tätige Arbeitgeberverband nahm Kontakt zum Unternehmerverband Berlin-Brandenburg e. V. und dem unter seinem Dach tätigen Berufsbildungswerk der Wirtschaft in Berlin und Brandenburg (bbw) auf. Gemeinsam begannen sie 1992 damit, eine Seminarreihe für Führungskräfte anzubieten, mit Themenschwerpunkten im Bereich Controlling und Marketing. Dies bildete zugleich den Ausgangspunkt einer systematischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit in der Grenzregion. Zunächst also sollten polnische Arbeitgeber an Unternehmensführung und management unter den Bedingungen der kapitalistischen Marktwirtschaft herangeführt werden. Die Schulungsreihe wurde aus den eigens bereitgestellten EU-Hilfsfonds finanziert, die Referenten kamen aus dem schon ehemaligen West-Berlin. Ein nächster Schritt war die Gründung der Deutsch-Polnischen Bildungsstiftung der Wirtschaft (DPBW). Neben dem bbw und dem Arbeitgeberverband Gorzów war auch der Arbeitgeberverband des Lebusener Landes hieran beteiligt. Ihr erster Präsident wurde Klaus-Dieter Teufel, Ryszard Barański war stellvertretender Stiftungsvorsitzender.

In Warschau gewann indessen die nach 45 Jahren wiedergegründete Konföderation der Polnischen Arbeitgeber an Bedeutung. 1992 erzielte sie mit den Verhandlungen und der Verabschiedung des „Pakts über die in Umwandlung befindlichen öffentlichen Unternehmen“ einen ersten Achtungserfolg. Der polnische Arbeitgeber, der sein Handwerk noch im Sozialismus erlernt hatte, wenn er auf der Strecke Warschau-Berlin BHs oder auf der Strecke zwischen Budapest und Krakau Schuhe schmuggelte, begann sich nun von der Pike auf die Regeln der Marktwirtschaft, des eigenen Landes, des deutschen Markts und auch die allgemeinen Regeln anzueignen. Im Jahre 1994 entstand die Deutsch-Polnische Wirtschaftsförderungsgesellschaft S. A., die auch in Gorzów einen Sitz unterhielt. In Frankfurt (Oder) wurde die Deutsch-Polnische Wirtschaftsentwicklungsgesellschaft mbH (DePoWi) gegründet, dessen Geschäftsführer Reinhard Petzold war. Mit ihrer Geschäftstätigkeit bohrte die DePoWi erste dicke Bretter, so dass erste Impulse für ein Zusammenwachsen der Wirtschaft beiderseits der Grenze gesetzt werden konnten.

Der wahre Strom aber, mit dem der Integrationsprozess in der Grenzregion an Fahrt gewann, ging von der Universität und dem Collegium Polonicum aus. Gegen Ende der 1990er Jahre studierten etwa tausend Polen an der Viadrina. Am Collegium Polonicum, welches formell bereits 1991 zu existieren begann, das seine Pforten im neuen Gebäude aber erst 1998 öffnete, studierten die ersten Deutschen und Europäer aus Westeuropa. Erste ausländische Studierende zogen in die Studentenheime von Stubice ein. Der kleine Grenzverkehr zwischen Universität und Collegium wurde so intensiv, dass die Passkontrollen den Lehrbetrieb behinderten. Die Grenzbeamten auf beiden Seiten einigten sich darauf, Studierenden und Dozenten das Passieren der Grenze ohne Wartezeit zu erlauben, sie mussten nur ihren Studenten- bzw. Dienstausweis vorzeigen. Genervt zerrten auf ihre Abfertigung Wartende die vorbeiziehenden Studierenden an ihren Ärmeln. So begann man 1998 zu überlegen, ob man nicht eigens eine abgesperrte Spur über die ganze Brücke hinweg mit beiderseitigen Schranken einrichten sollte, die auf einen magnetischen Sensor im Studenten- oder Dienstausweis reagieren sollten. Diskussion, Planung und Geldbeschaffung nahmen vier Jahre in Anspruch. Als man dann endlich mit dem Bau beginnen wollte, bemerkte man, dass Polen jeden Augenblick EU-Mitglied werden und die Errichtung einer eigenen Spur für Privilegierte in einem PR-Desaster enden würde.

Die Universität war aber nicht nur ein Ort studentischer Kommunikation. Ihre eigentliche Errungenschaft bestand darin, unsichtbare Grenzen in den Köpfen der Menschen der Region verschwinden zu lassen, und jenen, die den gegenseitigen Austausch vorantrieben, das Gefühl zu vermitteln, auch auf der anderen Seite der Brücke noch immer bei sich zu Hause zu sein. Indessen erschwerte jenes Bei-sich-zu-Hause-Sein es (welch Wunder!) einerseits, die Verwaltungsangelegenheiten der Universität auch weiterhin wie gewohnt zu regeln, brachten die Neuankömmlinge doch ihre eigenen Verhaltensweisen und damit auch Erwartungen mit. Diese Erwartungen waren nur schwer zu erfüllen. Und es hätte sie gar nicht gegeben, wenn Mitarbeiter und Studierende nur 50 Kilometer weitergezogen wären. Auf der anderen Seite erleichterte es die Nähe enorm, Kontakte zu schließen. In den Universitätsgebäuden wurden Kooperationen zwischen Polizei, Zoll- und Grenzschutzbehörden, Kultureinrichtungen und Vereinen geschlossen. Politiker waren zu Gast ebenso wie Vertreter aus Kultur und Wirtschaft. Noch zu Beginn der 1990er Jahre wandten sich viele geschäftstüchtige Polen an die Universität, dass diese auf der Suche nach Geschäftspartnern in Deutschland unterstützte. Auch ich war, damals noch Leiter des Akademischen Auslandsamtes der Viadrina, mit solchen Bitten konfrontiert. Die seltsamste kam von einem Mann aus der Nähe von Lublin, der davon berichtete, er betreibe eine Kompostwurmzucht, die auch floriere. Er habe jedoch ein kleines Problem: Die Kompostwürmer vermehrten sich, er finde aber keine Abnehmer in Polen. Auf die Frage, wofür sich denn jene Würmer eigneten, sagte er: „Für sehr viele Sachen, z. B. auch dafür, um sie gemixt als Shake oder Cocktail zu trinken.“ Der Anstand gebot es, ihm die Adresse eines Verbands der Lebensmittelwirtschaft herauszusuchen, was sich später als goldrichtig erweisen sollte. Etwa zwei Jahre später, auf einer Konferenz materialisierte sich nämlich eben jener Anrufer aus dem Nichts und dankte mir überschwänglich für die Hilfe bei der Aufnahme der mittlerweile guten Zusammenarbeit. Stolz berichtete er, dass er eben gerade wieder 1 Tonne Kompostwürmer nach Deutschland exportiert habe.

Als Polen im Dezember 2007 dem Schengener Abkommen beitrug, war das der Ritterschlag des Integrationsprozesses und zugleich der Auftakt zur Herausbildung einer – sozusagen – neuen Identität der Grenzregion. Alle Institutionen, Organisationen,

Vereine, Interessengruppen, die auf grenzüberschreitende Partnerschaften setzten, hatten es mit dieser Grenze aufnehmen und sich an ihr abarbeiten müssen. Alles, was man in der Zusammenarbeit mit einem deutschen oder polnischen Partner bislang getan hatte, war zugleich darauf gerichtet gewesen, diese Grenze zu überwinden, sie zu beseitigen, zu besiegen, die Folgen zu mindern, unsichtbar zu machen. Und plötzlich, da war sie in ihrem trivialsten und dem Anschein nach wesentlichsten Erscheinungsbild – also als Ort, an dem man auf- und angehalten wird und eine Weiterreise keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist – einfach verschwunden! Keine Schlagbäume mehr, keine Grenzbeamten, keine endlosen Schlangen, keine einzige Seele mehr hier ... Wahnsinn.

Und dann kam ein Gefühl auf, das wohl jeder über eine gewisse Zeit lang hatte. Neben der Freude herrschte Ungläubigkeit: Kann das so bleiben? Ist das normal? Wird das nun für immer sein, bis in alle Ewigkeit? Und schließlich diese beunruhigende Frage, die immer lauter wurde: Und was machen wir dann eigentlich noch hier?

Jene Frage und der Prozess, der zu ihr geführt hatte, schlug sich bei Studierenden und Hochschuldozenten stark nieder, obgleich das überraschende Ereignis an sich unspektakulär und schmerzlos war, sich auch hinzog, aber dennoch großen Schaden anrichtete. Die Öffnung der Grenzen wie auch die vorangegangene Abschaffung der Zollbarrieren und die Gewährleistung der vier Grundfreiheiten des europäischen Binnenmarkts ließen bei den jungen Polen letztendlich das Bewusstsein aufkommen, dass auch sie Europäer sind. Einst war die Viadrina zunächst die einzige, später dann eine der wenigen Universitäten in Westeuropa gewesen, an der sie gebührenfrei und unter angenehmen Bedingungen hatten studieren können. Und nun standen ihnen auf einmal 400 andere westeuropäische Hochschulen offen, die dieselben Bedingungen boten, unter anderem Oxford, Cambridge, die Sorbonne. Die Zahl der polnischen Studierenden an der Viadrina begann dramatisch zu sinken. Auch am Collegium Polonicum wollten immer weniger studieren, ebenso nahm das Interesse bei den Deutschen und anderen Westeuropäern ab, weil Polen eben kein „exotisches“ Land mehr war. Die ältere Generation der Professorenschaft verabschiedete sich in den Ruhestand – jene erste Generation, die im Alter von 40–50 Jahren zum Lehrstuhlinhaber berufen worden war. Sie war in der Überzeugung aufgewachsen, dass ein anständiger Deutscher Schuld gegenüber Menschen jüdischer Herkunft, Polen und Russen empfinden müsse und dass er zumindest ein kleines Stück Wiedergutmachung leisten könne, wenn man Kontakte mit Polen pflegt und fördert. An ihre Stelle traten neue Mittvierziger, die also in den 1970er Jahren geboren waren und für die Kontakte in die USA oder zu China, mindestens aber zu Lateinamerika wichtig waren, aber zu Polen ... na ja, halt ein normales Land, nichts Besonderes...

So wurde es allmählich etwas unangenehm. Die Überwindung von Grenzen wurde zu so etwas wie einer Jacke mit Schulterpolstern, alles längst aus der Mode gekommen. Auch das Motto „Verbrüderung“ wurde lächerlich: Wie soll man sich mit seinem Nachbarn verbrüdern, den man schon über 25 Jahre lang kennt? Auch die deutsch-polnische Aussöhnung verlor jegliches Flair, drangen doch aus der Tiefe des Landes Stimmen hier an die Grenze, man solle anstelle einer Verbrüderung und Aussöhnung mit den Deutschen lieber mal Reparationen einfordern.

Die Geschichte machte indessen ein Schritt nach vorn. Nach Ostbrandenburg kehrten nun immer häufiger jene zurück, die ihre Heimat nach der Wiedervereinigung verlassen hatten, und trafen auf eine vollkommen andere Atmosphäre. Und nach Polen kamen immer mehr Ukrainer und verkündeten: „Bei euch herrschen Kultur, Wohlstand und Demokratie.“ Etwas später kamen auch nach Frankfurt (Oder)

Flüchtlinge aus Nordafrika und dem Nahen Osten. Und niemand schlug sie oder tippte mit den Fingern auf ihre Haut. In Stubice wurde eine ukrainisch-orthodoxe Kirche errichtet. Am Collegium Polonicum begrüßten wir die ersten 15 Chinesen. Die Welt „draußen“ wurde zu einer Welt voller politischer Spannungen, aber die Menschen hier in der Region nahmen wahr, dass sie eine wesentlich größere Abneigung gegen diese äußeren, fernen Faktoren hegten, als typische Abneigung gegenüber den Nachbarn. Dann brach die Coronavirus-Pandemie aus und die Grenze wurde geschlossen. Gemeinsam demonstrierten Frankfurter und Stübicer dagegen.

Die deutsch-polnische Grenzregion hat in den letzten 30 Jahren einen schier unglaublichen Entwicklungsprozess durchlaufen, dem man in dieser Intensität nur selten begegnet. Man weiß es nicht und wird es auch nicht wissen, warum dieser Prozess einsetzte und sich gerade so vollzog, aber eines ist gewiss: Gestaltet haben ihn ganz normale Menschen, Menschen mit ihren Unzulänglichkeiten, unterschiedlichen kulturellen Standards, mit ihren Komplexen von Minderwertigkeit oder Überlegenheit, mit Kapital oder ohne – sie waren es, die über viele Jahre hinweg ausdauernd unsere Wirtschaft, die Grenzregionen und ihre Menschen miteinander verbanden. [...] Sie waren Unternehmer, Politiker, soziale Akteure, Kulturschaffende, Dolmetscher und Übersetzer, Ärzte, Pflegefachkräfte, Lehrer, Pädagogen, Dozenten und Wissenschaftler wie auch „Otto-Normal-Bürger“, Händler und Taxifahrer, Marktbesucher, passionierte Raucher, Einkaufstouristen und zahlreiche andere. Es fehlt allein an Platz und Zeit, um sie alle zu erwähnen. [...]

1.1 Der Schmerz der Nachbarschaft

Aus der zeitlichen Distanz kann man sich einige Tabubrüche leisten. Zu Beginn der 1990er Jahre war der Zivilisationsunterschied zwischen Polen und Deutschland, einschließlich der deutsch-polnischen Grenzregion, drastisch. Er hatte schon immer bestanden. Vor dem Zweiten Weltkrieg war das Volkseinkommen pro Kopf in der deutschen Bevölkerung siebenmal höher als in Polen. Zu DDR-Zeiten gab es keine verlässlichen Statistiken, aber wer den Alltag in der DDR und in Polen kannte, konnte schätzen, dass die Kaufkraft des durchschnittlichen DDR-Lohns (nominell etwa 40 Prozent mehr als in Polen) praktisch doppelt so hoch war. Aber nach der Wiedervereinigung wurde die Ostmark durch die Westmark ersetzt, der Durchschnittslohn stieg von 660 Ostmark auf fast 2000 Westmark, und der Unterschied zwischen diesem Lohn und dem Lohn in Polen betrug 10:1! Diese Ungleichheit war für alle spürbar, für die Polen vielleicht ein bisschen weniger. Sie waren es gewohnt, dass die Westler drastisch mehr verdienten. In der Grenzregion waren diese besser verdienenden Nachbarn plötzlich als Abnehmer von Waren und Dienstleistungen willkommene Gäste oder zumindest Gäste, denen gegenüber es angebracht war, Ressentiments zu verbergen. Die Ostdeutschen hingegen fielen oft einem schlimmen (allgemeinmenschlichen) psychologischen Phänomen zum Opfer: Aus dem Gefühl der Überlegenheit des eigenen Potentials (wirtschaftlich, politisch oder kulturell) erwächst oft ein allgemeines Überlegenheitsgefühl, das wiederum ein Gefühl der Verachtung für die Schwächeren hervorruft. Dies war in vielen Situationen zu spüren: bei Einkäufen, bei der Nutzung des öffentlichen

Raums, bei privaten Gesprächen. Das bedeutete, dass ich unter Deutschen oft sehr viel Stress ausgesetzt war. Als vernunftveranlagter Mensch musste ich zustimmen oder die Äußerungen derjenigen tolerieren, die auf die Raffgier oder Unehrlichkeit meiner Landsleute hinwiesen. (Während meines 35-jährigen Lebens in Warschau wurde ich einmal Zeuge eines Ladendiebstahls, und in den ersten zwei Jahren an der hiesigen Grenze fanden in meiner Gegenwart vier Ladendiebstähle statt, die alle von meinen Landsleuten begangen wurden. Ich selbst habe zur Festnahme von zwei jungen polnischen Dieben beigetragen, und mein Sohn hat einen erwischt.) Andererseits erlebte ich als Pole eine starke Minderung des Selbstwertgefühls, d.h., ich fühlte mich durch die Gesamtsituation und ihre Wahrnehmung durch meine deutschen Freunde und Mitarbeiter einfach gedemütigt. Und damit war ich nicht allein. Fast alle Polen, die in der Grenzregion mit Deutschen zu tun hatten, beklagten sich darüber, dass die Deutschen arrogant und hochmütig waren und dass sie von diesen gedemütigt und sogar diskriminiert wurden. Sie wollten nicht wahrhaben, dass sie in den meisten Fällen gegen die von den Deutschen anerkannten Regeln (unter Umständen völlig unwissentlich) verstießen und dass für sie die gleichen Sanktionen galten wie für Regelbrecher in der deutschen Gesellschaft. Wo liegt im Übrigen die Wahrheit? Wo ist die Grenze zwischen der Durchsetzung des Gesetzes, der Anwendung moralischer Sanktionen und der unantastbaren Menschenwürde? Beim Überqueren der Grenze, in meiner Rolle als Vermittler zwischen polnischen und deutschen Teilnehmern im Rahmen der akademischen Zusammenarbeit und in meiner Freizeit mit deutschen und polnischen Freunden habe ich ständig über diese Frage nachgedacht.

Als Jan C. Joerden, Inhaber des Lehrstuhls für Strafrecht, insbesondere internationales Strafrecht und Rechtsphilosophie, mir 1995 anbot, ein Kapitel in dem von ihm herausgegebenen Band „Diskriminierung an der Grenze“ zu schreiben, nahm ich dies gerne an und wählte den Topos des Grenzübertretts.²

Der Bürgermeister von Stubice erzählt im intimen Kreis, wie er einmal den Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder) besuchte und an der Grenze angehalten wurde. „Wohin geht er?“, fragte ihn auf Polnisch der deutsche Zollbeamte. Er ließ dabei dem Sprachgebrauch aller deutschen Zollbeamten gemäß das Wort *pan* (Herr) weg und verwandelte damit eine höfliche Anredeform in eine, die beleidigend und erniedrigend wirkt. „Nach Frankfurt, ins Rathaus, ich habe dort einen Termin“, antwortete der Bürgermeister. „Zigaretten hat er dabei?“ Der Zollbeamte schien gar nicht vom Zielort des Besuches beeindruckt zu sein.“ „Nur eine Schachtel, für den privaten Gebrauch, angebrochen.“ „Soll zeigen!“ Der Bürgermeister holte eine halbvollgepackte Zigarettenschachtel aus der Tasche. „Und was hat er dort, unter dem Mantel?“ „Nichts.“ „Soll zeigen!“

An dieser Stelle drängt sich uns ein Bild auf. Der Bürgermeister von Stubice mit dem exhibitionistisch weit ausgebreiteten Mantel ist ein Symbol der Ungerechtigkeit und der Diskriminierung an der Grenze, wie sie sich vom Osten her gesehen darstellt. Ein deutscher Lokalpolitiker wäre nie auf diese Weise behandelt worden. Dieses Symbol steht

² Krzysztof Wojciechowski: Diskriminierung an der Grenze. Axiologische Topographie eines Tatortes. In: Diskriminierung – Antidiskriminierung. Hrsg. von Jan C. Joerden. Berlin/Heidelberg: Springer 1996, S. 319–326, leicht gekürzt.

für unzählige Leidensgeschichten, die seit Jahrzehnten, und insbesondere seitdem die Oder zum Rio Grande Europas geworden ist, auf der östlichen Seite des Flusses im Zusammenhang mit der Grenze erzählt werden. Bezugspunkte für die stillschweigenden oder expliziten Bewertungen sind historische Erfahrungen, die Uniform und Kontrolle mit fremder oder entfremdeter Herrschaft assoziieren, die Zollvorschriften als unsinniges Hindernis im täglichen Kampf um die Existenz betrachten und die eigene Würde als einziges, autonomes Gut in der Flut der Niederlagen und Missgeschicke schätzen.

Vom Westen her betrachtet ist unser Mann mit Mantel eine axiologisch neutrale Darstellung eines Arbeitsvorganges. Es gibt nun einmal Zollbestimmungen, und da es Personen gibt, die sich an Zollbestimmungen nicht halten, muss es Kontrollen geben. Die Erwägung weiterer Zweifel und Einwände wird durch die Fragen aufgehoben: „Hat der Bürgermeister sich als solcher ausgewiesen? Hat er seinen Grenzübertritt entsprechend früh und bei entsprechenden Stellen angekündigt? Hat er sich an alle in dieser Situation geltenden Regeln gehalten?“ Wenn wenigstens eine der Antworten negativ ausfällt, werden alle Diskriminierungsklagen und vorwürfe abgewiesen.

Wir scheinen uns der ersten großen Frage zu nähern: Kann der intuitiv plausible Vorwurf der Diskriminierung dadurch abgewiesen werden, dass man auf die Nichteinhaltung der Spielregeln durch den – angeblich – Diskriminierten hinweist? Diese Frage scheint für unsere Problematik von zentraler Bedeutung zu sein, weil die Ostbesucher der Grenze den Grenzhütern auf westlicher Seite als notorische Regelbrecher erscheinen, was durch zahlreiche soziologische Umfragen, Leserbriefe in Lokalzeitungen, Kriminalitätsstatistiken und Äußerungen im Alltag belegt werden kann.

Diskriminierung als Ausdruck „stammeszeitlichen Territorialdenkens“

Zunächst aber eine kleine soziopsychologische Flurbereinigung: In unserer Problematik gibt es eine Komponente, die wir einmal „stammeszeitliches Territorialdenken“ nennen wollen. Dieses Denken hat seine Wurzeln in den tierischen Anfängen der menschlichen sozialen Existenz und betrachtet die Mitglieder einer fremden „Herde“ als generell unfähig, die Regeln zu verwenden, die man selbst anerkennt. Im Prinzip geht es hier um eine axiologische Abwertung eines Fremden, wo dieser eher als Spielobjekt eigener Gruppeninteressen interpretiert wird statt als Partner. Am deutlichsten schildert dieses Problem der Anthropologe Jared Diamond, wenn er schreibt: „Die strengen Verhaltensregeln für die eigene Gruppe galten nicht für die ‚anderen‘, jene Feinde von nebenan, von denen man kaum mehr als eine bloße Vorstellung hatte. Als ich in Neuguinea von Tal zu Tal wanderte, warnten mich Menschen, die selbst Kannibalen waren und noch vor einem Jahrhundert in der Steinzeit gelebt hatten, regelmäßig vor den unsagbar primitiven, abscheulichen und kannibalistischen Sitten der Menschen, denen ich im nächsten Tal begegnen würde.“³ Ergebnisse von soziologischen Untersuchungen bestätigen die These, dass Rudimente dieses Denkens auf beiden Seiten der Grenze vorhanden sind: Obwohl 50–90 Prozent der Befragten die Öffnung der Grenze und die damit einhergehenden Veränderungen akzeptierten, konnten sich lediglich 2–3 Prozent vorstellen, einen Menschen von jenseits der Grenze als Familienmitglied zu akzeptieren.⁴ Den Fremden kann man dulden und ausnut-

³ Jared Diamond: Der dritte Schimpanse. Evolution und Zukunft des Menschen. Frankfurt am Main: Fischer 1994, S. 373.

⁴ Lisiecki Stanisław: Otwarta granica Raport z badań na pograniczu polsko-niemieckim 1991–1993, Poznań 1995, S. 300.

zen. Überschreitet er jedoch die Grenze der Sphäre, die für unsere Gemeinschaft reserviert ist, begegnen ihm in erster Linie Misstrauen und Kontrolle. Allerdings muss man sagen, dass die ungleiche Behandlung des Fremden im Laufe des Integrationsprozesses relativ schnell nachlässt. Sie überdauert den geschäftigen Alltag nur dank der konservierenden Kraft der Symbole und Stereotypen.

Diskriminierung und Spielregeln

Es ist gar nicht offensichtlich, welche Spielregeln das Verhalten der Menschen im Grenzbereich und direkt an der Grenze bestimmen. Theoretisch sind es natürlich Gesetze und Vorschriften der beiden Länder sowie Moralnormen, die im Alltag gelten. Aber nur theoretisch: An der Grenze unterscheidet sich der De-iure- stark vom De-facto-Zustand. Die Lücke zwischen den virtuell geltenden Regeln und der Realität wird im Alltag durch spontan entstehende Normen und Verhaltensweisen gefüllt, die fast alle bekannten Sünden gegen das Prinzip der gleichen Behandlung der gleichen Subjekte beinhalten.

Hier einige Beispiele zum inadäquaten Charakter der Vorschriften und Gesetze: Die Einreisebestimmungen beider Staaten, Polens und Deutschlands, besagen, dass visafrei nur diejenigen Personen einreisen dürfen, die sich im Nachbarland als Touristen aufhalten wollen. Ihre Bildungsreise darf höchstens drei Monate dauern. Für jeden Tag des Aufenthaltes müssen sie den Grenzbehörden eine gewisse Geldsumme (für Deutschland 50 D-Mark) nachweisen können. Unter den 20.000 bis 30.000 deutschen Staatsbürgern, die am Wochenende Stubice besuchen, um ihre Einkäufe auf dem Basar zu tätigen, dürften nur ganz wenige sein, die an Stubices Sehenswürdigkeiten interessiert sind. Dasselbe gilt für polnische Staatsbürger, die sich nach Deutschland begeben. Eine endlose Kolonne von polnischen „Touristen“ führt an den Theatern und Museen von Frankfurt (Oder) vorbei und versinkt in Supermärkten, in legalen oder illegalen Arbeitsplätzen und bei verschiedenen Firmen als Kunden, Anbieter oder Lieferanten. Die beinahe absolut fiktive Regel, dass man Deutschland lediglich als Tourist besucht, veranlasst die Gesetzeshüter zur Instrumentalisierung der Vorschriften. Da praktisch jeder ein Gesetzesbrecher ist, kann das Gesetz gegen jede Person und in jedem beliebigen Moment angewendet werden. Wenn eine Person verdächtig erscheint, sich unangemessen verhält oder einen Zollbeamten verärgert, weil sie als Schmuggler aufgefallen ist, kann sie nach dem touristischen Zweck ihrer Reise befragt werden. Stottert diese Person beim Erläutern der touristischen Absichten oder hat sie nicht genügend Bargeld dabei, wird sie an der Grenze zurückgewiesen.

Die willkürliche Anwendung der de iure geltenden Regeln geht so weit, dass man Ad-hoc-Regeln einführt, um bestimmte Personengruppen vor den chaotischen Zuständen und zufälligen Repressalien zu schützen. Und so schuf man z.B. auf der lokalen Verwaltungsebene eine für die Europa-Universität sehr günstige Regelung, die es vor allem den Studierenden erlaubte, die Grenze gegen den Grenzgängerstrom zu überqueren, nach der sie zwar ihre Dokumente vorzeigen sollten, aber nicht genauer kontrolliert wurden. Merkwürdigerweise wird diese Sonderregelung von den deutschen Grenzbeamten viel leichter akzeptiert als von den polnischen Beamten. Letztere bedienen sich nämlich viel seltener des Tourismusinstruments beim Selektieren der Grenzgänger als ihre deutschen Kollegen. Die Deutschen verursachen nämlich so gut wie keine Probleme in Polen, können also en bloc als Touristen gelten.

Die Zollvorschriften besagen auch, dass jede erwachsene Person nur eine beschränkte Menge von Zigaretten für den eigenen Gebrauch ein- und ausführen darf.

Die Vorschriften machen hier übrigens einen diskriminierenden Unterschied zwischen den Bewohnern der Grenzgemeinden und den übrigen Staatsbürgern. Erstere dürfen nur ein Päckchen über die Grenze mitbringen, Letztere zehnmal mehr. Die Fiktion beruht in diesem Falle darauf, dass so gut wie kein Pole und genauso wenig die Deutschen die Zigaretten nur für den eigenen Gebrauch kaufen. Im günstigeren Fall hat man gleich Zigaretten für Familie oder Bekannte dabei und im ungünstigeren Fall hat man sie für den Verkauf bestimmt. Im allerschlimmsten Fall wird diese Vorschrift für einen quasilegalen Zigaretten schmuggel missbraucht. An der Brücke in Stubice halten sich Tag und Nacht Personen auf, die bereit sind, gegen eine kleine Bezahlung mehrmals nacheinander über die Brücke zu gehen und jedes Mal eine Stange Zigaretten mitzunehmen. Auf diese Weise kann innerhalb von wenigen Stunden ein Kleintransporter voller Zigaretten auf der polnischen Seite beladen und hinter der Brücke auf der deutschen Seite wieder entladen werden. Diese Art zu schmuggeln nennt man im Jargon „Ameise machen“.

Die Grenzbeamten kennen natürlich die „Ameisen“ sehr gut. Beim Bekämpfen der bekannten oder mutmaßlichen „Ameisen“ bedienen sie sich der „touristischen“ Repressalien. Sie weisen die Menschen zurück, die ihre touristischen Absichten nicht erklären und mit einer entsprechenden Geldsumme belegen können. Aber jeder dritte, vierte Schuss geht daneben. Es werden Leute nach Hause geschickt, die durchaus harmlose Absichten haben. Unter anderen wurden mehrmals polnische Wissenschaftler an der Grenze zurückgewiesen, die die Universität besuchen wollten.

Das nächste Beispiel für Ad-hoc-Regeln, die ein Vakuum füllen, stammt aus dem Verkehrsbereich. Auf beiden Seiten der Grenze ziehen sich die Warteschlangen der Autos, die zeitweise mehrere hundert Meter lang sind. Die Wartezeit kann bis zu vier Stunden betragen. Eine derart lange Wartezeit verleitet die Fahrer, sowohl die polnischen als auch die deutschen, dazu, sich in der Schlange vorzudrängeln. Meist verletzen die Drängler dabei keine Verkehrsvorschriften, denn diese Vorschriften kennen den Begriff der Wartezeit und des Vordrängels nicht. Jemand, der bei Grün um die Ecke biegt und sich auf dem rechten Streifen in der Mitte der Schlange anstellt, begeht keine Verkehrssünde. Beim Zusammenführen von zwei Autoschlangen auf Stubicer Seite wird das Prinzip des Reißverschlusses auch öfters missachtet. Es gibt aber in den polnischen Verkehrsvorschriften den Begriff Reißverschluss nicht, die Vernunftregel kann also hier auch ohne Konsequenzen verletzt werden. Die Polizei, die in Fällen besonders brutalen Verhaltens eingreift, kann sich aber einiger Ersatzmittel bedienen. Sie kann den technischen Zustand des Wagens peinlich genau überprüfen, oder sie kann den Kollegen vom Zoll einen Tipp geben, das Auto besonders genau auf Schmuggelgut zu untersuchen.

In allen drei Beispielen haben wir es aber mit einem spontanen Prozess der Regelparbeitung zu tun, die auf einem möglichst breiten Konsens aller Beteiligten (der Kontrollierenden und Kontrollierten, der Profitierenden und Geschädigten, der Gewaltausübenden und Wehrlosen) beruht. Aus den tausende Male wiederholten Interaktionen ergibt sich ein neues Regelsystem, welches die Akteure neu definiert und den Kodex der Rechte und Pflichten neu absteckt. In der Autoschlange bildet sich spontan eine Gruppe der Bewacher heraus, die die ordentlich Wartenden vor den Dränglern schützen. Eine einheitliche Gruppe der Staatsbürger am Kontrollpunkt differenziert sich in mehrere Gruppen: „Ameisen“, Wochenendeinkäufer, „Chancennutzer“ (für illegale Gelegenheitsgeschäfte oder kleinere Vergehen), Fernreisende, Studentinnen und Studenten, Akademikerinnen und Akademiker, usw. Für jede Gruppe kann intuitiv eine Handlungsregel durch die Grenzbeamten erfasst werden. So sind z. B. das Abtasten

des Körpers oder die repressive Zurückweisung im Falle der „Ameisen“ eine Selbstverständlichkeit und werden auch nicht als diskriminierend empfunden. Auch ein junger Mann, bei dem in der Jackentasche ein Schraubenzieher und eine Zange (höchstwahrscheinlich zum Abschrauben von Autoschildern) entdeckt werden, kehrt ohne Proteste zurück. Dieselben Mittel (Abtasten, Taschenkontrolle) führen im Falle der Studentinnen und Studenten oder Akademikerinnen und Akademiker – und erst recht bei Bürgermeistern – zum starken Eindruck der Diskriminierung und zu heftigen Protesten.

In diesem Moment können wir einen kleinen theoretischen Exkurs unternehmen. Der Begriff Diskriminierung ist in seiner theoretischen und soziopolitischen Tradition stark objektivistisch fundiert. Die Tatsache der Diskriminierung wird von den objektiven, logischen, messbaren Zuständen (Wortlaut der Gesetze, Statistiken, Einkommenshöhe usw.) abgeleitet. Das Selbstgefühl des Diskriminierten wird selten als Argument verwendet. Im Raum steht die Befürchtung, der Diskriminierte könnte seine Zufriedenheit mit den objektiv diskriminierenden Zuständen äußern. Er müsste dann – ähnlich dem glücklichen Sklaven – für urteilsunfähig erklärt werden, was natürlich in Frage stellt, ob er tatsächlich als ein Gleicher unter das Prinzip der gleichen Behandlung für Gleiche fällt. Wenn wir den Fall der sexuellen Minderheiten ausklammern, die sich auf das Selbstgefühl als ein wichtiges Argument berufen, kann unsere Grenze als ein seltenes Beispiel dafür herangezogen werden, dass die Verringerung des Diskriminierungsgefühls nicht unbedingt von soziopsychologischer Abstumpfung zeugt, sondern ein Indiz einer neuen, positiven Qualität ist. Dort, wo die neuen sozialen und politischen Zustände ungeregelte Lebensbereiche bloßlegen, kann das Abnehmen der Zahl der Klagen über Diskriminierung ein Indiz der Entwicklung einer neuen Regel sein, die einen Lebensbereich besser ordnet als die bisherige Regelung.

Die unterste Ebene der beschriebenen Sphäre bilden elementare moralische Normen. In ihrem Falle sind die Regeln klar. Ihre Verletzung darf harte, unmittelbare Sanktionen nach sich ziehen, obwohl die endgültigen Sanktionen durch andere Institutionen verhängt und vollstreckt werden müssten. Der sogenannte Grenzbrecher (*łamacz*), ein junger Autodieb, der die Grenzsperrn zu durchbrechen versucht, kann sich nur sehr schwer auf seine Bürgerrechte berufen, wenn er gefasst wird und in einem dunklen Raum mehrere Stunden mit Handschellen an den Heizkörper angekettet wird. Alle Beteiligten sind überzeugt, dass die Sanktion angemessen ist und in ähnlichen Situationen über ähnliche Personen verhängt werden darf. Dieselbe Übereinstimmung gibt es im Falle der routinemäßigen und vorschrittsbedingten Grenzkontrollen und Überprüfungsvorgänge. Die Welt dazwischen, die Welt der spontanen Regelbildung und Anwendung, ist der eigentliche Bereich der Diskriminierungsproblematik, in dem der Ethiker die Bedingungen und die Erscheinungsform der moralischen Diskriminierung untersuchen kann. Er kann auch versuchen, einige Prolegomena der ethischen Regelbildung zu formulieren. Berufen kann er sich auf die alte Tradition des ethischen Universalismus.

Es ist schwer, die Menschen zu überzeugen, dass ein Schmuggler oder ein Rowdy im Prinzip ein genauso rationelles Wesen ist wie sie selbst. Das Argument, dass wir auch mit dem Schmuggler, Autodieb oder Hooligan eine gemeinsame Regel auf Konsensbasis entwickeln werden, weil wir mit denselben angeborenen oder natürlichen Eigenschaften wie Bedürfnissen, Neigungen, Emotionen, prosozialen Trieben, Genen usw. ausgestattet sind, kommt leichter an. Die Frage, die dann gestellt wird, lautet: „Aber wie? Wie führt ein Weg vom gemeinsamen Begehren der simplen Güter zum akzeptablen Zusammenleben?“ Zugegeben, es ist schwer, den Prozess der Entstehung der Zivilisation zu schildern, noch dazu in einfachen Worten. Eines scheint aber

von Vorteil zu sein: dass die biologische Perspektive (ausgenommen Rassismus und Sozialdarwinismus) wenig Anlass zur Diskriminierung gibt.

Die Tatsache, dass sich die einfachen, individuellen Akte der Bedürfnisbefriedigung zum Fortschritt für alle summieren, ist eine Erkenntnis der Alltagserfahrung. Ich hatte die Chance, die Entwicklung des Grenzlebens nach der Eröffnung der Grenze im April 1991 bis heute beobachten zu können. Die Tendenz vom primitiven Einkaufstourismus zur reich strukturierten Zusammenarbeit auf allen Ebenen ist für mich offensichtlich. Die Entwicklung verlief ungleichmäßig, mit Rückschritten und Beschleunigungen, zwischen Perioden fast reibungsloser Zusammenarbeit und krisenhafter Zuspitzungen („Frankfurter Brötchenkrieg“, d. h. eine heftige Auseinandersetzung der Frankfurter Öffentlichkeit mit einem deutschen Bäcker, der seine Brötchen in Polen backen ließ, Verhaftungen von arbeitssuchenden Polen usw.). Ich konnte eine deutliche Wiederkehr der Ereignisse beobachten. Im Jahresrhythmus gab es Monate der langsam wachsenden Spannungen, die dann in Form einer kurzen Serie offener Konflikte (auch in gewalttätiger Form) an der Grenze selbst und im grenznahen Bereich kulminierten. Die entladenen Energien bildeten wiederum die Grundlage für eine ruhige Periode.

Die Herausbildung stabiler Regelkreise vollzog sich in verschiedenen sozialen Schichten mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Gegen alle Erwartungen konnte man beobachten, wie nach der Grenzöffnung am schnellsten die untersten Schichten zueinanderfanden. Schon einige Monate später ertönten bei den Trinkergruppen in den Parks beider Städte beide Sprachen. Mittlerweile ist die Vereinigung der Randgruppen ähnlichen Profils beinahe perfekt. Bindeglieder sind Kriminelle, die in den von Lissabon bis Wladiwostok gespannten Netzen von Autodiebstahl, Zigaretten- und Drogenschmuggel, Frauenhandel und Erpressung aktiv sind. Eine schnelle Integration vollzog sich (unter anderem dank zahlreicher politischer Initiativen) auch in den Führungsschichten der beiden Gesellschaften. Das Wachsen und Gedeihen der Europa-Universität Frankfurt (Oder) ist ein Beispiel dafür. Dazwischen liegen traditionell skeptische, teilweise zynisch kalkulierende, von Stereotypen befallene mittlere Schichten, die zum Glück Lernprozesse durchmachen, so dass der Anteil der feindselig Gestimmten schrumpft.

1.2 Regelbasierte oder machtbasierte Ordnung?

An dieser Stelle möchte ich bemerken, dass sich aus der Distanz von 30 Jahren die obigen Beobachtungen als universell erwiesen haben. Dieselben Phänomene wurden auch an der polnischen Ostgrenze als EU-Außengrenze offenbar. Dieselben Probleme im Umgang mit fiktiven Regeln und bei der spontanen Suche nach neuen Umgangsformen ließen sich während der großen Migrationswelle 2014/2015 beobachten. Offensichtlich existieren die Verhaltensmuster der Menschen und ihre Dynamik unabhängig von Raum und Zeit. Wenn es so ist, dann kann ich nihil novi sub sole sagen und mich zurücklehnen. In 30 Jahren Nachbarschaft haben sich die neuen Regeln prächtig entwickelt, die Diskriminierung hat nachgelassen oder ist sogar verschwunden, und die Realität der deutsch-polnischen Grenze an unserem Standort könnte ein Hoffnung spendendes Beispiel für die ganze Welt sein.

Die folgenden Zeilen entpuppen sich rückblickend als dunkle Prophezeiung: dass sich nicht alles vereinheitlicht, nicht in ein Netzwerk einvernehmlicher Regeln

mündet – von dem Begriff „Demokratie“ gelabelt –, sondern in zwei getrennte Welten zerfällt: jene der Gesetze und jene der schieren Kraft. Kaum drei Jahrzehnte nach der Abfassung des angeführten Textes haben der Krieg in der Ukraine und die erneute Konfrontation des Westens mit dem Osten diese Spaltung bestätigt. Im zitierten Text heißt es nachstehend weiter:

Könnte man die Tendenz zur Spaltung des „Gesetz-Denkens“ und des „Kraft-Denkens“ – unter allen Vorbehalten – extrapolieren, könnte man die These aufstellen, dass sich die zukünftige Entwicklung der Menschheit vor allem unter dem Aspekt der Bildung zweier „Weltgesellschaften“ vollziehen wird. Beide Weltgesellschaften werden vom Universalismus des Denkens und Handelns geprägt. Die erste wird die Spielregeln perfektionieren, die zweite wird die Kraftakte und das Brechen von Regeln zum vitalen Prinzip erheben. Und es wäre eine grobe Simplifizierung zu behaupten, dass es sich hier lediglich um den uralten Konflikt zwischen der Zivilisation und der Barbarei handelt.

Der Wert des Menschen

[...] Seit der Aufhebung der Standesgesellschaft während der Französischen Revolution und seit ihrer theoretischen Begründung in der Philosophie der Aufklärung ist der Westen überzeugt davon, dass alle Individuen gleich viel wert sind. Wie Camus einmal gesagt hat: Jeder, der das Problem nur anspricht, ist ein Schuft. Wir können den Wert des Menschen unter den Teilaspekten seiner Persönlichkeit oder seiner sozialen Rollen vergleichen. Wir dürfen aber nie verbal oder praktisch zum Ausdruck bringen, dass wir in gleichen Situationen aus unwesentlichen (d. h. nicht zum Wesen des Menschen gehörenden) Gründen – wie etwa Religion, Nationalität, Hautfarbe, Kleidung, sexuelle Neigungen – die Menschen ungleich bewerten.

In diesem Sinne ist die Staatsgrenze ein Ort des schwersten axiologischen Verbrechens. An diesem Ort – wie vermutlich nirgendwo anders – werden die Menschen massiv bewertet und dementsprechend in eine Skala eingestuft. Über diese Einstufung kann alles entscheiden: die Kleidung, die Sprache, der Gesichtsausdruck, das Alter, die Hautfarbe und der Geruch. Die Konsequenzen der Einstufung können krass sein (Leibesvisitation, Auseinanderschrauben des Autos, Zurückweisung, eine lange Passkontrolle usw.), in der Regel aber äußern sie sich in einem sehr subtilen Spiel der Blicke, kaum registrierbarer Gesten und undeutlich ausgesprochener Silben. Die unter dieser Tarnung versteckte Botschaft kommt sehr gut an. Der Mensch als soziales Tier ist im Laufe der Evolution mit einem sensiblen Apparat der Messung des eigenen Wertes ausgestattet worden. Er kann die von den anderen signalisierte Einstufung seiner Person in der Rangordnung (bzw. Wertskala) direkt und ohne Sprache wahrnehmen. Nur in ganz seltenen Fällen wird der Wert des Menschen eindeutig mit einem Maßstab gemessen und klar zum Ausdruck gebracht.

Als ehemaliger Leiter des Akademischen Auslandsamtes der Europa-Universität Viadrina hatte ich mehrmals die zweifelhafte Ehre, Augenzeuge einer präzisen Messung des Werts der Menschen zu sein. Ich habe mich sogar – ganz ungewollt – an der Herstellung des Maßstabs entscheidend beteiligt. Dieser Maßstab ist der Dienstausweis des Landes Brandenburg, den auch ich als Bediensteter der Viadrina besitze. Als Begleiter vieler ausländischer Gäste, die die Universität besuchten und einen kurzen Abstecher nach Stübice unternehmen wollten, war ich sehr oft mit der Situation

konfrontiert, dass ein oder mehrere Mitglieder einer Gruppe beim Überqueren der Grenze keine oder keine gültigen Papiere hatten. Um das Besuchsprogramm nicht zu zerstören, verhandelte ich mit den polnischen Grenzbeamten, ob die Gäste nicht doch für eine Stunde hinübergelassen werden könnten. Nach einiger Zeit hatte sich eine Regel etabliert: Die Grenzbeamten entschieden, ob und wie viele ausländische Gäste ohne Pass nach Polen einreisen durften. Sie machten sich Notizen und als Garantie, dass die Gäste zurückkamen, behielten sie meinen Dienstaussweis. Dieser wurde mir nach der Rückkehr zurückgegeben. Dank dieses Verfahrens konnte man präzise feststellen, wie viele menschliche Existenzen ein Äquivalent des beruflichen Risikos eines polnischen Grenzbeamten ausmachten. Im tiefen Hintergrund schimmerte die Vorstellung über den Wert des Individuums aus einer bestimmten Nation durch. Mit einem Dienstaussweis des Landes Brandenburg gemessen (allein im Sommersemester 1995), war der Wert eines US-Amerikaners dem Wert von zwei Kanadiern, drei Franzosen und zehn Chinesen gleich.

1.3 Die (jungen) Menschen blicken auf

Es soll nicht der Eindruck entstehen, dass die Grenzlage und das Aufeinandertreffen des deutschen und des polnischen Alltags an dieser Grenze nur Konflikte und moralische Blessuren für die Akteure bedeutete. Es war auch – und vielleicht vorwiegend – ein Prozess gegenseitigen Lernens, wobei dabei verschiedene Motive und Wahrnehmungen einer grenzüberschreitenden Zusammenarbeit miteinander verwoben sind. Das gegenseitige Lernen ist nur teilweise gegenseitig. Es ist von einer starken Asymmetrie gekennzeichnet, der die Grundstruktur der menschlichen Gesellschaft auf diesem Planeten zugrunde liegt. Es handelt sich um eine zivilisatorische Pyramide, die – ab etwa Mitte des 20. Jahrhunderts – ihre Spitze irgendwo in Kalifornien hat. Und von dieser Spitze fließen in alle Richtungen technologische Innovationen, Kulturmuster und auch Wertvorstellungen hinunter. Deutschland gehört zu den Empfängern dieser „Güter“. Obwohl es unweit der zivilisatorischen Spitze platziert ist, nimmt es diese dennoch auf, verarbeitet sie und gibt sie – wie politisch inkorrekt, inhuman, gar brutal das auch klingen mag – weiter an niedrigere Stufen dieser Pyramide. Und dort befinden sich die Länder Mitteleuropas, darunter Polen. Die Polen verdauen diese „Güter“ und geben sie weiter an Ukrainer und Russen, und diese wiederum an die Völker Zentralasiens und des Kaukasus. In diesem Teil des Globus endet die Pyramide in den Öden von Tibet, wo der letzte Empfänger der Yeti ist. Da er keinen weiteren hat, den er inspirieren könnte, schämt er sich seiner Lage und versteckt sich.

Aber im Ernst: In den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung Deutschlands, als der moderne Alltag der Bundesrepublik bis an die polnische Grenze vorrückte, war die Viadrina nicht nur die einzige deutsche, sondern auch die einzige westeuropäische Universität, die jungen Polen ein modernes und kostenloses Vollstudium anbot. Dennoch stürmten nicht tausende polnische Abiturienten ihre Tore. Es gab objektive Hürden (Deutschkenntnis auf sehr gutem Niveau, den *Numerus clausus* für gute Aufnahmeprüfungsleistungen, die in eigens an polnischen

Universitäten organisierten Prüfungen erbracht werden sollten) und subjektive Vorbehalte in der polnischen Öffentlichkeit. Einer der ersten Vorbehalte, der aus dem rechten politischen Spektrum geäußert wurde – die Deutschen nehmen die polnischen Studentinnen und Studenten so gerne auf, weil sie sie germanisieren wollen –, löste sich schnell in Luft auf. Geblieben ist jedoch das Odium der Provinzialität, das über Frankfurt und Słubice und der gesamten deutsch-polnischen Grenze schwebte. Schon damals, einige Jahre vor dem EU-Beitritt Polens, träumten polnische Eltern davon, dass ihre Kinder in Oxford oder an der Sorbonne studierten oder, wenn nicht, dann wenigstens in Warschau oder Krakau. Aber Frankfurt an der Oder? Als Leiter des akademischen Auslandsamts der Viadrina war ich für die Betreuung und auch für die Anwerbung polnischer Studienkandidaten zuständig. In Fernsehauftritten und Presseinterviews in Polen argumentierte ich folgendermaßen.⁵

Den polnischen Studierenden oder Kandidaten zum Studium würde ich sagen: „Das, was ihr wirklich in Frankfurt an der Oder lernt, ist viel mehr als das, was in Studienprogrammen steht. Nur 30 Prozent davon, was ihr lernt, bieten die Studiengänge an. Was ihr neben dem Studium habt, bezieht sich erstens auf den Umgang mit Vertretern einer anderen Nation – das ist sehr wichtig. Dieser enge Umgang mit einem anderen Volk, mit einer anderen Kultur erlaubt es, sich selbst in einem anderen, kritischen Licht zu sehen. Zweitens verkehrt ihr sehr eng mit einem Volk, mit einer Nation, die aus unerklärlichen Gründen schon seit Jahrhunderten effizienter ist als das polnische Volk – und das ist sehr wichtig, das kann man nicht leugnen. Man kann sich diese Effizienz aneignen und für die eigenen Bedürfnisse modifizieren – und das ist eine einmalige Chance. Und drittens studiert ihr unter Bedingungen, die euch durch eine hochentwickelte Gesellschaft angeboten werden, eine Gesellschaft, die viel intensiver und geschickter mit den modernsten Technologien, Kommunikationstechniken umgeht, die viel geschickter und intensiver gewisse Tricks im Bereich der Organisation der Arbeit, des Alltags anwendet und die auch seit vielen Jahren in einer demokratischen Rechtsordnung lebt und gewisse Wege schon ausprobiert hat.“

Dieser pragmatische Ratschlag hing mit einem anderen Aspekt der Realität zusammen. Die Zeit nach der Wende initiierte im geistigen Leben Mittelosteuropas neue politische Strömungen. Die an der Oberfläche spektakulärste war natürlich der Wille von Millionen, zu „Europa“ zu gehören. Diesen Begriff schreibe ich in Anführungsstrichen, da er damals absolut diffus war. Einige verstanden darunter den westlichen Lebensstil und den Wohlstand, andere das NATO-Militärbündnis, das System der liberalen Demokratie, die kapitalistische Wirtschaft, ziemlich wenige die Zugehörigkeit zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft. Pointiert hat der polnische Präsident Aleksander Kwaśniewski diese diffuse Vorstellung ausgedrückt: „Wir wollen in der ersten Liga spielen!“

Aber das offenbarte nur die Oberfläche des sozialen Lebens. Unter ihr wirkten zivilisatorische Prozesse, die erst später thematisiert, benannt und unter Um-

⁵ Cornelia Winkel/Hartmut Matzat/Krzysztof Wojciechowski (Hrsg.): Viadrina. Die neuen Frankfurter Studenten 1992–1997. Wilhelmshorst: Märkischer Verlag 1998, S. 183.

ständen soziologisch untersucht worden sind. Merkwürdigerweise setzten einige dieser Prozesse schon früher ein, bevor die politische Wende begann. In diesem Sinne hätten sie vielleicht das ganze Gemäuer des Ostblocks, des kommunistischen Herrschaftssystems untergraben.

Einer dieser Prozesse war die Abkehr der jungen Generation von den großen geschichtsphilosophischen Narrativen des 20. Jahrhunderts. In den 1970er und 1980er Jahren stritt die junge Generation darüber, ob der Sozialismus/Kommunismus besser und zukunftsfruchtiger sei als der Kapitalismus, ob man den Frieden durch einen konsequenten Pazifismus oder durch das Kräftegleichgewicht besser festigen könne, und was eigentlich die wahre Demokratie bedeute. In einem Interview zur Lage der ersten Generation der Viadrina-Studierenden sagte ich:⁶

Ich habe den Eindruck, dass die Studierenden etwas anders sind [als damals zu meiner Studienzeit], nur fällt es mir schwer zu sagen, warum sie anders sind. Sind sie anders, weil sie hier an der Viadrina studieren oder weil sie Deutsche sind oder weil sich die Zeiten geändert haben? Wenn ich mit meinen Kollegen aus Warschau spreche, so sagen sie auch, die Studierenden am Institut für Philosophie seien ganz anders als vor einigen Jahren. Erstens sind sie keine Idealisten, keine Weltverbesserer mehr, d. h., noch vor zehn Jahren haben die Studierenden davon geträumt, dass sie mit Hilfe von Wissens die Welt verbessern, dass sie neue Philosophien entwickeln. Heute träumen sie nicht mehr davon. Dafür wissen sie viel besser, was sie wollen. Sie wissen viel besser, welche Ziele sie kurzfristig erreichen wollen. Sie sind viel besser vorbereitet auf die Übungen und verlangen auch viel mehr von den Dozenten. Es scheint einfach eine neue Zeit der Pragmatiker gekommen, die sich in einem viel flacheren Spektrum bewegen als früher, die aber in diesem Spektrum viel effizienter sind. Das dürfte europaweit der Fall sein. Aus der Perspektive meines Faches, der Philosophie, muss ich sagen, dass Europa in den letzten zwei Jahrzehnten keine wirklich bewegende Philosophie mehr hervorgebracht hat, auch die USA nicht. Ich weiß nicht, wie das zu interpretieren ist. Noch in den 1970er Jahren liebte man die Philosophie, die philosophischen Thesen, man hat gestritten. Heute streitet man nicht, und es bewegt keinen.“

Über die Studierenden der Viadrina und das Schicksal ihrer ersten Generationen ist schon viel geschrieben worden. Aus Gründen der politischen Korrektheit wurde nur sehr wenig über das damals vorherrschende Thema geschrieben – die allgemeine Einstellung zum Studium. In den Augen der Deutschen (und sozusagen in den Augen des vorherrschenden Studienparadigmas in Westeuropa) galten die polnischen Studierenden als „große Schüler“. Nach den Seminaren arbeiteten sie viel, lernten, paukten und verfügten dadurch über ein großes, enzyklopädisches Wissen. In den Seminaren selbst sprachen sie jedoch nur selten, und wenn, dann nahmen sie eine konformistische Haltung gegenüber den Dozenten ein, d. h., sie sprachen so, dass sie die vermuteten Erwartungen des Dozenten erfüllten, anstatt ihre eigene Meinung zu äußern. Die deutschen Studierenden verhielten sich genau umgekehrt: Sie diskutierten im Unterricht heftig, hatten immer eine eigene Meinung parat, die aber nicht auf fundiertem Wissen beruhte. Die Polen sagten,

⁶ Ebd., S. 168.

die Deutschen würden „an der Oberfläche schwimmen“. Diese Abneigung gegen das Pauken war nicht unbegründet: Die deutschen Studierenden widmeten sich in ihrer Freizeit viel häufiger sozialen und politischen Aktivitäten. Sie waren im Studierendenparlament (StuPa) und im AStA (Allgemeinen Studierendenausschuss) aktiv. Böse Zungen behaupteten, die Universität sei für sie ein Sandkasten des erwachsenen sozialen Lebens zu vergünstigten Bedingungen. Und da war etwas dran: Der durchschnittliche deutsche Studierende in den 1990er Jahren studierte sehr lange. Er verließ die Universität mit 27 Jahren, ein polnischer Studierender dagegen im Alter von 24 Jahren.

Dieses Verhaltensmuster polnischer und deutscher Studierender wurde durch ein Verhaltensmuster Osis gegenüber Wessis überlagert. Die aus Ostbrandenburg stammenden Osis waren die zahlenmäßig stärkste Gruppe (ca. 60 Prozent), sie dominierten das StuPa und den AStA, hatten sehr linke Ansichten (ihre Aktivisten traten damals oft unter dem Banner der PDS auf) und standen dem Vereinigungsprozess kritisch gegenüber. Aus Gründen, auf die wir später noch eingehen werden, verteidigten sie ihr eigenes kollektives Selbstwertgefühl und das ihrer Eltern sowie die Würde der ehemaligen DDR-Bürger. Sie verbrüderten sich kaum mit den Polen (ca. 30 Prozent aller Studierenden). Ich hatte den Eindruck, dass sie die alten negativen Stereotypen gegenüber den Nachbarn aus dem Osten von ihren Eltern geerbt hatten, die natürlich durch die Grenzsituation der 1990er Jahre genährt wurden. Wessis gab es damals nur wenige (etwa 10 Prozent). Und diese waren eher so etwas wie Exoten, denn um vom Rhein, unter Umgehung von Heidelberg und Göttingen, zum Studium an die polnische Grenze zu kommen, musste man ein Exot sein. Aber genau diese Exoten waren es, die nach wenigen Jahren diese ursprüngliche Studentenlandschaft der Viadrina veränderten – eine Universität der drei Nationen: Osis, Wessis, Polen. Einige initiierten die Studentenbewegung „Spotkanie – Begegnung“, die Polen in das Leben der Viadrina-Gemeinschaft einbezog, die das Studentenparlament im Sturm eroberte und die Verhältnisse in allen Studentenorganisationen veränderte.

Als ich 25 Jahre später las, dass 103 Nationalitäten an der Viadrina studierten, staunte ich, dass sie sich von einer Universität mit 3 „Nationen“ zu einer Universität mit 103 Nationen entwickelt hatte.

In den Anfangsjahren der Universität wurde von Journalisten kritisiert, dass diese großen Gruppen von Studierenden nicht miteinander interagierten, sich nicht integrierten, dass die polnischen Studierenden zusammenwohnten, gemeinsam zu den Vorlesungen gingen und sich in den Pausen in polnischsprachigen Gruppen zusammenfanden. Das war weitgehend richtig. Jeder Kontakt zwischen großen Gruppen von Menschen führt zu einem Gefühl der Entfremdung von den anderen, zu einer Tendenz der Isolation und zu Abwehrreaktionen bis hin zu offenen Aggressionen. Zwar kam es zu keinen offenen Konflikten zwischen den nationalen Gruppen der Studierenden, die Spannungen waren aber sichtbar. Außerhalb des universitären Lebens kam es zwischen jungen Männern (den Studenten und den lokalen „Platzhirschen“) zu Gewaltakten. In Słubice gab es einige Fälle, in denen Studenten schwer verprügelt wurden, aber niemand – außer mir

und den Betroffenen – kümmerte sich wirklich um diese Fälle. Für die Polizei, die mit einer ausufernden Grenzkriminalität konfrontiert war, waren Scharmützel zwischen jungen Männern keine Aufmerksamkeit wert. Für die Journalisten war es auch kein Thema – nur Jungs, die sich um eine Freundin, ein Bier oder einfach, weil sie Jungs seien, stritten. In Frankfurt hingegen hatte das Thema eine politische Dimension. Nach der Öffnung der deutsch-polnischen Grenze für den visafreien Verkehr in der Nacht vom 7. zum 8. April 1991 griffen Dutzende von rechten Skinheads, angereist aus ganz Deutschland, einen Bus an, der als Erster die Grenze unter den neuen Bedingungen überquerte, um ihre Abneigung gegen den Zustrom von Ausländern zu demonstrieren. Dass der Bus auf dem Weg von Deutschland nach Polen war und dass es sich bei den Fahrgästen nicht um Schmuggler, sondern um Musiker eines Sinfonieorchesters handelte, spielte für sie keine Rolle. Für Frankfurt, das aus diesem Grunde in den folgenden zehn Jahren als rechtsextremistisch bezeichnet wurde, und für die Presse war es jedoch von Bedeutung. Ich erinnere mich an Besuche von Journalisten bei mir im Büro des Leiters des Akademischen Auslandsamtes. Ein israelischer Journalist z. B. hielt mir ein Mikrofon unter die Nase und fragte: „Können Sie sagen, dass es im vereinten Deutschland ein Wiederaufleben des Faschismus gibt?“ Als ich die Frage verneinte, war er enttäuscht. Ebenfalls enttäuscht wegen einer ähnlichen Verneinung war ein polnischer Journalist, der erklärte: „Nach all diesen Überfällen ist es wohl an der Zeit, dieses gescheiterte Experiment zu beenden und die polnischen Studierenden aus Frankfurt abzuziehen.“ Ich erklärte den Journalisten, dass es sich um soziobiologische Interaktionen unter jungen männlichen Vertretern der Gattung *Homo sapiens* und nicht um ideologische Phänomene handele und dass sich alle nach einer Weile aneinander gewöhnen und zusammenarbeiten würden; zumal an diesen Schlägereien (etwa 15 in den ersten zehn Jahren) auch Personen deutscher Nationalität (darunter der Sohn eines Professors) und ausländische Nichtstudenten beteiligt waren. Am meisten fielen den Angreifern die polnischen Studenten auf, weil sie sich in Gruppen auf dem regulären Weg zwischen dem Universitätsgebäude und dem Grenzübergang bewegten und Polnisch sprachen. Im Nachhinein betrachtet hatte ich natürlich Recht. Aber ich habe einen hohen Preis dafür bezahlt. Die polnischen Studenten wollten, dass ich sie verteidige, indem ich Erklärungen über den Faschismus abgab und die Polizei aufforderte, Frankfurt zu befrieden, anstatt der Öffentlichkeit zu erklären, dass sich das Problem von selbst lösen würde, und den Studenten zu raten, sich im nächsten Geschäft zu verstecken. In ihren Kreisen wurde ich bald als eine Art „Verräter“ betrachtet – ein Vorwurf, der mir lange nachhing.

Trotz der Spannungen zwischen den studentischen Gruppen, trotz der Vorurteile und des Misstrauens hat die Idee der Universität – etwas pathetisch ausgedrückt – Köpfe und Herzen erobert. Die 1990er Jahre waren für Mittel- und Osteuropa ein großer Energieschub nach dem Zusammenbruch der verknöcherten kommunistischen Strukturen, die Zeit der großen Hoffnungen auf Demokratie und freie Marktwirtschaft und in Ostdeutschland auf die Wiedervereinigung. Die Klammer, die das alles zusammenhielt, war die europäische Idee.

Europa war für alles gut: für Nationalismus, für Provinzialität, für soziale Unterschiede, für Minderwertigkeitskomplexe und Überlegenheitsgefühle, auch für die Reue über historische Schuld. In Ostdeutschland bedeutete die Wiedervereinigung zwar für Millionen von Menschen eine Statusverschlechterung, doch die meisten von ihnen sahen eine „Entschädigung“ darin, gleichberechtigte Bürger eines vereinten Kontinents zu sein. In Polen war dieser Wunsch noch stärker ausgeprägt. Im Jahr 1994 beantragte Polen die Mitgliedschaft in der Europäischen Union und nahm bereits 1997 Beitrittsverhandlungen auf. Im Jahr 2003 fand in Polen ein Referendum über den EU-Beitritt des Landes statt, bei dem sich bei einer für polnische Verhältnisse hervorragenden Wahlbeteiligung (59 Prozent) 77 Prozent der Wähler für Europa aussprachen.

Parallel zu meinen Aufgaben an der Viadrina – bis 1994 die Leitung des Akademischen Auslandsamtes, seit 1995 als Verwaltungsdirektor des Collegium Polonicum – fühlte ich mich verpflichtet, den Menschen die Europäische Union zu erklären, welche Hoffnungen und Gefahren mit ihr verbunden waren. An der „Universität des Dritten Lebensalters“ (in Deutschland „Seniorenakademie“) hielt ich 1999 in Zielona Góra die folgende Rede:⁷

Der Traum von Europa und was aus ihm geworden ist

Es wird nicht fehl am Platz sein, wenn ich an der Universität des Dritten Lebensalters meinen Vater seligen Angedenkens erwähne, einen Menschen vom alten Schlag mit reicher Lebenserfahrung. An ihn erinnerte mich vor ein paar Wochen ein Freund, der, als er noch aufs Gymnasium ging, meinem Vater einst auf der Straße begegnet war. Zwischen ihnen entspann sich damals ein Gespräch, bei dem mein geschätzter Vater sagte: „Leider, Herr Konrad, sowohl Sie als auch Krzysztof (also ich), ihr werdet noch einmal in den Krieg ziehen, denn mein Großvater und mein Vater mussten das tun, auch ich tat es, und euch erwartet das ebenfalls.“ Mein Freund führte das als eine Anekdote über sonderbare Ansichten alter Menschen an. Ich antwortete ihm, dass diese Ansichten im Falle meines Vaters doch die Summe seiner Lebenserfahrung bildeten, denn geboren wurde er noch als Untertan des russischen Zaren, in der Schule musste er Krylows Fabeln auf Russisch auswendig lernen, als zehnjähriger Junge rannte er auf dem Feld dem ersten Flugzeug hinterher, das über Zentralpolen hinwegflog. Danach erlebte er den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, er entwaffnete deutsche Okkupanten, erlebte die Wiedererlangung der staatlichen Unabhängigkeit Polens. Danach überlebte er wie durch ein Wunder den Zweiten Weltkrieg und erfuhr am eigenen Leib jede der aufeinanderfolgenden Verkörperungen des Kommunismus. Und als er dieses irdische Jammertal nach einem achtzigjährigen Leben verließ, schlug Polen den Weg der Demokratie ein und begann ein neues Kapitel seiner Geschichte.

In diesem Licht erscheinen die Wende in Polen, die unblutige Revolution und die sich in Europa vollziehenden Veränderungen, vor allem aber der Prozess der Erweiterung der Europäischen Union, als ein wahres Wunder. Was ist das eigentlich, das vereinigte Europa? Welche Ziele schweben ihm vor? Welche Werte stehen dahinter?

⁷ Tore zum Paradies? Prämissen und Konsequenzen des Beitritts Polens zur Europäischen Union. Eröffnungsvorlesung zum Beginn des akademischen Jahres 1999/2000 der Universität des Dritten Lebensalters in Zielona Góra. Unveröffentlichtes Manuskript. Leicht gekürzt.

Dem Anschein nach wissen wir das alle. Selbst ein beliebiger Passant auf der Straße würde mindestens drei Grundwerte aufzählen: Ein vereinigtes Europa bedeutet dauerhaften Frieden, eine stabile Demokratie und Wohlstand für alle. Aber es stellt sich die Frage, ob wir tatsächlich die riesige Mühe einer wirtschaftlichen Umgestaltung, der Anpassung des Rechts, der Öffnung für den Gemeinsamen Markt und somit eine scharfe und brutale Konkurrenz auf uns nehmen müssen, ob es sich lohnt, die Souveränität des polnischen Staates zu beschneiden und – was vielleicht am schmerzhaftesten sein wird – dem Gemeinsamen Markt einige Millionen Landwirte zum Fraß hinzuwerfen, um Frieden, Demokratie und Wohlstand zu erreichen.

Ronald Reagan sagte einst – was von Intellektuellen mit einem nachsichtigen Lächeln quittiert wurde –, es sei in der Geschichte noch nie vorgekommen, dass zwei demokratische Staaten gegeneinander Krieg führten. Bei genauerer Analyse zeigt sich jedoch, dass sich Fälle von Kriegen, die von demokratischen Staaten ausgelöst wurden, tatsächlich an den Fingern einer Hand abzählen lassen. Wahrscheinlich ist es so, dass die aggressiven Motive, von denen sich in jeder Gesellschaft gewisse Gruppen leiten lassen, in der Demokratie nach innen gekehrt werden, in einen inneren Kampf um Macht nach sanften Regeln. Also ist Europa vielleicht nur Demokratie und Wohlstand? Die Union, d. h. die überstaatliche Vereinigung, scheint ebenfalls eine für die Demokratie notwendige Bedingung zu sein. Schließlich entwickelten sich die ältesten Demokratien, wie die in der Schweiz und die in Großbritannien oder auch die jüngere US-amerikanische, in Isolation und in gewissem Maße auch dank dieser Isolation. Die Union ist also für die Demokratie nicht notwendig. Mehr noch, die Union schadet bestimmten Formen von Demokratie. Im vereinigten Europa haben die Nationen kein Recht auf große Erhebungen des Geistes oder auf beflügelnde Ideen. Sie sind zu einem gemäßigten, innenpolitischen, parlamentarischen Spiel verpflichtet, in dem der Gegner nicht fallen darf, sondern am Leben erhalten wird, selbst wenn er wehrlos ist und nichts Substantielles anzubieten hat. Das vereinigte Europa ist ein für den politischen Durchschnit geschaffenes System, in dem kein Platz ist für Menschen vom Format eines de Gaulle oder Churchill, denen man alles vorwerfen kann, nur nicht, dass sie Demokraten waren. Daher geht es im Prozess der Vereinigung nicht wirklich um die Demokratie.

Dann vielleicht um den Wohlstand, den letzten Wert der Großen Drei? In Polen vielleicht, aber die wirklich reichen Länder wie Deutschland, die Niederlande, Belgien, Dänemark und in gewissem Sinne auch Frankreich zahlen mehr ein, als sie zurückbekommen. Trotzdem sind sie Teil des vereinigten Europa, mehr noch: Gerade sie waren es – mit Ausnahme Dänemarks –, die das vereinigte Europa begründeten. Worin besteht also das Geheimnis?

Ich weiß wirklich nicht, wo die tiefste Motivation für die kontinentale und globale Integration zu finden ist. Wir sehen, wie sich weltweit die nationalen Grenzen lockern, Waren, Gelder, Menschen und Ideen fast überall ungehindert zu fließen beginnen. Dieser Trend erfasst den gesamten Globus – auch wenn er woanders nur eine schmale gesellschaftliche Schicht betrifft, die ihre Verhaltensweisen, ihre Ziele, ihren Lebensstil und ihr Aussehen vereinheitlichen und sich dadurch immer mehr von den unteren Schichten unterscheiden. Ein junger IT-Spezialist aus Bangalore, der Hauptstadt des Staates Karnataka in Indien, des dortigen Silicon Valley, ähnelt in allem seinem Kollegen aus Kalifornien oder Tokio, in nichts aber dem indischen Jungen, der ein paar hundert Meter von seinem Haus entfernt sein Feld bestellt.

Vielleicht werden die Wissenschaftler in 50 oder 100 Jahren, nachdem sie gigantische Berechnungen durchgeführt haben, die Theorie aufstellen, dass sich der

Mensch in seinen unbewussten Unternehmungen vom Prinzip der Optimierung der Energieverausgabung in den einzelnen Lebensbereichen leiten ließ – und dass der europäische Vereinigungsprozess am Ende des 20. Jahrhunderts sich mit einer mathematischen Gleichung beschreiben lässt, die z.B. angibt, wie viel Millionen Joule pro Quadratkilometer verbraucht werden. Dieses Prinzip würde besagen, dass eine allzu große Anhäufung von Energie auf kleinem Raum in der Konsequenz bewirkt, dass sich diese so über den gesamten Raum ergießt wie der Zuckerguss über den Topfkuchen. Vielleicht kennen wir unsere tiefsten Motive und die Kräfte, von denen sie sich leiten lassen, gar nicht. Wir sind ein Teil des Lebensstroms, der diesen Planeten umfließt und die Kräfte des gesamten Kosmos bindet.

Was über alle Zweifel hinweg in der tiefsten Dimension des sich vereinigenden Europas beobachtet werden kann, ist die Vereinheitlichung, das Vorgeben gemeinsamer Rahmenbedingungen, einer gemeinsamen Form der menschlichen Verhaltensweisen und, was daraus folgt, auch der materiellen Produkte und des Antlitzes der Erde, auf der die Menschen leben. Das vereinheitlichte Verhalten – das sind gleiche Spielregeln und Rechte. Und die vereinheitlichten Produkte werden im Einklang mit denselben Normen und Technologien hergestellt. Zum vereinheitlichten Antlitz der Erde gehören die Normen des Umweltschutzes, die Prinzipien der Raumgestaltung, gemeinsame Richtlinien für den Bau von Straßen und Wohnhäusern, die Anlage und Pflege von Parks und Gärten. Das sind aber auch – was am deutlichsten sichtbar wird – einheitliche Muster der Massenkultur. All dieser Vereinheitlichung schwebt – wie ein Leuchtturm oder eine chirurgische Lampe – *ein* Wert vor: Vollkommenheit.

An dieser Stelle muss ehrlich zugegeben werden, dass die polnische Kultur in ihrer tausendjährigen Geschichte nur wenig perfektionistische Interessen hegte. Reinlichkeit und Ordnung, persönliche Kompetenz, Wissen, Bildung und Pflichtgefühl wurden bei uns immer nur gering geschätzt, viel höher dagegen die anderen beiden Werttypen: vitales Aufbegehren, Improvisation, das Aufstehen nach dem Fall durch einen gewaltsamen Willensakt – mit der Faust auf den Tisch hauen und mit blanker Brust dem Feind gegenüberzutreten. Geschätzt wurde auch das Vergnügen, sei es in seiner sozialen Version als Wärme des Familien- und Gemeinschaftslebens, als Mitgefühl und Solidarität oder sei es in seiner individuellen Form als sarmatischer Genuss und epikureischer Hedonismus.

Europa bringt uns diese Vollkommenheit, angeklebt an jeden geschenkten Euro. Sie verbirgt sich hinter jeder die Technologie, den Schutz der Umwelt oder der Finanzen betreffenden Vorschrift, sie schickt uns ihre Agenten, junge Manager in Anzügen und weißen Hemden. Europa hat unserer Tradition den Krieg erklärt und in hunderttausende Köpfe die Überzeugung eingeträufelt, dass die wichtigsten Ereignisse nicht bewaffnete Aufstände, Massenstreiks [...] oder Straßenblockaden sind, sondern präzise vorbereitete Konferenzen, wo vor jedem Teilnehmer eine Tasse Kaffee mit einem delikaten Stückchen Schokolade liegt.

Im schlimmsten Fall nimmt dieser Kampf die Form einer parlamentarischen Debatte an, in welcher Zorn, Wut und Aggression in wohlüberlegte Worte verpackt und in einer rituellen Intonation geäußert werden, die man erlernen kann, so wie man eine Fremdsprache erlernt, und statt aufeinander loszugehen werden Knöpfe gedrückt, die die Stimmen zählen. Diese Offensive des vereinigten Europa wird die polnische Kultur erschüttern, und das tut sie auch jetzt schon. So wird das 200-jährige Paradigma der auf die Nation und nicht auf den Einzelnen orientierten romantischen Kultur begraben, eine Kultur der Hingabe und des Brandopfers und nicht des geduldigen und klugen Verfolgens von Zielen. Und damit haben wir die erste große Herausforde-

rung für Polen, eine Herausforderung, die die Wirtschaft und das tägliche Leben, die Erziehung der Kinder sowie das Verständnis von Patriotismus umfasst. So ist unsere Zukunft in Europa eine kollektive und individuelle Bemühung um das Konstruieren neuer kultureller Muster, neuer moralische Bezüge und neuer Visionen von einem menschenwürdigen Leben.

An dieser Stelle drängt sich von selbst eine Frage auf die Lippen, die sowohl still als auch im Ton der Cassandra von vielen Seiten gestellt wird: Werden wir unsere nationale Identität verlieren? Was aber bedeutet Identität? Diese philosophische Frage ist schwer zu beantworten. Schon etwas leichter wäre es, auf die Frage zu antworten: Wer ist jeder von uns? Aber nur scheinbar, denn die fundierte Antwort ist überraschend. [...] Bevor wir zur Welt kommen, durchlaufen wir die gesamte Evolution, so als ob die Natur uns daran erinnern wollte, was unsere Wurzeln sind und dass in der Mitte eines jeden von uns die gesamte Geschichte der Lebewesen steckt. [...] Unsere soziale, sich nach der Geburt gestaltende Identität weist eine ähnliche Schichtstruktur auf. [...] Alle Schichten verbleiben in uns, keine geht verloren, so wie keine unserer biologischen Entwicklungsstadien verlorengeht. Die einzelnen Schichten leben, scheinen durch die äußeren Schichten hindurch und verleihen diesen eine einmalige, individuelle Gestalt. Man kann ein glühender polnischer Patriot sein und gleichzeitig ein seiner Wurzeln bewusster Schlesier, ein Lokalpatriot von Zabrze, irgendwo tief in der Seele ein Junge aus der Bahnhofsstraße, der erst im Alter versteht, dass er diese Straße in der Tiefe seiner Seele in Wirklichkeit nie verlassen hat.

Aber für uns ist hier die Tatsache wichtig, dass nur die äußere Schicht der Identität eine Schicht der Konfrontation unserer Welt mit der nichtunseren Welt bildet, eine Frontlinie, somit eine Linie des Kampfes, eine Linie der Entladung unserer Aggressionen. [...] Dieser Fluch der Identität, ihre blutigen Ränder, der ewig in Flammen stehende Horizont der Welt, dessen Teil wir sind, schien durch die Jahrhunderte ein untrennbarer Teil der menschlichen Natur zu sein. Der Nobelpreisträger Konrad Lorenz bezeichnete diesen Fluch als „innerartliche Aggression“ und leitete ihn aus den Mechanismen der Evolution ab [...].

Aus diesen Beobachtungen können wir für unser Thema zwei Schlussfolgerungen ziehen. Die erste lautet, dass *man die nationale Identität nicht verlieren kann*. Da man keine Etappe der biologischen Entwicklung verlieren kann, da in unseren Zellen immer noch der Urozean rauscht, in dem das Leben entstanden ist, da jede Schicht unserer Entwicklung, auch der sozialen und kulturellen, von einer nächsten Schicht überlagert wird und keine einzige beseitigt werden kann, denn das würde der natürlichen Ordnung widersprechen – wie kann man dann überhaupt an einen Verlust der nationalen Identität denken? Das, was passieren kann und in gewissem Sinne auch bestimmt passieren wird, ist die Überlagerung unseres Denkens, Fühlens und Verhaltens durch eine weitere Schicht. Diese Schicht wird dünn und transparent sein, gewebt aus den neuesten Kommunikationstechniken, aus einem Wissen, das aus Informationssystemen stammt, unterfüttert von mehr oder weniger guten Fremdsprachenkenntnissen und durchdrungen von allgemeineuropäischen Moden oder Snobismen. Glänzen werden in ihr synthetische Edelsteine solcher Lebensziele wie ein Häuschen mit Garten, ein großes Auto für den Gatten und ein kleineres für die Gattin, ein guter Lohn für gute Arbeit, der Urlaub auf Mallorca, ein Studium für die Kinder in Deutschland oder England. Diese kleineuropäische – um nicht zu sagen kleinbürgerliche – Ideologie kann leidenschaftliche Auswüchse annehmen in Gestalt eines ökologischen Bewusstseins oder der Mission, armen Menschen zu helfen. Aber im Grunde genommen wird sie niemanden zu größeren Erregungen oder Aufschwüngen des

Geistes bewegen. [...] Nur eines wird es nicht mehr geben: öffentliche Äußerungen von den von Natur aus bösen Deutschen, den wollüstigen Franzosen und den hochmütigen Briten. Wir werden all diese Menschen, Hans, Jean-Pierre und John, kennenlernen, mit ihnen Geschäfte machen und gemeinsam den Urlaub verbringen. [...] Was sollte auch schlecht daran sein? Doch wohl nichts, denn schließlich kann doch nicht ernsthaft bereut werden, dass die nationale Identität ihre Funktion als Droge verliert, weil diese Funktion untrennbar mit dem bisherigen Fluch der Geschichte verbunden ist: mit der Aggression großer Gruppen, mit Krieg und Leid.

Und damit sind wir bei der zweiten Schlussfolgerung unserer Betrachtungen angelangt, die weniger sicher und weniger optimistisch ausfällt. Wenn die Identität uns immer Anderen gegenüberstellt, *wer werden dann für uns Europäer „die Anderen“ sein?* Logisch gesehen müssten wir uns dann in unseren Ressentiments gegen diejenigen stellen, die außerhalb unseres vereinten Europa leben. Und tatsächlich: Die Franzosen äußern sich nicht mehr gegenüber den Briten negativ, wie sie das seit hunderten von Jahren taten, sondern gegen die US-Amerikaner. Ihrer Ansicht nach kommt aus den USA kulturelle Verderbnis, Kitsch und Massenware. Oder wir wenden uns gegen die Muslime, wie es die europäischen Mittelmeerländer tun – oder am besten gleich gegen unsere nächsten Nachbarn, die Russen, um ihnen die Mitgliedschaft in der zivilisierten Völkerfamilie abzusprechen? Oder haben wir vielleicht schon eine höhere Stufe erreicht, was eine Wende in der gesamten Menschheitsgeschichte bedeuten würde: Vielleicht erlöschen in uns überhaupt alle aggressiven Triebe? Gewisse Gründe sprechen dafür. Eine globale Gesellschaft ist im Entstehen begriffen, deren Mitglieder sich bewusst sind, dass jeder Konflikt Verarmung und die Zerstörung von Existenzen mit sich bringt. Aber das wäre wohl allzu schön, um wahr zu sein. Eine wahre Vereinigung der Menschheit ist nur in der Science-Fiction möglich.

Also ist der Weg nach und weiter mit Europa noch keineswegs zu Ende. Selbst wenn wir Europa beitreten, werden wir weiterhin durch schon irgendwo abgesteckte, aber noch von Nebel verhüllte Wege der historischen Entwicklung reisen. An dieser Stelle müssen wir wohl die Philosophie verlassen und über konkrete Dinge sprechen [...].

Ein besonderes Problem stellt die polnische Landwirtschaft dar. Spezialisten schätzen, dass sich von den zwei Millionen polnischen Bauernhöfen 400.000 wahrscheinlich modernisieren lassen und einen großen Nutzen vom EU-Beitritt ziehen werden, weil sie dann z. B. Exportmöglichkeiten für einen riesigen Markt bekommen. 600.000 Bauernhöfe werden ihren Status beibehalten, aber etwa eine Million werden keine Chance haben, sich gegen die Konkurrenz zu behaupten. Was soll aus ihnen werden? Was wird aus den drei bis vier Millionen Menschen, die davon leben? Das ist wohl die größte Herausforderung, vor der Polen steht. [...] Die Zukunft wird zeigen, ob unsere Regierung und die polnische Gesellschaft imstande sein werden, dieses enorme Unternehmen [der Umstrukturierung der Landwirtschaft] in Ruhe und Frieden durchzuführen, oder ob die sozialen Veränderungen inmitten von Straßenblockaden, Prügeleien mit der Polizei, gegenseitigen Anschuldigungen und gesellschaftlicher Frustration stattfinden.

Die Beschäftigten in der Landwirtschaft bilden nur ein Beispiel, wenn auch das spektakulärste, für die Gefahren, die die Modernisierung des Landes für gesellschaftliche Gruppen ohne Kapital mit sich bringt. Gefährdet sind Rentner in ihrem Lebensstandard, Lehrer, unqualifizierte Arbeiter, Angestellte der staatlichen Administration sowie das Pflegepersonal. Allen diesen Gruppen kann es nach dem Beitritt zur Union

schlechter ergehen. Eines ist sicher: Es wäre eine verpasste Gelegenheit, wenn Polen diese historische Chance nicht nutzt – eine Chance, die organisatorisch wie materiell helfen könnte, die Probleme der Menschen zu lösen. [...] Und hier, meine sehr verehrten Hörer der Universität des Dritten Lebensalters, eröffnen sich für euch neue Handlungsfelder, auf denen ihr brillieren könnt. [...] Ihr habt Werkzeuge, deren Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Ihr verfügt über Lebensweisheit und Lebenserfahrung, die, wie wir bereits erwähnt haben, einen Großteil der Zeit umfasst, welcher viel weiter zurückreicht als nur eine Staatsform, ein System, eine oder einige Regierungen. Ihr verfügt über einen Schatz an Weisheit, mit dem ihr die Jüngeren und Unerfahrenen beschenken könnt. Ihr wollt euch weiterbilden, also seid offen für Neues! Mit eurem Leben habt ihr bewiesen, dass ihr eure Familien und Freundschaften durch alle Stürme hindurchretten konntet. [...] Helft Polen auf dem neuen Weg seiner Entwicklung, denn ihr seid diejenigen, die die Gesellschaft am besten vor großen Fehlern warnen könnt!

Diesen fast 25 Jahre alten Text aus einer Zeit, in der die Welt noch hoffnungsvoll in die Zukunft blickte, lese ich mit gemischten Gefühlen. In zwei Punkten habe ich mich gänzlich geirrt: in der Frage der Landwirtschaft und in der Rolle der ältesten Generation der Polen.

Zum einen konnten polnische Unterhändler vor dem EU-Beitritt 2004 sehr günstige Subventionen für die polnische Landwirtschaft erkämpfen. Dies hat die Gemüter besänftigt, aber den Prozess der Umstrukturierung und Modernisierung praktisch für zwei Jahrzehnte eingefroren. Das Damoklesschwert hängt damit weiter über der polnischen Landwirtschaft. Wer weiß, ob die Subventionen unter den Bedingungen der Inflation ihre Bedeutung aufrechterhalten werden können, und wer weiß, ob das extrem billige und in großen Mengen vorhandene Getreide aus der Ukraine nach der Assoziierung und dem eventuellen Beitritt dieses Landes den polnischen Landwirten den Garaus machen wird. Zum anderen habe ich die politische Bedeutung der ältesten Generation vollkommen fehleingeschätzt. Diese Generation wurde durch die stürmische Modernisierung Polens an den Rand gedrängt und sah sich einer Realität gegenüber, die für die Älteren kaum noch begreifbar war. Ihre Weisheit, die jahrhundertlang ihren besonderen Stellenwert in der Gesellschaft garantierte, war plötzlich unbrauchbar und schien durch die Flut von Informationen, visuellen Reizen und schillernden Denkmustern eher ein kompromittierender Ballast zu sein. Um ihr Selbstwertgefühl zu retten, wandten sie sich massiv den drei sichersten und einfachsten Quellen der Selbstaufwertung zu: der nationalen Identität, der Religion und den vergangenen Lebensweisen. So entstand eine große Spannung zwischen den neuen Lebensstilen und der alten Geborgenheit. Diese Spannung nutzten politische Kräfte, die in jeder Gesellschaft aus Spannungen, Energieschüben und selbst regelbrecherischen Kraftakten ihr Label machen – die sogenannten Populisten. Diese neue politische Strömung, die auf der Welle der sozialen Frustration ritt, gelangte in Polen – und auch in anderen Ländern – dank der Stimmen der Frustrierten an die Macht. Mit nationalkonservativer Rhetorik und gewaltigen Geldtransfers an die Schwachen demontierten die Populisten die Vollkommenheitsträume.

Doch dieser Text enthält auch eine Vorahnung: dass die Europäisierung und Globalisierung nicht in einer vereinheitlichten, homogenen, liberaldemokratischen Welt führen würden, obwohl zu jener Zeit Fukuyamas „Ende der Geschichte“ beinahe als Denkparadigma galt. Vielmehr zeichnet sich ab, dass das evolutionär verankerte Bedürfnis nach einer „Wir-und-die-Anderen“-Weltanschauung zu einer neuen Teilung führt: in eine „Welt der Regeln“ (die Demokratien) und eine „Welt der Tat“ (die Autokratien und Diktaturen). Dass Russland den ersten Krieg dieser neuen Epoche lostreten würde, hätte ich nie für möglich gehalten. Wer sich nie mit seinen Voraussagen für die Zukunft geirrt hat, werfe den ersten Stein. Die Realität besteht aus unzähligen Strömen, Kräften, Tendenzen, die sich manchmal potenzieren, manchmal gegenseitig aufheben und eigentlich in ihrer Komplexität weder durch den individuellen noch den kollektiven Intellekt verstanden werden können. Dazu kommt, dass jede Tendenz und jedes Bündel von Kräften pulsiert – mal zunimmt, mal abschwächt, mal ganz einschläft.

Auch die Geschichte unseres Universitätsstandortes wird diesem Pulsieren unterliegen. In welchem Rhythmus, in welchen Intervallen, wie lange –das lässt sich kaum vorhersagen. Und manchmal muss man in der Lage sein, sich von einem Fehler elegant freizusprechen. Ist mir dies im nachstehenden Fall gelungen? Der folgende humorvolle Text stammt aus einem Sammelband mit Interviews mit Vertretern der ersten Studierendengeneration der Viadrina und ihren Lehrenden. In dieser Pionierzeit Anfang der 90er Jahre, als die akademische Gemeinschaft in Frankfurt (Oder) nur wenige hundert Menschen zählte, entstanden sehr enge persönliche Beziehungen zwischen Studierenden, Lehrenden und Verwaltungsangestellten. In den Frühstückspausen sprachen die Verwaltungsangestellten über namentlich bekannte Studentinnen und Studenten, ihre Erfahrungen, Stärken und Schwächen sowie ihre Weltanschauung. Die Aufregung der Gründungsphase ließ die einzelnen Persönlichkeiten wichtig, außergewöhnlich und faszinierend erscheinen. Um diese Faszination festzuhalten, initiierte ich Interviews mit einigen Akteuren des damaligen Umfelds und die Veröffentlichung dieser Interviews in einem separaten Band. Der Band enthielt aber auch Geschichten – ernste und lustige – aus dem Umfeld der damaligen Ereignisse. In den folgenden Jahren wich die Faszination der Routine, die Zahl der Studierenden stieg auf Tausende, und es entstanden neue Herausforderungen und eine neue Herangehensweise an die akademische Realität. Diese anfängliche Welt war es jedoch wert, vor dem Vergessen bewahrt zu werden.⁸

Kurz nachdem ich meine Arbeit als Koordinator für internationale Beziehungen im Gründungsbüro der Viadrina übernommen hatte, erhielt ich aus Potsdam die Nachricht, dass erstmals der neue Gründungsrektor der Universität Knut Ipsen in Begleitung von hochrangigen Ministerialbeamten Frankfurt besuchen wolle. Ich wurde gebeten, ihn vor dem Rathaus in Empfang zu nehmen und anschließend zum Oberbürgermeister zu führen. Zur angegebenen Zeit stand ich vor dem Gebäude. Drei

⁸ Cornelia Winkel/Hartmut Matzat/Krzysztof Wojciechowski: Viadrina. Die neuen Frankfurter Studenten 1992–1997, S. 158.

große Limousinen fuhren vor, die Herren stiegen aus, ich begrüßte sie herzlich im Namen des Oberbürgermeisters und wollte sie zu ihm geleiten. Das Gewicht dieser Delegation lastete jedoch so auf mir, dass ich Schwierigkeiten hatte, die richtige Tür des Sekretariats des Oberbürgermeisters zu finden. Das Rathausgebäude war damals das reinste Labyrinth. Ich blieb einen Moment vor einer Tür stehen und wusste nicht, ob dies die richtige Tür war. Ich schaute mich um, ob mir jemand helfen könnte. Da saß nur ein junger Mann und las Zeitung. Ich wollte ihn nicht stören. Also sagte ich höflich zu den Herren: „Noch ein Stückchen weiter.“ Ich führte sie durch die Korridore des Rathauses zwischen den Säulen, treppauf, treppab, dann um die erste Ecke, um die zweite, dann wieder nach unten und als wir wieder vor einer Tür standen – und meiner Meinung nach war das die richtige Tür –, meinte Knut Ipsen: „Mein lieber Herr, wir standen schon vor dieser Tür vor zehn Minuten, der junge Mann saß hier an dieser Stelle, und er sitzt immer noch!“ Ich entgegnete: „Ja, natürlich, aber ich wollte, dass Sie sich ein bisschen mit dem Rathaus vertraut machen, bevor Sie mit dem Oberbürgermeister sprechen.“

2 Grenznahe universitäre Zusammenarbeit: Das Collegium Polonicum

Was wäre aus der Viadrina geworden, wenn sie irgendwo in Mitteldeutschland gegründet worden wäre, in einer Stadt mit 50.000 Einwohnern, inmitten von Feldern und Wäldern, umgeben von Gemeinschaften, die zwar große Stürme der Geschichte erlebt haben, aber nie wirklich im Alltag mit anderen Kulturen, Sprachen und dem Fremden konfrontiert wurden? Hätte sich eine unter solchen Bedingungen gegründete Universität entwickeln können und hätte sie in ihrer Blütezeit 7000 Studierende aus 106 Ländern gezählt? Das ist zweifelhaft. Die Viadrina war ein politisches Projekt. Politische Projekte haben jedoch die Tendenz zu scheitern, wenn sie nicht tief genug wurzeln und der Boden nicht stabil genug ist. Es gibt keine Anzeichen für das Ende der Viadrina, aber das Schicksal dieses Standorts könnte eine überraschende Wendung nehmen.

Als die Viadrina gegründet wurde, trug sie zwar ein europäisches Etikett, aber viele Jahre lang waren die deutsch-polnischen Beziehungen ihr Kern. Auf dem Höhepunkt, als polnische Studierende fast 40 Prozent der Gesamtheit ausmachten, ahnte niemand, dass ihr Anteil 25 Jahre später auf nur noch 7 Prozent sinken würde, während dafür junge Menschen aus 106 anderen Ländern an die Universität kamen. Damals hätte sich wohl niemand in seinen kühnsten Träumen ausmalen können, dass in Ślubice und Frankfurt einst Menschen unterschiedlichster Kulturen und Religionen leben und 10–15 Prozent der Bevölkerung stellen würden. Noch weniger hätte man sich vorstellen können, dass die Zahl der Studierenden im Collegium Polonicum im Jahr 2005 auf 2000 und 17 Jahre später auf 400 sinken würde – bevor sie wieder anstieg.

Die unangenehme Fluidität dieser Welt, die wir zu Beginn des dritten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts erleben, wirft die Frage auf, worauf sich der Stolz eines akademischen Zentrums gründet, eines Zentrums, das sich an einem ungewöhnlichen Ort entstand, unter äußerst optimistischen Annahmen und mit eher bescheidener staatlicher Unterstützung. Es ist eine Frage, auf die es sich lohnt, eine Antwort zu finden, denn hinter hochschulpolitischen Projekten steht immer auch ein kollektives Selbstwertgefühl der Standortgemeinde und der Stolz des Trägers, der die Universität gründet. Worauf also kann die Viadrina in den ersten drei Jahrzehnten ihres Bestehens mit Recht stolz sein?

Die übliche Antwort auf solch eine Frage – rückblickend gegeben – lautet, die Namen berühmter Gelehrter aufzuzählen, die an der Universität studiert oder gelehrt haben. So werden für die alte Viadrina Alexander und Wilhelm von Humboldt, Thomas Müntzer, Ulrich von Hutten, Carl Philipp Emanuel Bach und Heinrich von Kleist aufgeführt. Im Falle der neuen Viadrina wird dies erst Jahrzehnte später möglich sein. Zudem ist die Voreingenommenheit dieses Verfahrens offensichtlich: Die Gebrüder Humboldt studierten hier nur ein Semester, und es ist fraglich, ob die Universität Frankfurt (Oder) ihre wissenschaftliche Persönlichkeit prägte. Warum werden dann ihre Namen genannt? Weil die Viadrina in ihrem Licht erstrahlen will. Es sind ihre Namen, die die Universität aufwerten, nicht umgekehrt. Und das ist kein unzulässiges Verfahren. Es lässt sich auf 99,99 Prozent der Universitäten dieser Welt anwenden (sofern sie mit herausragenden Persönlichkeiten in Kontakt kamen). Den umgekehrten Mechanismus kann man hingegen nur begrenzt anwenden. Während jemand mit Stolz sagen kann, dass er in Oxford, Heidelberg oder Krakau studiert hat, wird er wohl kaum betonen, einen Abschluss in Wirtschaftswissenschaften von einer Universität in Togo erworben zu haben. Der Stolz der Universität mag auch im Bereich der Forschung liegen, die sich an der Universität besonders entwickelt hat. Aber wird die Viadrina als Ursprungsort der zweiten „Frankfurter Schule“ in die Geschichte eingehen? Auch diese Frage ist nach 30 Jahren nicht zu beantworten.

Somit bleiben der Viadrina laut ihrer Gründungsdenkschrift und anderen programmatischen Texten zwei Quellen der Wertschätzung für ihre Corporate Identity: Interdisziplinarität und Internationalität. Und dies sind unterschiedliche Dinge.

Auf den ersten Aspekt möchte ich hier nicht näher eingehen, da die Fakten bekannt sind und ausführlich an anderer Stelle erörtert worden sind. Was die Internationalität betrifft, werde ich einige Punkte hervorheben, die die Ausgangssituation widerspiegeln. In der Viadrina-Denkschrift findet sich der ominöse Satz: „Die Grenzlage vermag die Europa-Orientierung einer Universität nur dann zu einem beträchtlichen Teil zu bestimmen, wenn diese Lage Besonderheiten aufweist, wie sie gerade nicht für jede beliebige Grenzlage gegeben sind.“ Was sind die Besonderheiten, die nicht in jeder beliebigen Grenzlage zu finden sind?

1. Die Viadrina wurde an einem Ort gegründet, durch den historisch gesehen nie eine bedeutende Migrationsroute führte und der nie multiethnisch geprägt war. Was die „Weltoffenheit“ dieses Ortes vor 1991 anbelangt, so könnte er eher als Symbol für die „Weltabschottung“ angesehen werden. Durch ihn verlief eine Grenze, die 38 Jahre lang eine der am stärksten bewachten der Welt war, nur zwischen 1972 und 1980 war sie einigermaßen durchlässig. 1991 wies der Ort keines der typischen Merkmale eines Grenzgebiets auf: weder Multiethnizität noch religiöse Vielfalt, weder Zwei- oder Mehrsprachigkeit noch kulturelle Durchmischung. (Überraschenderweise gibt es in dem etwa 100 Kilometer weiter östlich gelegenen Raum, dem historischen deutsch-polnischen Grenzgebiet, Reste der einheimischen lutherischen Bevölkerung, die noch immer Deutsch spricht.) Kulturelle Traditionen, die einander fremd waren – einerseits die

preußische Tradition des Staatswesens, des Legalismus und der Militarisierung der Gesellschaft, andererseits die ostpolnisch-osteuropäische Tradition der Multiethnizität, des Misstrauens gegenüber Staat und Recht sowie des Kults der individuellen Beweglichkeit – standen an der Oder nebeneinander. Erste Tradition fand in der Stadt Frankfurt (Oder) ihre materielle Ausprägung in Form von 200 Liegenschaften, die die DDR-Stasi besaß (die ersten Treffen des Gründungssenats der Viadrina fanden in der Stasi-Ferienanlage „Angelenhof“ bei Briesen statt). Letztere Tradition blühte nach der Grenzöffnung 1991 auf unschöne Weise auf: Der Schmuggel über die Grenze, vor allem von Zigaretten, erreichte unglaubliche Ausmaße. Nach seriösen Schätzungen waren etwa 40.000 polnische Grenzbewohner daran beteiligt.

2. Die Viadrina wurde an einem Ort gegründet, an dem Gemeinschaften jahrzehntelang nebeneinander lebten, die von tief verwurzelten Ressentiments und negativen Stereotypen gegenüber ihren Nachbarn geprägt waren. Dies basierte auf historischen Erfahrungen, bei denen die alltäglichen Konflikte entweder das Stereotyp des „herzlosen Preußen“ oder das Stereotyp des anarchistischen und schlampigen Polen (Heines „Krapülinski“ und „Waschlapski“) hervorriefen. Diese Stereotypen haben sich auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wesentlich verändert. Ein Faktor, der die Ressentiments weiter verstärkte, war die Kriegserfahrung. Ein großer Teil der Grenzbewohner auf deutscher Seite waren Vertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen, sogenannte Heimatvertriebene (in der Zeit der DDR „Umsiedler“ genannt). Viele von ihnen machten sich nicht die Mühe, ihre Vorurteile zu hinterfragen, und blieben mehr oder weniger bei ihrem Urteil, dass sie von den Polen vertrieben worden seien. Auf der anderen Seite waren alle Bewohner der polnischen Grenzregion Umgesiedelte aus den östlichen und zentralen Gebieten Vorkriegspolens. Diese Menschen verübelten der Sowjetunion, dass sie ihre Heimat hatten verlassen müssen, noch häufiger aber gaben sie den Deutschen die Schuld. Im Osten, wo der Nachbar jüdischen Glaubens oder ein Ukrainer, ein Litauer bzw. ein Belaruse war, erschien der Deutsche in der Familienerinnerung als Kriegsverbrecher. Die kommunistischen Behörden in beiden Ländern versuchten, die beiden Gemeinschaften zusammenzubringen, indem sie sich auf den Grundsatz „Proletarier haben kein Vaterland“ beriefen. Dies sollte eine sekundäre oder irrelevante nationale Identität und eine Offenheit für Kontakte mit Menschen in der gleichen sozialen Situation („Werkstätige“) implizieren. Die „von oben“ initiierten Kontakte als „verordnete Freundschaft“ zeigten unter den Älteren wenig Wirkung, da bei gegenseitigen Besuchen die ständige Überwachung durch die Sicherheitsorgane und die bürokratischen Hindernisse nur selten zum Aufbau echter persönlicher Bindungen führten. Erst in der jüngeren Generation ergab sich zwischen 1972 und 1980, d.h. in der Zeit der Öffnung der Grenze für den visafreien Reiseverkehr zwischen der DDR und Polen, die Möglichkeit einer echten Annäherung. In dieser Zeit verbrachten rund 500.000 Jugendliche aus beiden Ländern ihre Ferien im Nachbarland, nahmen an Ferienlagern, Sport-

veranstaltungen oder einfach nur am Trampen teil. Sie beteiligten sich auch an Schüleraustauschprogrammen, Kulturveranstaltungen und Jugendprojekten. Die psychosoziale Situation der deutsch-polnischen Nachbarschaft verbesserte sich jedoch aufgrund der kurzen Zeit der Öffnung sowie der nachfolgenden politischen Differenzen und wirtschaftlichen Ressentiments nur wenig.

3. Das Jahr 1980 brachte eine drastische Verschlechterung der Atmosphäre an der deutsch-polnischen Grenze und in der Nachbarschaft. In der Zeit der offenen Grenze kauften die Polen in der DDR ein und füllten die Versorgungslücken auf dem polnischen Markt mit DDR-Waren. In einigen Bereichen war der DDR-Markt geradezu verwüstet. Die Behörden ließen es aufgrund des „proletarischen Internationalismus“ nicht zu, dass die Bürger ihre Unzufriedenheit öffentlich artikulierten – dennoch wuchs sie unterschwellig an. Als in Polen Streiks ausbrachen und die Bewegung *Solidarność* entstand, die eine Verbesserung der Lebensbedingungen forderte, begegnete ihr die DDR-Gesellschaft vor allem mit Skepsis und Ablehnung. Wirtschaftliche Ressentiments wurden mit wiedergekäuten Stereotypen rationalisiert: „Die Polen sind faul und unmoralisch, also streiken sie, statt – wie wir – mit harter Arbeit nach Wohlstand zu streben.“ Die DDR-Behörden befürchteten, dass der *Solidarność*-Virus über die Grenze springen würde, und nutzten die Stimmung in der Bevölkerung aus, indem sie die Grenze schlossen. Von nun an konnte man nur noch auf Einladung von Betrieben, Reisebüros oder aufgrund einer von der Polizei bestätigten privaten Einladung in das Nachbarland reisen. In der Praxis bedeutete dies ein Einfrieren der privaten Kontakte, die sich erst in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre langsam lockerten.

4. Der tiefgreifendste Grund für die unangenehme Atmosphäre im Grenzland lag – im weitesten Sinne – in der zivilisatorischen Sphäre. Zwischenmenschliche Kontakte werden typischerweise begünstigt durch eine behagliche und einladende Umgebung: ein warmes Klima, schöne Landschaften, eine gefällige Architektur, freundliche Alltagsrituale und intime Orte der Kommunikation wie Cafés, kleine Gassen und Kneipen. Doch all dies war in der deutsch-polnischen Grenzregion nicht vorhanden, ganz im Gegenteil. Der vorherrschende sozialistische Baustil mit ihren breiten Straßen und verstreuten Betongebäuden im obligatorischen Grau sowie die unzureichenden Freizeitangebote ließen die Stadt Frankfurt an der Oder für junge Menschen außerhalb der DDR und Osteuropas wenig attraktiv wirken. Auf der polnischen Seite war es noch schlimmer. Unter der sozialistischen Kühle lagen die nicht verheilten Wunden des Zweiten Weltkriegs: Kriegsschäden, ein Bevölkerungsrückgang im Vergleich zur Vorkriegszeit und der Zustrom von Menschen, deren Lebensgewohnheiten nicht zur städtischen Infrastruktur passten, prägten die Situation. Der durchschnittliche *Ślubicer* in den ersten Nachkriegsjahren stammte aus einem ländlichen Gebiet, das 1000 Kilometer entfernt lag, wo die Häuser aus Holz gebaut und mit Strohdächern bedeckt waren. Annehmlichkeiten wie fließendes Was-

ser oder überdachte Toiletten waren unbekannt. Dazu kam das Gefühl der Vorläufigkeit: Ein großer Teil der Umsiedler lebte in der Überzeugung, dass „die Deutschen eines Tages wieder hierher zurückkommen“ würden, und erst die nächste Generation begann, neue Häuser zu bauen und die alten zu renovieren. All das führte dazu, dass sich die Grenzgebiete Westpolens, abgesehen von den größeren Städten, in einem Zustand des Verfalls befanden.

Für mich, der ich in Warschau geboren und aufgewachsen bin und den Süden, den Norden und den Osten des Landes kannte, war der Zustand der westlichen Provinzen ein echter Schock: verfallende Gebäude, bröckelnde Fassaden, Straßen, die ins Nichts führten, wahllos zwischen die klassische Stadtstruktur des 19. Jahrhunderts gebaute Wohnblöcke, ein Chaos von Baustilen, Menschen, die im öffentlichen Raum ästhetisch völlig verloren schien. Dies erweckte einen deprimierenden Eindruck und ließ Zweifel daran aufkommen, ob ein künftiges Universitätsprojekt in diesem Umfeld erfolgreich sein könnte. (Inzwischen bin ich, nachdem ich mich mit anderen Regionen beschäftigt habe, in denen es zu einem Bevölkerungsaustausch gekommen ist, zu der Überzeugung gelangt, dass sich diese Traurigkeit und Hässlichkeit sozusagen von selbst entstehen.) Und in diesem Umfeld sollte eine europäische Universität mit internationalem Charakter ins Leben gerufen werden? Zweifelhaft, eher unwahrscheinlich. Aber sie ist doch entstanden! Und die Tatsache, dass hier Menschen aus 106 Nationen leben, ist, trotz aller Vorbehalte, eine bemerkenswerte Leistung. Wie war das möglich?

Um diese Frage zu beantworten, springen wir ins Jahr 2008, als am 13. Oktober das 15-jährige Bestehen des Collegium Polonicum gefeiert wurde. Zu diesem Anlass hielt ich eine Rede⁹, in der ich – selbstverständlich – vorwiegend von der Einrichtung sprach, die ich mit aufgebaut und auch geleitet habe. Zugleich erläuterte ich dem Publikum die sieben Kriterien einer fortgeschrittenen grenzüberschreitenden universitären Zusammenarbeit.

[...] Am 27. Februar 1991, nach meinem Bewerbungsgespräch im Gründungsbüro der Viadrina in Frankfurt (Oder) beschloss ich, einmal nach Stübice hinüber zu gehen. Nachdem ich die eingehende Passkontrolle auf der Brücke sowie das Spalier der Zigarettenschmuggler, die dort auf eine Gelegenheit warteten, diverse Taschen mit Schmuggelgut auf die Frankfurter Uferpromenade werfen zu können, hinter mir gelassen hatte, kam ich in eine Stadt, die auf mich einen niederschmetternden Eindruck machte: eine chaotische Bebauung, graue, bröckelnde Fassaden, kaputte Gehwege, und direkt an der Brücke, dort, wo heute das Collegium Polonicum steht, befand sich eine schäbige Bierstube, voll mit finsternen Typen. Und in dieser Stadt sollten Studierende der Europa-Universität Viadrina, ja Studierende aus ganz Europa wohnen?

Auch als Anfang 1993 die Idee entstand, für Studierende der Viadrina die Möglichkeit zu schaffen, polnisches Recht zu studieren (Ausbildungsort sollte das Stübicer Kulturhaus „SMOK“ sein), waren meine Zweifel nicht kleiner geworden. Es gab zwar

⁹ Krzysztof Wojciechowski: Quo vadis Collegium Polonicum? Einführungsvortrag zur Festsitzung aus Anlass des 15-jährigen Bestehens des Collegium Polonicum. 15 Jahre Collegium Polonicum. Eine Bilanz. 2008. Unveröffentlichtes Manuskript. Gekürzt.

bereits die Idee eines Collegium Polonicum, beschrieben in einem Memorandum von Waldemar Pfeiffer an die Senate der Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań (AMU), doch war weiterhin unklar, wie diese Idee konkret realisiert werden sollte. Ganz real hingegen war das Problem, dass in Stübice niemand über eine ausreichende Menge an Tischen und Stühlen verfügte, um überhaupt Lehrveranstaltungen für 70 Studierende durchführen zu können. Im April 1993, als die Entscheidung über den Architektenwettbewerb anstand, der von der Posener Universitätsleitung ausgeschrieben worden war, wurden mir zum ersten Mal das Ausmaß und die Bedeutung des Vorhabens bewusst. Ich betrachtete ein gutes Dutzend futuristischer Gebäudeentwürfe für das Collegium Polonicum. Jeder dieser Entwürfe hätte wohl sogar in Berlin oder Warschau Aufsehen erregt. Erst in diesem Moment wandelte sich meine Rolle von der eines Beobachters zu der einer Person, die sich in dieses Projekt einbringen und zu seinem Erfolg beitragen will.

Die lokale kleine Welt um Frankfurt-Stübice ist heute, nach 15 Jahren, kaum wiederzuerkennen. Über die Stadtbrücke flanieren die Menschen mit einer Eleganz, die an den Pont Neuf in Paris denken lässt. Sowohl in Frankfurt als auch in Stübice sind viele Gebäude frisch saniert, attraktive Schaufensterauslagen ziehen die Kunden auf beiden Seiten der Grenze an und nicht einmal an den Autos kann man erkennen, wer auf welcher Seite der Grenze wohnt. In Frankfurt existiert eine kleine, dafür aber dynamische und international renommierte Universität, und in Stübice gibt es mit dem Collegium Polonicum eine ebenfalls über die Grenzen beider Länder hinaus bekannte, gemeinsame Lehr- und Forschungseinrichtung der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań und der Viadrina. Diese Einrichtung und der dazugehörige Campus stellten in den 1990er Jahren Polens größte Investition im akademischen Bereich dar. Umgerechnet sind über 40 Millionen Euro in diese Investition geflossen. Diese Gelder, die teils aus dem Haushalt der AMU, teils aus einem speziellen Fonds der polnischen Regierung, der Europäischen Union und der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit kamen, wurden für diesen guten Zweck auf der Grundlage einer Art Gentlemen's Agreement freigegeben, denn die rechtlichen Grundlagen wurden in Gestalt eines Regierungsabkommens erst im Jahre 2002 geschaffen. Will man anlässlich des 15-jährigen Bestehens des Collegium Polonicum Bilanz ziehen, kann man also getrost von der Feststellung ausgehen, dass es in der Geschichte unserer Gesellschaften durchaus Wunder gibt!

[...] 15 Jahre Collegium Polonicum, das sind: 3000 Absolventen, 13 Studiengänge als Angebote der AMU, der Viadrina oder in gemeinsamer Regie, 3 gemeinsame Studiengänge [...], Politologie [...] und Kulturwissenschaften [...], die das Ideal einer bilateralen Zusammenarbeit verkörpern, insgesamt fast 6000 ausgebildete Studierende, der höchste Anteil (15–20 Prozent) ausländischer Studierender an polnischen Hochschulen, gegenwärtig 100 am Collegium Polonicum Angestellte (davon etwa 30 Prozent Nichtpolen), 3 Doktorandenprogramme mit 70 Doktorandinnen und Doktoranden – und das ist auch das Karl-Dedecius-Archiv, in dem der Nachlass herausragender Übersetzer und Kulturvermittler wie Karl Dedecius und Henryk Bereska bewahrt wird.

Bereits heute gibt es unter den Studierenden und Absolventen prominente Persönlichkeiten. Wenn im Jahre 1918 Kaiser Wilhelm II. nicht abgedankt hätte und Deutschland bis heute ein Kaiserreich wäre, wäre einer der Absolventen des Collegium Polonicum der deutsche Kaiser! [...] Georg Friedrich Ferdinand Prinz von Preußen studierte vor drei Jahren an dem von der Viadrina am Collegium Polonicum angebotenen Aufbaustudiengang „Schutz europäischer Kulturgüter“ mit dem Ziel, sein Schloss Hohenzollern in Baden-Württemberg möglichst effektiv verwalten zu können.

Im Laufe der letzten 15 Jahre konnten im Collegium Polonicum viele prominente Persönlichkeiten willkommen geheißen werden. Zu Gast waren der polnische Präsident Aleksander Kwaśniewski, der Bundespräsident Richard von Weizsäcker, die polnischen Ministerpräsidenten Tadeusz Mazowiecki und Donald Tusk, der Bundeskanzler Helmut Kohl, Kommissare der Europäischen Union sowie zahlreiche europäische Minister. Es fanden gemeinsame Sitzungen der Präsidenten des Sejm und des Bundestags sowie der Ausschüsse für Europaangelegenheiten beider Parlamente statt. Seiner Rolle als deutsch-polnisches und europäisches Begegnungszentrum ist das Collegium Polonicum im Laufe der letzten 15 Jahren mehr als gerecht geworden. Seit 1998, als das Gebäude errichtet wurde, kann die Zahl derer, die an Konferenzen, Symposien, Begegnungen und außeruniversitären Seminaren teilnehmen, auf jährlich etwa 4000 veranschlagt werden. Das heißt, dass unsere Einrichtung in den vergangenen zehn Jahren 40.000 Gäste begrüßen konnte. Sogar in den Vereinigten Staaten traf ich Menschen, die schon einmal im Collegium Polonicum waren.

Neben seiner akademischen und, sagen wir, politischen Rolle hat sich unsere Einrichtung um das kulturelle Leben der Grenzregion verdient gemacht, wofür sie vom Rat der Stadt Słubice ausgezeichnet wurde. Jahr für Jahr finden vier bis sechs Sinfoniekonzerte und zahlreiche andere Musikveranstaltungen statt, darüber hinaus Filmvorführungen oder Schriftstellerlesungen. Unser Engagement beschränkt sich dabei nicht allein darauf, unsere Große Aula zur Verfügung zu stellen. Viele Veranstaltungen gehen auf unsere Initiative zurück, an anderen sind wir konzeptionell oder organisatorisch beteiligt.

Wie bereits Waldemar Pfeiffer, der Ideengeber des Collegium Polonicum und der erste Wissenschaftliche Direktor des Collegium Polonicum, betonte, gehört es zu unseren zentralen Aufgaben, uns aktiv für die Region einzusetzen. Dazu zählen die Anhebung des Bildungskompetenzniveaus, die Aktivierung der Zivilgesellschaft und die Stärkung der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Mit erheblichem Einsatz und ohne die Universitätsbudgets zusätzlich zu belasten, ist es uns gelungen, die Stiftung für das Collegium Polonicum ins Leben zu rufen und damit unsere Einrichtung noch besser auf die Bedürfnisse der Einwohnerinnen und Einwohner Słubices und Frankfurts auszurichten. Die Stiftung ermöglichte bislang fast 2000 Einwohnern (d. h. fast jedem achten Einwohner der Stadt Słubice) die Teilnahme an Sprach- und Fachkursen. Sie steht für die Umsetzung von über 30 Projekten mit einem Gesamtvolumen von fast 5 Millionen Złoty, an denen tausende von Einwohner der Grenzregion beteiligt waren. Niemandem, der sich mit der Bitte um Hilfe an uns wandte, wurde diese Hilfe verweigert. Sehr erfreulich ist es, dass sich auch unsere Studierenden von diesem Geist eines tätigen Miteinanders haben anstecken lassen. Die Studentische Rechtsberatung gehört zu den größten ihrer Art in Polen und ermöglicht seit Jahren einkommensschwachen Bürgerinnen und Bürgern eine kostenlose Rechtsberatung. Die Bibliothek des Collegium Polonicum, die mit ihrem Bestand von 60.000 „Informationsträgern“ eng mit der Universitätsbibliothek der Viadrina zusammenarbeitet und an den Kooperativen Bibliotheksverbund Berlin-Brandenburg angeschlossen ist, erfüllt zugleich die Rolle einer Regionalbibliothek für die Einwohner der Stadt Słubice und des umliegenden Landkreises.

Natürlich ist unsere Identität nicht die eines „Gemischtwarenladens“. Dreh- und Angelpunkt unserer Einrichtung ist und bleibt die deutsch-polnische Zusammenarbeit. Dabei ist zentral, dass wir eine der wenigen, wenn nicht sogar die einzige grenzüberschreitende universitäre Einrichtung in Europa sind, in der die bilaterale Kooperation sich auf alle Ebenen der Einrichtung erstreckt. Sie umfasst nicht nur Forschung und Lehre, sondern auch organisatorische, administrative, finanzielle und technische

Belange sowie Aspekte der Arbeitskultur. Die verschiedenen Kooperationspartner haben am Collegium Polonicum einen Prozess der kulturellen Annäherung erlebt, der nicht immer angenehm, aber stets interessant war.

Heben wir diese Überlegungen auf ein höheres Abstraktionsniveau, können wir konstatieren, dass unsere lokale Hochschulzusammenarbeit alle *sieben Kriterien einer fortgeschrittenen grenzüberschreitenden Zusammenarbeit* erfüllt:

Das erste Kriterium ist das der Modelldivergenz: Die Struktur des Collegium Polonicum weicht von den in Polen und Deutschland gängigen Hochschulstrukturen ab. Es ist also eine Neuschöpfung und keine Kopie irgendeiner nationalen Lösung.

Das zweite Kriterium ist das der Tiefe der Kooperation: Hiervon war bereits die Rede, es bedeutet, dass die Zusammenarbeit sich nicht auf den Austausch von Lehrpersonal und Studierenden beschränkt, sondern bis in die tiefsten Strukturen unserer Einrichtung reicht.

Das dritte Kriterium ist das der Überlappung: Am Collegium Polonicum wird – insbesondere von deutscher Seite – ein Teil der Aufgaben der Viadrina realisiert, was für die involvierten Personen bedeutet, dass sie ihre Aufgaben unter den Bedingungen der organisatorischen und kulturellen Realitäten des Nachbarlandes erfüllen.

Das vierte Kriterium ist das der Proportion: Es besagt, dass die spontane Teilnahme von Studierenden und Hochschullehrern beider Seiten an gemeinsamen Vorhaben im optimalen Fall ausgewogen zu sein hat. Das Collegium Polonicum erfüllt dieses Kriterium nicht vollständig, aber zu einem gewissen Grade. Das Interesse an gemeinsamen Projekten oder Studienprogrammen ist auf polnischer Seite wesentlich größer als auf der deutschen. Verursacht wird dies durch eine „schiefe Ebene“, die den Westen Europas mit dem Osten verbindet, d. h., dass eine Orientierung nach Westen stets attraktiver ist als eine Orientierung nach Osten. Hierin liegt ein großes Problem für das Collegium Polonicum. Zugleich muss jedoch gesagt werden, dass der Anteil des ausländischen Partners (in den meisten Fällen des deutschen Partners) trotz allem immer noch weitaus größer ist bei vergleichbaren grenzüberschreitenden Unternehmungen, die im Landesinnern Polens oder auch in anderen Ländern Ostmitteleuropas angesiedelt sind.

Das fünfte Kriterium ist das der Mehrsprachigkeit: Das Mindestmaß an Zusammenarbeit besteht in Lehrveranstaltungen in der Sprache des größeren bzw. stärkeren Partners. Ein bereits höheres Kriterium stellt eine gemeinsame, neutrale Sprache dar, z. B. das Englische. Die höchste Ebene wird erreicht, wenn Lehrveranstaltungen in den Nationalsprachen abgehalten werden und davon ausgegangen werden kann, dass sowohl Studierende als auch Lehrende diese Sprachen beherrschen. In einigen Bereichen ist das Collegium Polonicum bereits heute ein wahres Babylon, in anderen Bereichen hingegen verbleibt es nach wie vor in nationalen Grenzen.

Das sechste Kriterium ist das der Diplomierung: In diesem Punkt befinden sich einige Studiengänge am Collegium Polonicum noch ganz am Anfang des Weges, da sie lediglich rein nationale Abschlüsse anbieten. Andere Studiengänge streben nach höchstmöglicher Integration, indem sie den gleichzeitigen Erwerb zweier Abschlüsse erlauben. Ideal wäre zweifellos ein von beiden Universitäten gemeinsam und gleichzeitig ausgestelltes Diplom.

Das siebente und letzte Kriterium ist das des finanziellen Mehraufwands: Um dieses Kriterium zu erfüllen, sollten die Kooperationspartner darauf verzichten, penibel über jeden Betrag zu wachen, der über das vertraglich Vereinbarte hinaus in die Zusammenarbeit fließt. [...] Sie leisten ganz einfach ihren Beitrag in dem Umfang, den ihre finanziellen Möglichkeiten zum jeweiligen Zeitpunkt erlauben. Seit vielen Jahren

habe ich den Eindruck, dass die Kooperation unserer Universitäten in diesem Punkt vorzüglich funktioniert. Dies erfüllt mich mit großer Freude.

Nun ist der Moment gekommen, an dem es angemessen wäre, all jenen Personen, Instanzen und Institutionen Anerkennung zu zollen, die sich in den vergangenen 15 Jahren um das Collegium Polonicum verdient gemacht haben. An erster Stelle sollte ich den Rektoren, Prorektoren, Kanzlern, Professorinnen und Professoren und anderen Hochschullehrern für ihren Einsatz danken. Zu würdigen ist auch der beispiellose Investitionsaufwand der Adam-Mickiewicz-Universität, der dieses architektonische Meisterwerk erst möglich gemacht hat und sich bis heute in der Übernahme der Instandhaltungskosten fortsetzt. Zu danken habe ich den Rektoren und der Präsidentin, den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und nicht zuletzt dem Verwaltungspersonal der Viadrina dafür, dass sie in den vergangenen 15 Jahren mit großem Einsatz die Idee des Collegium Polonicum verteidigt haben und sich dabei gelegentlich auch des Vorwurfs erwehren mussten, sie investierten ihre Kraft und finanziellen Mittel in eine Einrichtung außerhalb Deutschlands. Ihnen gebührt auch Dank dafür, dass sie stets ein offenes Ohr hatten für die Belange unserer Einrichtung hatten – obwohl hierfür theoretisch und in vollem Umfang eigentlich die polnische Seite verantwortlich gewesen wäre. [...]

Abschließend sei es mir erlaubt, einige Worte über die Zukunft zu verlieren. Die Frage nach der Zukunft ist sehr wichtig, hat sich doch vieles im Laufe der letzten 15 Jahre gewandelt. Zunächst: Unser gemeinsamer Feind ist verschwunden: die Grenze; ein Feind, der all unsere Kräfte mobilisierte und in negativer Weise unsere Identität definierte. Fast unser gesamtes Tun war darauf gerichtet, jene Grenze – zuerst die Außengrenze, dann eine Binnengrenze der Europäischen Union – zu überwinden, ihr auszuweichen oder sie – salopp gesagt – auszutricksen. Und wir haben auf diesem Gebiet wahrhaftig Großes vollbracht. Bereits Anfang der 1990er Jahre wurde den Studierenden und Lehrenden ein Vorgefühl davon vermittelt, wie es sich einmal in einem grenzenlosen Europa leben würde. Heute hat die Grenze im Grunde aufgehört zu existieren. Ein Traum ist wahr geworden. Mit dem Feind ist auch der einstige Bezugspunkt unserer Anstrengungen verschwunden. Mit dem Betreten der ruhigen Ebene der europäischen Alltäglichkeit beginnen wir jedoch, eine neue Gefahr zu erkennen, die der heute anwesende Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder), Martin Patzelt, sehr treffend formuliert hat: „die Gefahr, in Bedeutungslosigkeit zu versinken“. Um uns im kollektiven Bewusstsein weiterhin einen Platz zu sichern und unserer intellektuellen und politischen Rolle weiterhin gerecht zu werden, müssen wir unsere Identität neu definieren und unser Angebot attraktiver gestalten. Möge die heutige Tagung unserer weiteren Zusammenarbeit zahlreiche intellektuelle Impulse verleihen.

Die Zukunft scheint nicht leicht zu werden. Die Finanzkrise in den USA entwickelt sich allmählich zu einer globalen Krise. Und das Collegium Polonicum [...] reagiert sehr sensibel auf globale Krisen. Die schwierigste Etappe in unserer bisherigen Arbeit waren die ersten drei bis vier Wochen nach dem Terroranschlag auf das World Trade Center am 11. September 2001. Alle, die die Grenze passierten, mussten strengen Kontrollen über sich ergehen lassen. Es wurden sogar Kinderwagen überprüft, ob sich darin auch keine Bomben befanden. Die Wartezeiten betrugen mehrere Stunden, Studierende und Lehrende kamen zu spät zu ihren Veranstaltungen Meetings konnten nicht organisiert werden. Sowohl die akademische als auch die administrative Arbeit kam zum Stillstand. Mögen uns Erschütterungen dieser Art in Zukunft erspart bleiben. Allen hier Versammelten möchte ich danken für ihre Arbeit in den letzten 15 Jahren und ihnen zurufen: Arbeitet weiter mit uns zusammen, ihr werdet gebraucht!

Es stellt sich natürlich die Frage, ob es ein Verdienst der Viadrina ist, an einer grenzüberschreitenden Einrichtung wie dem Collegium Polonicum beteiligt zu sein oder vielleicht nicht eher die Leistung beider Partneruniversitäten oder der Einrichtung selbst.

Es gibt spektakuläre Leistungen im individuellen und sozialen Leben, und es gibt Leistungen, die nicht spektakulär sind, die aber von der Vitalität und Stärke des Subjekts zeugen. Wenn man den Mount Everest besteigt, ist das bemerkenswert. Wenn man dies ohne Sauerstoffflasche bewältigt, ist es noch bemerkenswerter. Aber leistet man dies sogar mit einer Beinprothese, dann ist kommt dies einem Wunder gleich. Unter den 50.000 Menschen, die seit 1953 diesen Gipfel erklommen haben, wäre derjenige mit der Prothese und ohne Sauerflasche der Einzige – dies wäre sein Alleinstellungsmerkmal.

Die Besonderheiten der Grenzlage sind in der Denkschrift bereits thematisiert worden: die Brückenfunktion gegenüber dem Osten, der Symbolcharakter für die „Normalisierung der deutsch-polnischen Beziehungen im Rahmen fortschreitender europäischen Integration“, die Überwindung der Wirtschafts- und Wohlstandsgrenze. All das hat sich im Laufe der Zeit schnell „erübrigt“. Im Nachhinein wird niemand für eine große Leistung der Viadrina die Tatsache halten, dass sie die Zeit überstanden hat, als sich hinter der deutsch-polnischen Grenze, d. h. 500 Meter hinter ihrem Gebäude eine wirtschaftliche Kluft erstreckte, als Osteuropa nicht zur Europäischen Union gehörte und Grenzkontrollen den Verkehr behinderten. Aus heutiger – und zukünftiger – Sicht sollten vielmehr jene Besonderheiten geschätzt werden, die nicht für jede internationale Kooperation charakteristisch sind: So stellt die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Sinne der grenznahen universitären Kooperation ihr Alleinstellungsmerkmal dar.

2.1 Nähe, die entfernt

In dem folgenden Beitrag aus dem Jahre 2016, den ich für die Festschrift¹⁰ zu Ehren von Andrzej J. Szwarc – Strafrechtler und Gründer des Deutsch-Polnischen Forschungsinstituts am Collegium Polonicum – verfasst habe, habe ich versucht, dem Phänomen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit auf den Grund zu gehen.

Unbestreitbar ist es ein Teil der europäischen Realität, dass die Hochschulbildung seit dem Mittelalter nationale Grenzen überschritten hat. Dieses Phänomen scheint so offensichtlich zu sein wie der Warenverkehr, denn seit Jahrhunderten überschreiten Gelehrte, Studierende, Bücher und Ideen die Grenzen ebenso selbstverständlich

¹⁰ Krzysztof Wojciechowski: Uniwersytecka współpraca przygraniczna – „herbatka u cioci Mani“ czy próba charakteru? In: Auf beiden Seiten der Oder. Europäische, nationale und regionale Aspekte der deutsch-polnischen Nachbarschaft. Festschrift für Professor Dr. habil. Dr. h. c. Andrzej Jan Szwarc. Hrsg. von Aleksandra Chylewska-Tölle und Alexander Tölle. Berlin: Logos Verlag 2016 (Thematicon 27), S. 337–346.

wie Industriegüter, Geld und Rohstoffe. Und wenn man das verhindern will, ist das genauso schwierig wie das Verhindern von Schmuggel.

In der heutigen Zeit haben diese akademische Mobilität und der Austausch von Wissen ein noch nie dagewesenes Ausmaß angenommen. In den vergangenen 25 Jahren haben allein im Rahmen des Erasmus-Programms, das in seiner letzten Phase die 28 EU-Mitgliedstaaten sowie Norwegen, Island, Liechtenstein, die Schweiz und die Türkei umfasst, 2,5 Millionen Studierende und 300.000 Dozenten mindestens ein Semester im Ausland verbracht. Das Programm hat 3000 Hochschuleinrichtungen miteinander verbunden.¹¹ Allerdings besteht ein großer Unterschied zwischen akademischer Mobilität, verstanden als *Wissenstransfer*, und akademischer Kooperation, verstanden als *Integration von Wissensstrukturen*.

Wissenstransfer beschreibt einen Vorgang, bei dem sich Wissen (oder Informationen) vervielfacht, indem es von einem Raum (oder einer Struktur) in einen anderen wandert. Dies geschieht mit Hilfe eines ausgewählten Trägers. In der traditionellen Welt sind die Träger Menschen (Gelehrte und Studierende) oder materielle Wissensträger (Bücher, Briefe), während die Träger heutzutage hauptsächlich elektromagnetische Wellen (Fernsehen, Radio) oder elektromagnetische Impulse (Internet) sind. Aus der Sicht des Gegenstandes unserer Überlegungen ist das Wichtigste an diesem Phänomen, dass das Medium, nachdem es den Ort A verlassen hat, den Ort B erreicht, ohne die Struktur von A oder B zu verändern. Wenn ein Gelehrter oder ein Studierender von A nach B wechselt, verlässt er seine vertraute Struktur und tritt bei seiner Ankunft in eine fremde Struktur ein, in der er zunächst den Status eines Gastes hat. Das bedeutet, dass sie während ihres Aufenthalts die örtlichen Spielregeln, Vorschriften, materiellen und kulturellen Bedingungen respektieren und akzeptieren müssen, und wenn sie diese nicht akzeptieren, bleibt ihnen nichts anderes, als zu gehen. Mitunter werden sie für eine gewisse Zeit vor Ort beschäftigt – doch in den meisten Fällen zu den Bedingungen des Zielortes. Bei elektromagnetischen Impulsen oder Wellen (Informationen) ist die Situation ähnlich. Sie werden empfangen, in geeigneten Strukturen untergebracht und anschließend gemäß den örtlichen Vorschriften zur Verfügung gestellt.

In beiden Fällen ist es möglich, dass die Mobilität der Akteure und die Intensität der Wissensströme Auswirkungen auf die lokalen Strukturen haben, und zwar wenn die Masse des ankommenden Materials (die Anzahl der zugelassenen Studierenden oder die Menge der zur Verfügung gestellten Informationen) zu einer Art Zusammenbruch der lokalen Strukturen führt. Dieses Phänomen kommt nicht häufig vor, auch wenn es in der Neuzeit mitunter spektakuläre Formen angenommen hat. Ein Beispiel für diese Entwicklung bei Studierenden ist die Welle der studentischen Migration, etwa im Rahmen des Erasmus-Programms. Dieses führte in den 1990er Jahren zu einer erheblichen Vereinfachung der Verfahren im europäischen Hochschulwesen und zur weitreichenden Anerkennung ausländischer Studienleistungen durch einheimische Dozenten.

Die akademische Zusammenarbeit als Integration von Wissensstrukturen ist dagegen eine andere Situation. Darin ist der Wissensfluss mit *strukturellen Transformationen* verbunden. [...]

Auf den ersten Blick sollten die räumliche Nähe und das Vorhandensein einer Grenze die Integrationsprozesse einerseits erleichtern und andererseits intensivieren. Dies erscheint logisch, da die Entfernung immer ein Hindernis für die Integration darstellt. Und bei der Förderung oder Beschleunigung der Integration geht es immer

¹¹ Vgl. DAAD Euroletter, S. 7.

darum, die Akteure physisch näher zusammenzubringen. Wenn Institutionen sich integrieren sollen, müssen die Menschen zusammenkommen, gemeinsame Sitzungen abhalten und idealerweise im selben Gebäude oder sogar im selben Raum arbeiten. Aus rein logischer Perspektive kann das Vorhandensein einer physischen oder rechtlichen Grenze oder einer mentalen Barriere zwischen Partnern, die sich auf diese Weise zusammenfinden, ebenso wenig ein Hindernis darstellen wie das Vorhandensein einer Grenze zwischen Partnern, die 1000 Kilometer voneinander entfernt sind. In beiden Fällen müssen für den Grenzübergang bestimmte Bedingungen erfüllt sein, und in beiden Fällen ist es notwendig, von einem System in ein anderes zu wechseln und Prozesse durchzuführen, die es ermöglichen, in der neuen Umgebung zu funktionieren – etwa den Währungsumtausch, den Wechsel des Telefonnetzes (sofern dieser nicht automatisch erfolgt) oder die Organisation der Kommunikation mit den Einheimischen. Mitunter bilden sich in der Nähe von Grenzen (also auf der Mikroebene) lokale Systeme, die das Überschreiten von Grenzen erleichtern, oft mehr, als es die Makrosysteme erlauben. Einfach ausgedrückt: Die Menschen vor Ort kennen einander, tauschen Dienstleistungen aus, profitieren von den wirtschaftlichen Unterschieden, wissen mehr übereinander – all das macht eine Mikrogrenze weitaus durchlässiger als eine Makrogrenze. [...]

Wenn also Institutionen auf beiden Seiten der Grenze – in unmittelbarer Nähe der Grenze – integriert werden sollen, ist dies für sie viel einfacher als für Institutionen, die tief im Inneren des Staatsgebietes liegen – soweit die Logik. Doch die Realität ist komplizierter.

Um das Problem anzugehen, müssen wir zunächst feststellen, dass *jede Institution ein Organismus mit verschiedenen Organisationsstufen ist*. Nach außen hin ist die Gesamtstruktur sichtbar (z. B. bei Universitäten die Aufteilung in Fakultäten [...]). Nach innen, auf einer niedrigeren Ebene, gibt es ein Netz formeller oder informeller Beziehungen, die das tatsächliche Funktionieren der Einrichtung bestimmen, das wiederum auf einer räumlichen und technischen Infrastruktur aufbaut, die sich aus den lokalen Traditionen und der langjährigen Praxis ergeben hat. Die materielle Infrastruktur wiederum basiert auf zivilisatorischen Gewohnheiten, die für eine bestimmte Gesellschaft typisch sind, wie z. B. die Arbeitskultur, die persönliche Dynamik und Produktivität, die Kommunikationskultur, die Art und Weise, wie Hierarchien, soziale und private Rollen verstanden werden. Dies wiederum setzt eine typische zivilisatorische Erfahrung von Zeit voraus, und *unter dieser letzten und tiefsten Schicht befindet sich das Verständnis von Raum*. Raum kann auf unterschiedliche Weise wahrgenommen und definiert werden, aber in einer etablierten Institution, in einem homogenen Umfeld, können hunderte von Jahren vergehen und tausende von Menschen hindurchgehen, und es wird nie einen Konflikt zwischen zwei Menschen aufgrund eines unterschiedlichen Verständnisses, einer unterschiedlichen Interpretation oder Operationalisierung von Raum geben. Die räumliche Nähe wirft jedoch Fragen auf: Wer begrüßt wen an der Schwelle der Einrichtung? Derjenige, der die Staatsangehörigkeit des Landes besitzt, in dessen Hoheitsgebiet sich die Einrichtung befindet (also der „Gastgeber“), oder derjenige, der aufgrund der räumlichen Nähe als Erster über die Grenze gekommen ist und in gewisser Weise ein „Fremder“ oder „Gast“ ist? Solche und ähnliche Fragen erscheinen zwar abstrakt, aber sie wirken sich in der Praxis auf die Atmosphäre der Kontakte und der Zusammenarbeit aus.

Was passiert nun, wenn wir Institutionen räumlich näher zusammenbringen und in Grenznähe ansiedeln oder gar versuchen, zwei Institutionen zu einer gemeinsamen zu verschmelzen? Nun, dann beginnen wir, alle Ebenen der Institution in ihrem

gesamten vertikalen Querschnitt zu konfrontieren, d. h. Organisation mit Organisation, Infrastruktur mit Infrastruktur, ein Zeitgefühl mit einem anderen Zeitgefühl und unser Raumverständnis mit einem fremden Raumverständnis.

Menschen, die aus dem Hinterland von Land A in das Hinterland von Land B reisen, durchlaufen einen wenig erforschten Prozess, der als *räumliche Adaptation* bezeichnet werden kann. Es ist ein evolutionär gewachsener Prozess. Ein Tier, das das Territorium eines anderen Tieres durchquert (und sich dessen oft bewusst ist, weil Territorien chemisch markiert sind), verändert seine gesamte Wahrnehmung. Es wird wachsam, weniger aggressiv, weniger selbstbewusst und aktiviert gleichzeitig sein kognitives Motiv, nämlich die Neugierde. Genau das Gleiche passiert einem Menschen während einer Zugfahrt oder eines Fluges. Aber in einer Grenzregion, in einer Situation, in der nur wenige Minuten zwischen dem Verlassen des Büros oder der Wohnung und der Ankunft auf fremdem Territorium liegen, funktioniert die räumliche Adaptation oft nicht mehr auf die übliche Weise. *Bei manchen Menschen schwächt sich die Wirkung ab, während sie sich bei anderen radikalisiert.* Das bedeutet, dass einige Menschen, die von Natur aus offen, aufnahmebereit und im Allgemeinen „defensiv“ sind, sich viel schneller als normalerweise an das fremde Territorium gewöhnen. Wenn sie es betreten, behandeln sie die dortigen Einheimischen viel schneller als „die Ihren“. Andere Menschen verhalten sich hingegen anders. Wenn sie eine Grenze überschreiten, dehnen sie ihr eigenes Territorium auf die andere Seite aus und fühlen sich dort genauso sicher wie zu Hause. Wenn sie ihre Muttersprache sprechen, erwarten sie, dass sie verstanden werden, was bei einer „Standardanpassung“ nicht zu erwarten wäre. Diese offensive Haltung wird von den Anwohnern oft als Arroganz und Überheblichkeit empfunden. *Eine als eng erlebte Grenze polarisiert also – oder „verschärft ambivalent“ – Empfindungen, Wahrnehmungen, Motive und das Verhalten.* Das Leben an der Grenze ist voll von scheinbar widersprüchlichen Phänomenen: Einerseits wächst die Kooperation und andererseits bleibt eine gewisse Entfremdung bestehen. Es gibt eine zunehmende Akzeptanz des Nachbarn, zugleich aber auch das Fortbestehen negativer Stereotypen. Es entsteht mehr Vertrauen, sichtbar in der Bereitschaft, gemeinsame Regeln zu tragen, und dennoch untergräbt Grenzriminalität genau diese Regeln.

Diese ambivalente Intensivierung gilt auch für die grenzüberschreitende akademische Zusammenarbeit.¹² Seitdem die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in den 1960er Jahren die Schaffung von Euroregionen beschloss, wurden rund 630¹³ verschiedene Versuche registriert, solche Formen der Zusammenarbeit aufzubauen und

¹² Zur Frage der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit siehe Krzysztof Wojciechowski: Gedanken zur grenzüberschreitenden universitären Zusammenarbeit in Europa. In: *Europäischer Anspruch und regionale Aspekte. Grenzüberschreitende universitäre Zusammenarbeit in der deutsch-polnischen Grenzregion angesichts der zukünftigen Herausforderung in Europa*. Hrsg. von Agnieszka Bielawska und Krzysztof Wojciechowski. Berlin: Logos Verlag 2007 (Thematicon 11), S. 9–24.

¹³ Vgl. Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen: *Grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Hochschulen und Forschungszentren*. Gronau 2011. Es ist anzumerken, dass z. B. die Daten zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit eher zu hoch als zu niedrig angesetzt sind. Die Berichte der Euroregionen, auf deren Grundlage der zitierte Bericht erstellt wurde, waren daran interessiert, alle Formen der Zusammenarbeit aufzuzeigen, auch solche, die eigentlich unter die klassische Studenten- oder Arbeitnehmermobilität und nicht unter die Integration von Wissensstrukturen fallen.

zu entwickeln. Das Schicksal dieser Kooperationen in den letzten 20 Jahren ist zweifellos ambivalent: Die meisten sind inzwischen verschwunden¹⁴ oder bestehen nur noch in rudimentärer, symbolischer Form. Aber einige, wie EUCOR¹⁵ oder das Collegium Polonicum, entwickeln sich und haben ehrgeizige Pläne für die Zukunft.

Diese harte negative Auswahl wurde durch die oben genannten Faktoren bestimmt. *Der grenzüberschreitende Charakter der akademischen Zusammenarbeit führt dazu, dass Rechts- und Hochschulsysteme, Kulturen und Strukturen in verstärktem Maße aufeinandertreffen.* Natürlich können die Partner, die gemeinsame Einrichtungen bilden, die Ebenen der Zusammenarbeit selektiv vereinbaren. Einige Bereiche können gemeinsam und „gleichberechtigt“ verwaltet werden, andere gemeinsam, aber in unterschiedlichen Anteilen. Die Zusammenarbeit kann sich auf oberflächliche Aspekte beschränken oder tief in die Strukturen der Einrichtung hineinreichen. Aber so oder so ist es eine viel größere Herausforderung als eine Zusammenarbeit „aus der Ferne“. Es handelt sich um einen Test, den selbst in einem vereinten Europa nur eine kleine Zahl von Wissenseinrichtungen zu bestehen vermag.

Die größte Herausforderung besteht in der *Störung im Zusammenhang mit dem Selbstwertgefühl der Interaktionspartner.* Jeder Akteur lässt sich bei seinen Entscheidungen und Motivationen vom Selbstwertgefühl leiten. Dieses Gefühl bestimmt nicht nur die Wahl des Partners, sondern beeinflusst auch einzelne Schritte sowie lang- und kurzfristige Entscheidungen. Selbstwertgefühl ist zwar eine Eigenschaft von Menschen, aber es wird auch von Institutionen generiert. Seine Ausprägung hängt – vereinfacht ausgedrückt – mit dem wahrgenommenen Selbstpotential zusammen, d. h. mit einer instinktiven Einschätzung der verfügbaren Ressourcen.

Die Faktoren, die das Selbstwertgefühl der Subjekte – einschließlich der Institutionen – prägen, haben eine spezifische „*Kassettenstruktur*“. Nehmen wir als Beispiel die Universitätseinrichtung. Ihr „Wert“, der nicht nur von ihren Vertretern, sondern auch von Bewerbern oder Außenstehenden wahrgenommen wird, wird nicht nur durch ihr wissenschaftliches Potential und die Attraktivität ihres Lehrangebots bestimmt, sondern auch durch einen externen Faktor: die Größe und Attraktivität ihrer unmittelbaren Umgebung, d. h. der Stadt, in der sie sich befindet. Eine inhaltlich identische Universität wird von Studienbewerbern und Wissenschaftlern eher bevorzugt, wenn sie in einer Hauptstadt und nicht in einer Provinzstadt liegt. Das Potenzial und das Prestige des Landes, in dem sich die Stadt befindet, bildet hingegen einen äußeren Rahmen. Noch externer ist der Kontinent, auf dem sich das Land befindet, und der breiteste Hintergrund, der die Bewertungen und das Selbstwertgefühl des Partners bedingt, ist der kulturell-zivilisatorische Kreis (z. B. angelsächsisch, romanisch, arabisch, spanisch oder andere), zu dem der Kontinent/das Land gehört.

Oft führt das Schicksal zwei wissenschaftliche Einrichtungen mit sehr unterschiedlichem Ego – also einem ungleichen kollektiven Selbstwertgefühl zusammen.

¹⁴ Leider gibt es dazu keine zuverlässigen Statistiken. Ich kenne die spektakulären Misserfolge verschiedener Formen der Zusammenarbeit, über die man sich nur informieren kann [...] vom privaten Verstand. Denn keine Institution wird offiziell ein Scheitern zugeben. Selbst Fälle, die sich gut dokumentieren ließen, können nicht öffentlich diskutiert werden, weil diese öffentliche Diskussion oder auch nur die Erwähnung eine heftige Reaktion bei den Betroffenen auslöst, da ihr Selbstwertgefühl betroffen ist. Über dieses Gefühl werde ich gleich sprechen.

¹⁵ Europäische Konföderation der Oberrheinischen Universitäten, tätig im Dreiländereck Frankreich–Deutschland– Schweiz.

Ihre Zusammenarbeit ist von einem grundlegenden Ungleichgewicht geprägt, einer Art „asymmetrischen“ Beziehung.

Die allgemeine Praxeologie lehrt uns, dass das Zusammentreffen asymmetrischer Partner mit unterschiedlichen Egos keine gute Voraussetzung für eine Kooperation ist. Der Stärkere neigt dazu, paternalistisch und arrogant zu sein, die Verletzlichkeit des Schwächeren zu übersehen und dessen Potential nicht zu erkennen. Der Schwächere wird misstrauisch sein, hysterisch, zwischen Minderwertigkeitskomplexen und imaginer Überlegenheit schwanken, unrealistisch in seinen Berechnungen und Erwartungen sein. Die Zusammenarbeit „aus der Ferne“ zwischen Wissenseinrichtungen, deren Kern der Wissensfluss ist, wird – selbst wenn dieser Fluss sehr asymmetrisch ist – die einzelnen Akteure nicht zu viel von den genannten Effekten spüren lassen. Wenn aber die Zusammenarbeit auf die Integration von Wissensstrukturen ausgerichtet ist und sich gleichzeitig in einem Bereich räumlicher Grenz Nähe bewegt, erhalten die mit der Asymmetrie verbundenen Effekte eine ganz neue Dimension:

1. *Die Asymmetrie wird immer sichtbarer.* Mit der Asymmetrie verbundene Phänomene (z.B. unterschiedliche materielle Standards der Partner, unterschiedliche Gehälter für die gleiche Arbeit, unterschiedliche akademische Gepflogenheiten oder unterschiedliche organisatorische Lösungen), die in der Fernkooperation in der subjektiven Wahrnehmung verschwimmen oder durch „räumliche Adaptation“ abgemildert werden, zeigen sich in der Grenzrealität in höchster Schärfe. Das bedeutet nicht, dass diese Schärfe anhalten muss – sie kann im Laufe der Zeit durch Gewöhnung abnehmen, oder sie kann sich verschärfen und sich zu offenen Konflikten entwickeln.
2. *Die Asymmetrie zeigt ihr dramatisches Ausmaß.* Asymmetrien sind tief in der Art und Weise verwurzelt, wie die Realität wahrgenommen und interpretiert wird. Die meisten werden jedoch von beiden Parteien verdrängt oder sogar tabuisiert. Die schwächere Seite will ihre eigene Schwäche nicht erkennen, während die stärkere Seite nicht mit der politischen Korrektheit in Konflikt geraten will, die besagt, dass alle Menschen, Länder und Kulturen axiologisch gleich sind. Bei der Zusammenarbeit „auf Distanz“ ist es möglich, empirische Daten zu verdrängen. In der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit tritt sie in ihrer ganzen „schmerzhaften“ Deutlichkeit zutage. Hier ein Beispiel: Bekanntlich liegt der Anteil internationaler Studierender an der Adam-Mickiewicz-Universität bei nur etwa 2 Prozent. Diese Tatsache löst keine besonderen Emotionen aus. Die Tatsache, dass sich am Collegium Polonicum in der Grenzregion 50 oder mehr Polen und nur wenige (2, 3 oder 4) Deutsche für einen gemeinsamen polnisch-deutschen Studiengang für sagen wir 50 Plätze bewerben, muss jedoch schockierend sein.¹⁶ Dieser Schock vergeht,

¹⁶ Ich beobachte dieses Phänomen seit vielen Jahren, z.B. im Hinblick auf einen Studiengang, der die parallele Beherrschung des polnischen und deutschen Rechts vorsieht. Im akademischen Jahr 2015/2016 gab es 39 Studierende im ersten Jahr (37 mit polnischer und 2 mit deutscher Staatsbürgerschaft), 41 Studierende im zweiten Jahr (38 mit polnischer und 3 mit deutscher Staatsbürgerschaft), 40 Studierende im dritten Jahr (37 mit polnischer und 3 mit deutscher Staatsbürgerschaft), 27 Studierende im vierten Jahr (26 mit polnischer und einer mit deutscher Staatsbürgerschaft) und 54 Studierende im fünften Jahr (52 mit polnischer und zwei mit deutscher Staatsbürgerschaft). Den obigen Text habe ich im Jahr 2016 geschrieben. In den sieben darauffolgenden Jahren ist die Zahl der Ausländer sowohl an der AMU (auf 6,5 Prozent) als auch am Collegium Polonicum (auf 40 Prozent) gestiegen.

wenn der Beobachter oder Interpret dieses Phänomens die Verhältnisse aus der Ferne neu betrachtet. Es zeigt sich dann, dass die mit der Asymmetrie verbundenen Abhängigkeiten für ähnliche Arrangements in Ländern mit unterschiedlichem wirtschaftlichem und kulturellem Potenzial charakteristisch sind. Ein deutliches Übergewicht des Interesses an grenzüberschreitenden Angeboten auf Seiten der Schwächeren und ein Desinteresse auf Seiten der Stärkeren findet sich in fast gleicher Intensität bei den wissenschaftlichen Initiativen an der polnischen Ostgrenze, d. h. im polnisch-ukrainischen Verhältnis. Nur ist hier die polnische Seite die stärkere Seite.¹⁷

3. *Die Asymmetrie unterdrückt andere Motive.* Wie gesagt enthält das Spiel mit dem Selbstwertgefühl zwischen ungleichen Partnern ein Element der impliziten Radikalisierung. Entweder verfolgen die Partner eine Strategie der Angleichung und Kooperation, oder eine Strategie der Konfrontation und radikalen Verneinung des Wertes des Partners und der Abkehr von der Kooperation. Dies kann verbal geschehen oder durch „Sabotage“ der Zusammenarbeit, d. h. durch einen radikalen Abbruch. Im letzteren Fall – denn das Selbstwertgefühl ist die tiefste (tiefer noch als die Vorstellung von Raum) Ebene der wechselseitigen Realität – ist eine ganze Reihe anderer positiver Motive, die normalerweise in die Zusammenarbeit eingreifen, ausgeschlossen. Pragmatismus, Anstandsregeln, rechtliche Verpflichtungen und sogar die allgemeine Höflichkeit, den Partner nicht zu verletzen, sind ausgeschlossen. Das Gefühl der verletzten Würde radikalisiert immer.

Fragen des Selbstwertgefühls im Verhältnis zwischen individuellen oder kollektiven Akteuren sind ein weites, bislang leider unerforschtes Feld. Obwohl das Wissen aus diesem Bereich das Potential hätte, die dringlichsten Probleme der Gegenwart, wie die Krise in Europa oder den Terrorismus, zu erklären, ist es auf dem Wissensmarkt kaum präsent. Mit diesem bescheidenen Beitrag können wir das bestehende Erkenntnisangebot zwar nicht wesentlich erweitern, doch unsere 25-jährige Erfahrung im Aufbau des Collegium Polonicum sowie 3 Jahre intensive Arbeit am Deutsch-Polnischen Forschungsinstitut berechtigen uns zu der Überzeugung: Die größte Herausforderung liegt gerade in der grenzüberschreitenden, scheinbar reibungslosen Zusammenarbeit

Letzteres war die Konsequenz der Eröffnung der European New School of Digital Studies am Collegium Polonicum, die hauptsächlich auf Initiative der Viadrina geschah. Diese hat eine ausschließlich internationale Studentenschaft. Aber die Existenz der ENS am CP ist ein eindeutiger Beweis dafür, dass die GUZ an diesem Standort ihr höchstes Kompetenzstadium erreicht hat.

¹⁷ Als Vergleich kann das Europäische Kolleg der polnischen und ukrainischen Universitäten in Lublin dienen (2001–2011). Nach meinen Recherchen war das Verhältnis zwischen Polen und Ukrainern an den Doktratskollegs wie folgt: 2001–2002: 24 Prozent Polen, 76 Prozent Ukrainer, 2002–2008: 10–20 Prozent Polen, 80–90 Prozent Ukrainer, 2008–2009: 100 Prozent Ukrainer. Ähnlich verhält es sich mit der Europäischen Humanistischen Universität, die 1992 in Weißrussland gegründet und 2004 von den Behörden unter Lukaschenko geschlossen und nach Vilnius verlegt wurde. Seine Finanzierung wurde 2005 von der Europäischen Union übernommen, unter der Prämisse, dass Studierende aus West- und Osteuropa gemeinsam studierten und so psychologische, politische und kognitive Barrieren überwunden würden. Nach den mir vorliegenden Informationen studierten im Jahr 2011 96,6 Prozent der osteuropäischen und nur 3,4 Prozent der westeuropäischen Studierenden an dieser Universität.

mit einem Partner von jenseits der Grenze, einem Partner, den man zu kennen glaubt, weil man ihn sieht, hört, im Alltag erlebt und dessen Verhalten man zu verstehen meint. Dies ist keine Tasse Tee bei Tante Emma, sondern die ernsthafteste Prüfung des Charakters, d.h. der sozialen, interkulturellen, zwischenmenschlichen und moralischen Kompetenzen, der Einzelpersonen oder Institutionen unterzogen werden können.“

Dieser stark theoretisch angehauchte Text verdeutlicht den Kern des Meisterwerks, welches an diesem universitären Standort vollendet wurde.

2.2 Permanente Grauzone

Aber die oben angeführten Überlegungen sind meiner Meinung nach immer noch keine ausreichend klare Beschreibung dessen, was in den letzten 30 Jahren an dieser Grenze geschehen ist. Daher greife ich im Folgenden auf meine Notizen zurück, die ich im Rahmen der Arbeit an einem Beitrag für die 2023 erschienene Festschrift¹⁸ zum 70. Geburtstag von Jan C. Joerden angefertigt habe, einem Wissenschaftler, der sich in besonderer Weise um das Collegium Polonicum sowie auch um meine akademische Entwicklung verdient gemacht hat. Das hat mich veranlasst, den theoretischen Anspruch mit einer offenen Darstellung der Probleme der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zu verbinden. Gewisse Interpretationsansätze haben wir bereit zuvor formuliert, aber hier werden sie etwas anders dargestellt.

Es gibt akademische Einrichtungen, in denen das, was für den klassischen internationalen akademischen Austausch *nicht* typisch ist, Teil des täglichen Lebens ist. Dies ist der Fall bei Einrichtungen der grenzüberschreitenden universitären Zusammenarbeit (GUZ). In diesen Einrichtungen treten aufgrund der räumlichen Nähe, des biculturellen Umfelds und der Vertrautheit mit dem Nachbarn folgende Situationen auf:

1. Eine Lehrkraft an der deutschen Universität, dessen Lehrstuhl sich in der (gemeinsamen) Einrichtung in Polen befindet, sieht eine studierende Person, die versehentlich Kaffee im Flur in der Nähe seines Lehrstuhls verschüttet und sofort danach verschwindet. Wäre dieser Professor oder Professorin ein MitarbeiterInn der polnischen Universität, würde sofort den Pförtner anrufen und eine sofortige Reinigung der Verschmutzung verlangen. Da diese Lehrkraft jedoch nicht aus Polen kommt, fürchtet sie, dass seine Handlung als arrogant und herrisch empfunden wird. Er beißt Zähne zusammen und tut nichts.
2. In einem klassischen akademischen Austausch erhält die Gastlehrperson an der aufnehmenden Universität in der Regel eine vergleichbare Vergütung wie die einheimischen Kolleginnen und Kollegen. In enger transnationaler Zusammenarbeit kann es jedoch zu erheblichen Unterschieden in der Bezahlung kommen – selbst

¹⁸ Anhand von diesen Notizen entstand folgender Text: Krzysztof Wojciechowski: Ein deutsch-polnisches Webervogelnest. In: Liberalität und Verantwortung. Festschrift für Jan C. Joerden zum 70. Geburtstag. Hrsg. von Eric Hilgendorf, Gudrun Hochmayr, Maciej Małolepszy und Joanna Długosz-Józwiak. Berlin: Duncker & Humblot 2023, S. 881–893.

bei ähnlicher wissenschaftlicher Qualifikation. Um Unzufriedenheit, Personalfluktuations- oder offene Konflikte zu vermeiden, müssen komplexe Ausgleichsstrategien entwickelt werden, etwa Gehaltszuschüsse für polnische Mitarbeiter, Arbeitsverteilungen für deutsche Kollegen, Sonderprivilegien für polnische Partner oder Einschränkungen von Rechten auf der deutschen Seite. All dies bewegt sich in einer rechtlichen Grauzone möglich und verleiht dem Projekt den zweifelhaften Charme eines Pulverfassens.

3. Im zweiten Jahr der Coronavirus-Pandemie unterschieden sich die Strategien der Regierungen Deutschlands und Polens bei der Eindämmung. Die deutsche Regierung setzte auf Impfungen und Kontrollen des Impfstatus, während die polnische Regierung auf obligatorische Masken, Abstandsregelungen, Desinfektionen und teilweise Lockdowns vertraute. Dadurch wurden die Maßnahmen der Partneruniversitäten, die im ersten Jahr der Pandemie nahezu identisch waren, nun verschieden gehandhabt. Gemäß den Vorschriften in Deutschland durften Universitätsgebäude nur mit einem Impfnachweis oder einem negativen Testergebnis betreten werden, während in Polen Masken und Abstandsmaßnahmen ausreichten. Aufgrund des Datenschutzes durften in Polen weder der Impfstatus noch die Durchführung von Infektionstests abgefragt werden. Zur Debatte stand die Frage: Wenn die deutsche Seite im Rahmen der GUZ ein neues Institut gründet, welche Regeln sind dann bei der Pandemiebekämpfung anzuwenden? Reicht es, beim Betreten des Instituts eine Maske zu tragen (weil es sich um polnisches Staatsgebiet handelt und das Hausrecht der polnischen Universität gilt)? Oder muss man sich stattdessen durch einen Impfnachweis identifizieren (weil alle Mitarbeiter des Instituts der deutschen Universität angehören und das Institut nach deutschem Recht funktioniert)?
4. Es gibt Kompetenzüberschreitungen und Unklarheiten. Wenn die deutsche Institution einen Referenten für Personalangelegenheiten in der gemeinsamen Institution einstellen, behandelt dieser die Angelegenheiten der Beschäftigten sowohl von der deutschen als auch von der polnischen Hochschule. Streng genommen, da der Personalreferent kein Mitarbeiter der polnischen Hochschule ist, ähnelt dies jener Situation, in der auf der Straße vor dem Hauptgebäude einer polnischen Mutterhochschule ein Schreibtisch aufgestellt wird, an dem eine externe, rechtlich nicht autorisierte Person sitzt und Personalunterlagen der polnischen Mitarbeiter aus dem Gebäude zur Bearbeitung entgegennimmt. Dies würde eine erhebliche Missachtung des Datenschutzes, der Verantwortlichkeit, der Kohärenz der Verwaltungsverfahren sowie eine Verletzung der Compliance-Grundsätze darstellen. Dennoch wäre es völlig rational: Urlaub, Beschäftigungszeiträume und entsprechende Dokumentation müssen an demselben Ort vorliegen, um einen Überblick über den Betrieb der Institution zu gewährleisten. Und vor Ort wird das so gemacht.
5. Selbst wenn Staaten oder Regierungen den Versuch unternähmen, klare rechtliche Rahmenbedingungen für diese Einrichtung zu schaffen, wären ihre Bemühungen vergeblich. Ein Beispiel hierfür ist die Besteuerung: Wo sollen die Mitarbeiter der gemeinsamen Einrichtung Steuern zahlen? Einige kommen aus Deutschland, andere aus Polen, es gibt auch Mitarbeiter aus anderen Ländern. Die Einrichtung befindet sich auf polnischem Gebiet, daher sollten theoretisch die Steuern in Po-

len abgeführt werden. Es wäre jedoch absurd, den Lehrenden, der an der deutschen Universität angestellt ist, der in Deutschland lebt und die Grenze nur einmal pro Woche für zwei Stunden überquert, zu bitten, in Polen Steuern zu zahlen. Die polnischen Steuerbehörden müssten jedoch die Steuern einziehen. Dagegen würde das deutsche Finanzamt argumentieren, dass er ein nahezu modellhafter Steuerzahler in Deutschland sei. Um der Mobilität zwischen Deutschland und Polen Rechnung zu tragen, wurde zwischen den beiden Ländern eine Vereinbarung zur Vermeidung von Doppelbesteuerung getroffen. Diese Vereinbarung besagt, dass eine Person, die Einkünfte aus Deutschland bezieht und sich weniger als 183 Tage im Jahr in Polen aufhält (d.h. weniger als die Hälfte des Jahres), in Deutschland uneingeschränkt steuerpflichtig ist. Offensichtlich reicht es aus, die Tage zu zählen. Jeder Tag oder jeder Teil davon zählt als Aufenthaltstag in Polen, sogar ein halbstündiger Aufenthalt. Doch ein Verwaltungsmitarbeiter oder ein fleißiger Dozent, der in Deutschland lebt und täglich zu seinem Büro über die Grenze pendelt, hält sich dort 220 Arbeitstage auf. Und wenn er am Wochenende noch einkauft oder Freunde besucht, kann er in extremen Fällen 365 „angeschnittene“ Tage in Polen „verbuchen“. Aber er kehrt täglich nach Hause zurück, steuerrechtlich bedeutet das, dass er an jedem Tag auch in Deutschland als anwesend gilt. In extremen Fällen kann das Jahr eines grenzüberschreitenden Mitarbeiters (und fast alle Mitarbeiter in der Nähe der Grenze gehören zu dieser Kategorie) 730 Tage umfassen. Daher versagt dieses Kriterium der Vereinbarung zur Vermeidung der Doppelbesteuerung.

Es gibt jedoch ein zweites Kriterium: Man unterliegt der uneingeschränkten Steuerpflicht am Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthaltsort. Auch hier eröffnen sich komplexe Fragestellungen. Der Professor aus Deutschland heiratet eine Frau aus Polen. Beide kaufen ein großes Grundstück in Polen und bauen ein feudales Haus, das sie sich in Deutschland nie hätten leisten können. Aber aus praktischen Gründen bleiben sie in Deutschland polizeilich gemeldet. Sie behalten auch eine Einzimmerwohnung in Deutschland (aufgrund der besseren medizinischen Versorgung, der Schule für die Kinder, der Rentenversicherung usw.), die sie bei den Behörden als Hauptwohnsitz und gewöhnlichen Aufenthaltsort angeben. Auch hier findet die Regelung zur Vermeidung der Doppelbesteuerung keine eindeutige Anwendung.

6. Das Zusammenspiel von Kulturen, Strukturen, Finanz- und Rechtssystemen schafft Grauzonen. Obwohl im Alltag die Abläufe nach etablierten oder neu entwickelten Mustern funktionieren, reicht eine Krisensituation oder die Aufmerksamkeit einer besonders wachsam Person, um die Oberfläche des Gewöhnlichen zu durchbrechen. So kann es geschehen, dass ein neuer Mitarbeiter aus Deutschland, der die Leitung eines ambitionierten Studienprogramms übernimmt, während der Einführungsphase feststellt, dass seine Steuersituation unklar ist, dass bisherige Vereinbarungen in Bezug auf die gemeinsame Einrichtung streng genommen unvollständig oder ungenau sind, dass sein täglicher Spaziergang von Deutschland nach Polen in versicherungstechnischem Sinne eine Auslandsdienstreise darstellt oder dass viele internationale Studierende in „seinen“ Studiengängen Visa nur für Deutschland oder nur für Polen haben, aber nicht für beide Länder. Es ist vorgekommen, dass dieser Mitarbeiter in Panik geriet, sämtliche Unterlagen zum Studienprogramm in Kisten verpackte, diese mit Hilfe von Studierendenassistenten nach Deutschland schickte und um einen neuen Büro- und Lehrbereich bat.

Jeder wird bemerkt haben, dass dies keine abstrakten Beispiele sind, sondern reale Erfahrungen am Collegium Polonicum. In seiner 30-jährigen Geschichte gab es viele solcher Fälle. Auch heute gibt es immer noch Grauzonen, die aufgrund der Hochschulpolitik nicht beleuchtet werden können. Bedeutet das, dass dieses Projekt in wesentlichen Punkten gescheitert ist? Aber wenn wir vielleicht folgende Fakten berücksichtigen: In einem rechtlich nicht ganz geklärten Raum wurde über 30 Jahre lang eine Einrichtung geschaffen, eine gemeinsame Einrichtung zweier Universitäten aus zwei Ländern, die innerhalb einer Organisationsstruktur gemeinsame Forschung und Lehre betreibt, die mit 5 Nichtregierungsorganisationen und einem polnischen Gymnasium in einem Gebäude koexistiert in dem jährlich 50 Konferenzen, Symposien, Seminare, Ausstellungen und Konzerte stattfinden, in dem viele Sprachen gesprochen werden und in dem Hunderte von internationalen Kontakten geknüpft wurden, verdient dieses Projekt dann nicht doch Respekt und Bewunderung? Vielleicht ist seine Bedeutung nicht so groß wie die Überquerung der Alpen durch Hannibal und seine Elefanten, aber dennoch ist es ein einzigartiges, überregionales, ja sogar weit über die Grenzen Europas reichendes Beispiel für innovative und zukunftsorientierte Zusammenarbeit?

Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Die Teilnahme an grenzüberschreitender Zusammenarbeit gestaltet sich weitaus schwieriger als die an einem Standardaustauschprogramm oder einer Standardzusammenarbeit im akademischen Bereich.“

Die meisten mir bekannten grenznahen europäischen Universitätskooperationen der 1990er Jahre sind verschwunden. Geblieben sind nur wenige grenzüberschreitende Strukturen, die entweder das bieten, was bei uns fehlte – eine stabile zivilisatorische Grundstruktur –, oder die nur den Austausch als Label tragen und wenig mit den Strapazen der täglichen, grenznahen Zusammenarbeit zu tun haben.

Die grenznahen universitären Kooperationen sterben im Stillen. Zunächst wird eine Sommerschule nicht mehr angeboten, dann ein Studiengang gestrichen, gefolgt von einem zweiten. Es folgt eine Erklärung über einen neuen Kooperationsbereich, aber es geschieht nichts – so ist das Leben. Aber die Viadrina, das Collegium Polonicum und die Adam-Mickiewicz-Universität als polnischer Partner bleiben trotz der Hochs und Tiefs am Ball. Wurde hier der Stein der Weisen gefunden? Möglicherweise.

In jenen Bereichen der Realität, die am Rande des Mainstreams liegen und innovativ im Hinblick auf die soziale Praxis sind, stellt sich die Frage: Was ist wichtiger – der politische Wille und die daraus folgenden Taten oder der konzeptuelle Gedanke und die rechtliche Form, die dem Leben Inhalte verleihen?

2.3 Odyssee von zwei Blatt Papier

Ende der 1990er Jahre, als die Viadrina und das Collegium Polonicum international zunehmend bekannt wurden, erhielt ich viele Anfragen aus der ganzen Welt, wie man eine grenzüberschreitende universitäre Einrichtung ins Leben ruft. In Chabarowsk an der russisch-chinesischen Grenze, in Russe an der bulgarisch-rumänischen, in Cieszyn an der polnisch-tschechischen, in Lublin an der polnisch-ukrainischen, in Passau an der deutsch-österreichischen und auch in El Paso an der

amerikanisch-mexikanischen Grenze war man an einer ähnlichen Einrichtung interessiert. Die Vertreter der Universitäten, Stadtverwaltungen, Gebietskörperschaften oder NGOs interessierten sich vor allem für den juristischen Akt, den Vertragstext. Sie stellten sich vor, man könne diesen Vertrag den lokalen Begebenheiten anpassen, ihn den Entscheidungsträgern vorlegen und sie für die Idee begeistern. Die Entscheidungsträger wiederum würden die nötigen Gelder zur Verfügung stellen und die Idee umsetzen. Als ich ihnen die Geschichte der Gründung der Viadrina und des Collegium Polonicum erzählte, wollten sie mir nicht glauben. Ich möchte hier – in aller Kürze – an die Entstehung der zweiten Institution erinnern.

Der erste Entwurf des Vertrages zur Gründung des Collegium Polonicum wurde 1995 von einer Gruppe von Juraprofessoren der Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität ausgearbeitet. Er bestand aus 29 Artikeln und umfasste 13 Seiten. Sodann wurde er der Landesregierung in Potsdam vorgelegt, die den Entwurf durch die Ministerien, Kommissionen und Parlamentsausschüsse schickte. Am Ende zählte er nur noch 9 Artikel. In dieser Form gelangte er nach fast drei Jahren ins Ministerium in Warschau, wo er weitere drei weitere Jahre verweilte. Während dieser Zeit wechselten in Polen Minister, Kommissionen und Experten. Nach zahlreichen Konsultationen schrumpfte der Entwurf auf 4 Artikel, die auf einer einzigen Seite zusammengefasst waren. Dann kam er zurück zu den Juristen der Adam-Mickiewicz-Universität und der Viadrina und wurde auf 27 Artikel und auf 3 Seiten aufgestockt. Es brauchte jedoch weitere zwei Jahre, bis der Vertrag schließlich zur Unterschrift vorgelegt werden konnte. Das Schicksal dieses Vertrages wäre ein faszinierendes Thema für eine Dissertation über Rechtskulturen, ihren politischen Kontext und die soziale Praxis, in der Recht tatsächlich umgesetzt wird. Leider sind die Dokumente vermutlich bereits verloren gegangen.

Aber das Interessanteste, war der Grenzbereich der Politik, des Hochschulwesens und des kollektiven Selbstwertgefühl. Die Brandenburger legten großen Wert auf den Vertrag, weil er ihre kleine, aber national und international glänzende Universität noch mehr aufwertete. Die Viadrina war in aller Munde und ihre Präsidentin Gesine Schwan war zweimal SPD-Kandidatin für das Amt der Bundespräsidentin. Außerdem war sie eine anerkannte wissenschaftliche Kapazität und brachte sich als Mitglied der Grundsatzkommission der SPD aktiv in die politische Debatten der Bundesrepublik ein. Der Prozess der EU-Osterweiterung war in vollem Gange, und Deutschland spielte in ihm – insbesondere in Bezug auf Polen – eine Schlüsselrolle. Der Prozess der deutsch-polnischen Versöhnung und – fast – Verbrüderung war spektakulär und wurde mit der deutsch-französischen Aussöhnung verglichen. Da er zwischen asymmetrischen Partnern stattfand, gewann er zusätzlich an Bedeutung. Und in diesem Prozess kam der Viadrina und dem Collegium Polonicum neben dem Deutsch-Polnischen Jugendwerk sowie den Stiftungen in Kreisau sowie Krockow) ein hoher symbolischer Stellenwert zu.

Man könnte den Eindruck gewinnen, dass die polnische Seite am Abschluss dieses Vertrags genauso interessiert war wie die deutsche. Doch dem war nicht so. In Polen sind die Mechanismen des kollektiven Selbstwertgefühls wichtiger als Stahl und Kohle, Handelsverträge und militärische Befestigungsanlagen. Für

die polnische Regierung stellte der Vertrag keineswegs eine Aufwertung dar. Er sollte mit dem Land Brandenburg abgeschlossen werden, mit einer Körperschaft also, die in der hierarchischen Struktur unterhalb des zentralen polnischen Staates stand. Die Erklärung, dass das Hochschulwesen in Polen durch den Minister für Hochschulwesen und Forschung repräsentiert werde, dagegen in Deutschland die Hochschulangelegenheiten ausschließlich der Hoheit der Länder obliegen, befriedigte die polnische Seite nicht. Der Vertrag eines 40-Millionen-Staates mit einem 2,5-Millionen-Ländlein – sollte das ein Witz sein? Die Vertreter der polnischen Regierung pochten darauf, dass die Unterschrift am besten vom Bundeskanzler selbst geleistet werden sollte. Ist juristisch nicht möglich? Dann wenigstens vom Bundesminister für Hochschulwesen. Den gibt es nicht? Dann vom Außenminister. Verfassungswidrig? Dann soll er wenigstens mit seinem polnischen Kollegen hinter den Unterzeichnenden stehen. Die Diskussionen, begleitet von intensiven diplomatischen Bemühungen, dauerten und dauerten. Angeblich – so wurde mir berichtet – verlagerte sich die Diskussion auf eine tiefere Ebene, nachdem sich die polnische Seite mit den politischen Realitäten der Bundesrepublik abgefunden hatte. Und wo sollte der Vertrag unterschrieben werden? In Warschau, Potsdam, Frankfurt (Oder) oder in Ślubice? Böse Zungen behaupteten, dass sogar der Zug auf der Strecke Warschau–Berlin in Betracht gezogen wurde. Man habe sich aber nicht einigen können, welche Fahrtrichtung angemessen wäre ...

Das alles habe ich natürlich meinen Gästen nicht erzählt – nicht, weil ich mich für die beiden Parteien geschämt hätte. Nach all den Jahren im deutsch-polnischen universitären Geschäft wusste ich, dass das, was früher als Eitelkeiten, Egoomanie oder Wichtigtuerei abgetan wurde, heute (jedenfalls vor der „Zeitenwende“) die verdichtete Substanz des sozialen Lebens ausmacht und dass jemand, der diese Mechanismen nicht versteht, keine klare Orientierung finden kann.

Das, was ich meinen Gästen erzählt habe, war die Aufklärung, dass bei Pionieraufgaben etwas anderes wichtiger sei als die juristische Regelung. Die Triade Konzept – Regelwerk – Umsetzung ist nur bei stabilen Abläufen, kontinuierlichen Entwicklungen und dem Aufbau auf dem bestehenden Fundament empfehlenswert. Bei einem Neuanfang oder an Wendepunkten der sozialen Praxis sind konzentrierte Energieschübe notwendig. Und diese Energieschübe haben wir in den Jahren nach der Wende erfahren. Der stärkste Wind, der in unsere Segel blies, war der Europa-enthusiasmus in den neuen Bundesländern und in Polen. Wir ritten auf einer hohen Welle der deutsch-polnischen Versöhnung. Unser Schiff – wenn man diese maritime Metapher weiter bemühen darf – wurde von der großen sozialen Strömung nach Bildung, sozialem Aufstieg und Wissenserwerb getragen. Die Politiker, und auch die Rektoren der damaligen Zeit, waren starke Kapitäne. Sie haben die persönliche Verantwortung für ihr Tun immer auf sich genommen. Auch die Geldgeber zeigten sich nicht kleinlich. Als der Vertrag¹⁹ 2002 in Warschau unterzeichnet wurde, stand

¹⁹ Abkommen zwischen dem Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg und dem Minister für Nationale Bildung und Sport der Republik Polen über das Collegium Polonicum in Ślubice.

bereits das Gebäude des Collegium Polonicum und es wurden 40 Millionen Euro bzw. Ecu ausgegeben (60 Prozent aus dem Sondertopf des polnischen Parlaments, 25 Prozent aus dem Programm „PHARE“ der Europäischen Gemeinschaft und 15 Prozent aus den Mitteln der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit). Eigentlich fand das alles im rechtsfreien Raum statt. Ein Wunder, das kein einziger Złoty oder Euro veruntreut wurde und keine Kontrolle etwas beanstandete.

An dieser Stelle eine kleine Anekdote: Als der Architekturwettbewerb für das Gebäude des Collegium Polonicum 1993 entschieden wurde, stand die Finanzierung noch aus. Um Gelder zu sammeln, wurde in diesem Jahr in Polen ein Förderverein gegründet. Die Gründer waren institutionelle Akteure: die Woiwodschaft Lubuskie, die Adam-Mickiewicz-Universität, das Ministerium für nationale Bildung, lokale Organisationen und Verbände. Leider misslang dieses Vorhaben. Ich machte mir große Sorgen. 1995 kam Hans-Adolf Jacobsen, das deutsche Vorstandsmitglied der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit, aus Warschau zu Besuch an die Viadrina. Er wollte sich über die Aktivitäten der Hochschule informieren. Diese Stiftung war damals ein mächtiger Geldgeber. Sie verfügte über die Zinsen der Schulden, die noch Edward Gierek bei der Bundesregierung aufgenommen hatte. Es handelte sich um Milliarden. Mit diesen Mitteln wurden Krankenhäuser, Sport- und Kultureinrichtungen in Polen finanziert. Nach Informationsgesprächen im Hauptgebäude der Viadrina wurde der Gast zum späten Mittagessen in den Frankfurter Ratskeller eingeladen. Während des Essens fragte er den Rektor Hans N. Weiler, was die Stiftung für die Universität tun könne. „Wir bräuchten die Stipendien für polnische Studierende“, sagte der Rektor ohne zu zögern. „Es tut mir leid, aber unser Statut verbietet es, finanzielle Leistungen an physische Personen zu gewähren“, antwortete der Vorstand. „Dann vielleicht ein Milliönchen für die Bücher für die Bibliothek der Viadrina?“, bohrte der Rektor nach. „Damit hätten wir auch ein Problem. Die Gegenstände, die wir einkaufen, müssen auf dem Territorium der Republik Polen genutzt und aufbewahrt werden.“ „Dann finanzieren Sie das Bibliotheksgebäude des Collegium Polonicum, damit die Bücher für unseren Standort auf dem polnischen Territorium aufbewahrt werden.“ „Und was ist eigentlich dieses Collegium Polonicum?“, fragte Hans-Adolf Jacobsen. In diesem Moment richtete der Rektor seinen Blick auf mich in der Erwartung, ich würde über das Projekt der gemeinsamen Einrichtung erzählen. Aber ich hatte eine ganz andere Idee.

Als der Architektenwettbewerb entschieden wurde, bat ich den Chefarchitekten Tomasz Durniewicz, ein Modell des Gebäudes herzustellen. Da ein Bild mehr Wert sagt als tausend Worte, schlug ich vor, die Visualisierung des Gebäudes Hans-Adolf Jacobsen vorzuführen. „Und wo befindet es sich?“, fragte der Rektor. „Im Wohnheim in der Szamarzewskiego-Straße in Słubice“, antwortete ich. Die beiden Herren hielten die Idee für einen schlechten Witz. Der Vorstand hatte maximal noch 40 Minuten Zeit, der Grenzübertritt dauerte damals für Autos zwei bis drei Stunden und für Fußgänger mindestens eine halbe Stunde. Innerhalb von maximal 30 Minuten über die Grenze zu gelangen, einen Wagen zu organisieren und sich irgendwie durch den Grenzstau durchzukämpfen, schien für sie ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Und noch dazu regnete es in Strömen. Die Blicke der Herren

sagten: „We are not amused“. Aber keiner traute sich, mir diese Aktion auszureden.

Nach 10 Minuten kam ich völlig verschwitzt im Wohnheim auf der polnischen Seite nahe des Grenzübergangs an. Dem Pförtner, der hinter dem Conciergefenster seine Zeitung las, schrie ich zu: „Schließen Sie die Loge und kommen Sie mit mir in den Keller! Von Ihrer Hilfe hängt unsere Zukunft ab!“ Als wir 10 Minuten später in der Mitte der Fahrbahn, zwischen den Autokolonnen mit einem riesigen unförmigen, mit einer schmutzigen Plane bedeckten Gegenstand auf die Grenzkontrolle zusteuernten, begleiteten uns verdutzte Blicke. Zwei Männer trugen etwas auf den Köpfen nach afrikanischer Manier – was war das? Schmuggelware? Eine Leiche? Warum so klein? Den Grenzbeamten warf ich im Vorbeihuschen zu: „Es ist das Modell der Universität, die Hoffnung für uns alle!“ Zum ersten Mal seit Jahren musste ich nicht einmal den Pass zeigen.

Die Herren im Ratskeller hatten gerade das Dessert aus den Schalen ausgelöffelt. Am Eingang bat ich den Garderobier, einen Beistelltisch benutzen zu dürfen. Den Tisch samt Modell stellten wir an den Tisch der Delegation und enthüllten die Plane. Ein langes „Oh!“ entfuhr Jacobsen. Das Gebäude, welches später den polnischen „Architektur-Oscar“ erhielt, hinterließ einen überwältigenden Eindruck.

Zwei Wochen später erreichten die Leitung der beiden Partneruniversitäten die Nachricht, dass die Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit bereit sei, das Bibliotheksgebäude – einen Teil des ganzen Collegium-Polonicum-Komplexes – mit rund 180 Milliarden alten Zloty (umgerechnet etwa 6 Millionen Euro) zu fördern. Heute erinnert eine Plakette an der Wand der Bibliothek daran.

Wir leben doch in einer zivilisierten Welt. Die Zivilisation beruht auf der Durchsetzung von Gesetzen. Das Spiel der Kräfte, die Durchbrüche des Willens, die plötzlichen Entscheidungen, die überraschenden Wendungen in der Richtung des Handelns werden heute eher mit dem „Unzivilisierten“, wenn nicht mit dem Tierischen assoziiert. Wo liegt das richtige Maß zwischen dem Ordnenden und dem Kreieren? Haben wir dieses Maß an diesem universitären Standort tatsächlich gefunden?

An dieser Stelle verzeihen Sie mir bitte eine weitere Abschweifung. Sie soll dazu dienen, Sie intellektuell „weichzuklopfen“, Sie darauf vorzubereiten, die These zu akzeptieren, dass die wertvollsten Erfahrungen der Viadrina – das, was wahrscheinlich nur an diesem Ort und nur in Zusammenarbeit mit der Adam-Mickiewicz-Universität in dem Gebäude namens Collegium Polonicum stattfindet und weder an der deutsch-dänischen noch französisch-schweizerischen Grenze stattgefunden hätte – abseits des Universitätsbetriebs, an den organisatorischen Rändern und in einem Bereich entstanden sind, der streng genommen kein wissenschaftlicher Bereich war.

2.4 Ist das Glas halb voll oder halb leer?

Vor vielen Jahren, als die Viadrina die ersten beiden Jahrgänge polnischer Studierenden aufnahm, besuchten mich als Leiter des Akademischen Auslandsamtes Journalisten, und baten um eine Einschätzung dessen, was an diesem Ort gera-

de geschah. Ich versuchte, ihnen die einzelnen Phänomene exakt und objektiv zu schildern, aber die Texte, die ich später las, waren weder exakt noch objektiv. Es war offensichtlich, dass das journalistische Temperament der Autoren den stärksten Einfluss darauf hatte.

Es gibt Menschen, die die Beschreibung der Realität mit ihrem angeborenen Optimismus einfärben, und andere, die dazu neigen, vieles in düsteren Farben sehen. In den ersten Jahren der Viadrina lobten die meisten Zeitungsartikel die universitäre Initiative, aber es gab auch stark entmutigende Texte. Sie wiederholten stets dieselben Argumente:

- Die Integration junger Polen, junger Deutscher und möglicherweise auch junger Menschen anderer Nationalitäten sei gescheitert. In den Pausen zwischen den Vorlesungen sprachen die Deutschen untereinander Deutsch, die Polen versammelten sich in Gruppen und sprachen Polnisch, und die internationalen Studierenden irrten umher und wussten nicht, mit wem sie sprechen sollen.
- Das Umfeld der Universität habe die Zuwanderung von Ausländern nicht akzeptiert. Junge Polen würden in Frankfurt überfallen und geschlagen (in den ersten 10 Jahren der Universität gab es tatsächlich etwa 15 solcher Fälle).
- Die Polen integrierten sich nicht und nähmen nicht am politischen Studentenleben der Viadrina teil, sie kandidierten nicht für Gremienwahlen und verweigerten sich Projekten.

Man konnte diesen Argumenten ihre Wahrhaftigkeit nicht absprechen, obwohl meine gesamten Lebenserfahrungen und mein Gespür für das, was vor sich ging, mich dazu veranlassten anzunehmen, dass es sich um vorübergehende Phänomene handelte und dass darin eine Spannung lag, die die Entwicklung der Zusammenarbeit vorantreiben würde. Ich erinnere mich an die ersten Erfahrungen mit dem Gefühl des Scheiterns, das die erste Generation polnischer Studierenden erlebte. Damals war ich noch Leiter des Akademischen Auslandsamtes an der Viadrina und betreute die ausländischen – in der Praxis polnischen – Studierenden. Zwei Monate, nachdem die erste Generation polnischer Studierender immatrikuliert wurde, kamen einige junge Polen zu mir ins Büro und sagten: „Ich muss zugeben, dass ich einen riesigen Fehler gemacht habe. Ich habe meine Kräfte überschätzt. Ich bin hierhergekommen, um Jura an einer deutschen Universität zu studieren, aber ich sehe keine Chance, dieses Studium zu absolvieren. Ich sitze in den Vorlesungen und verstehe absolut nichts. Bei den Übungen traue ich mich nicht, etwas zu sagen, um mich nicht zu blamieren. Das gesamte deutsche Hochschulsystem, in dem ich um alles selbst kämpfen muss, erschreckt mich. Aber gleichzeitig will ich nicht alles aufgeben und einfach nach Hause zurückkehren. Ich würde ein Jahr meines Lebens verlieren, müsste mich woanders um einen Studienplatz bewerben und vor allem meine Eltern und mein Umfeld enttäuschen. Ich traue mich nicht zuzugeben, dass ich gescheitert bin.“ Ich antwortete diesen jungen Menschen stets: „Geben Sie nicht so schnell auf. Gehen Sie weiterhin zu den Veranstaltungen. Fahren Sie zu Weihnachten nach Hause und sprechen Sie nicht über Ihre Probleme. Und im

neuen Jahr werden wir sehen, wie sich die Situation entwickelt.“ Und so geschah es tatsächlich. Die Studierenden kehrten nach Weihnachten von zu Hause zurück und nach einer oder zwei Wochen schrieben sie die ersten sinnvollen Sätze aus der Vorlesung auf. Und dann wurde es immer besser. Während der ersten Prüfungsphase waren die Ergebnisse der polnischen Studierenden – z. B. in mathematischen Aspekten der Wirtschaft – besser als die der Deutschen!

Die Möglichkeit, dieses Phänomen aus der Nähe zu beobachten, erfüllte mich mit innerem Frieden und der Überzeugung, dass die Viadrina als internationales universitäres Projekt nicht zum Scheitern verurteilt war. Es gab sogar eine Abfolge von Ereignissen, die sich zu einem Lehrstück über die Steuerung sozialer Prozesse entwickeln könnten. Sie betraf die Situation am Juristischen Fachbereich in den ersten Monaten des Aufenthalts der polnischen Studierenden. Eine der Professorinnen begann nach mehreren Veranstaltungen, bei denen auch polnische Studierende anwesend waren, die Ansicht zu vertreten, dass die Ausbildung polnischer Studierender in deutschem Recht keinen Sinn habe und diese so schnell wie möglich nach Hause geschickt werden müssten. Erstens verstünden polnische Studierende nicht, was ihnen gesagt werde. Zweitens stammten sie aus einer autoritären Gesellschaft und hätten nicht die Mentalität, Rechtsfälle eigenständig zu lösen, was aber den Kern des Jurastudiums in Deutschland ausmache. Drittens hätten sie keine – und würden auch keine – deutsche Staatsbürgerschaft erhalten, daher könnten sie keinen deutschen Beamtenstatus erlangen und somit die meisten juristischen Berufe in Deutschland nicht ausüben. Und mit einem Abschluss in deutschem Recht fänden sie in Polen keine Arbeit.

Diese Argumentation schien so überzeugend zu sein, dass an der Viadrina die Entscheidung getroffen wurde, die polnischen Studierenden des Studiengangs Recht vorsichtig zu entfernen. Aber wie könnte man das bewerkstelligen, ohne einen medialen Skandal zu provozieren? Und vor allem, wie ließ sich vermeiden, den jungen Menschen zu schaden?

Zwei Professoren – Roland Wittmann von der Viadrina und Karol Jońca von der Universität Breslau – fanden eine Lösung: Ab dem Sommersemester würden Vorlesungen zum polnischen Recht im Kulturhaus in Ślubice organisiert, die es den Studierenden ermöglichen würden, sie mit Zustimmung der Leitung der Partneruniversitäten in Breslau und Posen für das zweite Jahr des Jurastudiums dort zu immatrikulieren. Auf diese Weise würden die Studierenden elegant nach Polen zurückkehren und an der Viadrina als Studienabbrechende eingestuft werden – was in Deutschland völlig normal ist.

Ich half bei der Organisation der Tische und Stühle für die Vorlesungen im Kulturhaus in Ślubice, obwohl es mir schwerfiel. Aber ich hatte die Hoffnung, dass etwas Positives passieren würde. Und so geschah es: Es waren diese ersten sinnvollen Sätze, die polnischen Studierenden in den Vorlesungen zum deutschen Recht verstanden und notiert haben. Am Ende des Semesters erklärten die Professoren: „Lassen wir es noch ein weiteres Jahr so laufen, wir werden sehen, was daraus wird.“ Was aus dieser Verwirrung (Irrtum? Widerspruch? Konflikt?) hervorging, wurde für die nächsten 20 Jahre als eine der besten grenzüberschreitenden

Errungenschaften der Viadrina bezeichnet: ein gemeinsamer deutsch-polnischer Studiengang für Rechtswissenschaft zwischen der Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität, der zwei oder sogar drei Abschlüsse vorsieht und es auf sehr flexible Weise ermöglicht, in Polen, in Deutschland oder grenzüberschreitend zu praktizieren. Erst die Verdrängung der deutschen Sprache durch das Englische in der gesamten westlichen Hemisphäre (und damit die drastisch sinkende Zahl der „deutschsprachigen“ Abiturienten in Polen) führte dazu, dass die Zahl der Bewerber für den Studiengang zurückging und damit der spektakuläre Charakter des Vorhabens seinen Glanz verlor.

Diese Abschweifung zeigt: Selbst ein holpriger Start – wie die intellektuelle Orientierungslosigkeit des Studiengangs „Polnisch-Deutsches Recht“ schließt den Weg zu einer soliden und respektablen Entwicklung keineswegs aus. Wenn also etwas Außergewöhnliches entsteht, stellt sich die Frage: Wie viel vernünftiges Recht sollte darin enthalten sein – und wie viel Instinkt? Wie viel Gewissheit und wie viele Irrtümer? Wie viele strenge Regelungen und wie viel Spontaneität?

An dieser Stelle kommen wir zurück zu meinen Notizen, die ich einst für meinen Festschriftsbeitrag anfertigte.

2.5 Webervogel als Vorbild

Die Frage nach dem angemessenen Grad rechtlicher Regelung dieses Unternehmens [Collegium Polonicum] kann mit einem aristotelischen Gedanken beantwortet werden: „Von jeder Sache kann man nur so viel Klarheit erwarten, wie in ihrer Natur liegt.“ Die Schnittstelle zwischen den Systemen bleibt per se unklar, selbst im Rahmen allgemein vereinbarter Regelungen. Innerhalb dieser Unklarheit gibt es jedoch Raum für Bewertungsstandards, z. B. zwischen den Aspekten des „Seins“ und des „Sollens“. Wenn bedeutende Regelungslücken bestehen – sollten sie angegangen oder zumindest der Versuch, diese anzugehen, unternommen werden? Eine negative Antwort auf diese Frage würde auf Unverständnis stoßen. Die Ideale der westlichen Zivilisation nähren die Hoffnung, dass klare Handlungsanweisungen nicht nur vorteilhaft, sondern auch zukunftsweisend sein könnten. Kann ein Thema, das voller Grauzonen und unvereinbarer Prinzipien ist, auf eine theoretische Weise autorisiert werden? Oder kann man andererseits klare Anleitungen für Verpflichtungen haben? Und wenn ja, wie?

Die meisten kennen Webervögel und einige auch ihre Nester. Solch ein Nest ist eine bewundernswerte Konstruktion. Es erinnert an eine solide Tasche, die das Gewicht der Mutter und einiger Küken tragen kann. Es besitzt einen seitlichen Eingang, der selbst von einem erfahrenen Raubtier nicht erreicht werden kann. Das Nest hat einen Haken, der an einem Baumzweig oder Draht befestigt wird. Trockenes Gras, Stängel und pflanzliche Fasern dienen als Baumaterial – eine komplexe, funktionale und ausgewogene Konstruktion.

Aber wenn man einen Webervogel bei der Arbeit beobachtet, sieht man keine Regeln. Was vor den Augen des *homo rationalis* geschieht, ist eine Serie chaotischer Bewegungen: schnelles Schieben, Ziehen, Heben und Fallenlassen, Aufspringen, Umsehen, Brechen von dem, was gerade noch zusammengehalten hat, und Neuanfang. Diese Handlungen werden natürlich instinktiv ausgeführt. Es wäre jedoch ein Fehler

zu behaupten, dass diese Regeln einfach auf einer anderen genetischen Ebene verankert sind. Seit Jahrzehnten wissen wir, dass die Wirkung von Genen nur im Dialog mit der morphologischen Ebene möglich ist, d. h., die Tiefe bleibt im ständigen Dialog mit der Oberfläche.

Wenn also das Collegium Polonicum das Nest eines Webervogels ist, wo liegt dann seine tiefe Essenz? Löcher im äußeren Bild sind natürlich Alltag im Collegium Polonicum. Die tiefere Ebene ist vielschichtig. Die interuniversitäre Zusammenarbeit im Collegium Polonicum umfasst alle möglichen strukturellen Ebenen der Institution: Forschung (gemeinsame Projekte und Unternehmungen, gemeinsame Studiengänge), aber auch organisatorische, finanzielle, technologische, kulturelle und kommunikative Muster, Sozialisierungsmuster und noch tiefere Bereiche.

Auf keiner dieser Ebenen wird das Paritätsprinzip beachtet. In einigen Bereichen, wie bei der Technologie, der Innenarchitektur und Ästhetik, dominiert der polnische Teil, in anderen wie der Forschung ist der deutsche Teil aktiver. Es sollte auch darauf hingewiesen werden, dass trotz 30 Jahren Praxis die Dynamik der Ergebnisse in diesen Bereichen letztendlich nicht ausgeglichen ist. Anfangs jonglierten beide Seiten ständig mit dem Adjektiv „paritätisch“ – die deutsche Seite unter der Annahme, dass die polnische Seite finanziell nicht in der Lage oder nicht bereit sei, einen Beitrag zu leisten, und die polnische Seite unter der Annahme, dass sie deutlich mehr beitrage, während die deutsche Seite das abgenutzte Schlagwort der bilateralen Zusammenarbeit nutzte, um Zugang zu verschiedenen Fonds zu erhalten und die Mittel in ihren eigenen Haushalt umzuleiten. Im Laufe der Zeit wurde jedoch klar, dass jede Seite tun wird, was sie in dem betreffenden Zeitraum tun kann. Allgemein gesagt hat sich das Motto der Partner von *quantum ad me do* (Wie viel für mich?) über *do ut des* (Gib, damit du empfängst!) zu *quantum possum do* (So viel wie ich kann) entwickelt. Interessanterweise spiegelte die Bereitschaft beider Seiten zu handeln sowohl das finanzielle Potential großer Organisationen, in denen beide Universitäten verankert waren, als auch ihre eigenen finanziellen Möglichkeiten sowie den vorübergehenden Druck auf Erfolg wider, der durch eine Mischung aus großmaßstäblichen politischen Wetterbedingungen, kulturellen Trends, wissenschaftlichen Ambitionen und individuellen Interessen erzeugt wurde. In diesem Zusammenhang kann die Komplexität der Zusammenarbeit natürlich beliebig erweitert werden.

Die tägliche Praxis des gemeinsamen Arbeitens mit, ohne und jenseits der Regeln schuf einen Mikrokosmos, ein improvisiertes Webervogelnest, das durch seine Existenz seinen Sinn bestätigte und durch den Dialog zwischen Oberfläche und tiefem Selbstwertgefühl der Akteure dem gesamten Projekt einen besonderen Wert verlieh. Die spontane Selbstaufwertung des Projekts war ein wichtiger Teil des Integrationsprozesses entlang der gesamten deutsch-polnischen Grenze. Diese Integration fand auch unabhängig von Regeln statt. Es war ein spontanes Zusammentreffen von tausenden von Menschen, die die Grenze aus verschiedenen Gründen [...] überquerten, aber gleichzeitig ihre tief verwurzelten Überzeugungen über das Land, das Fremde, das Bessere oder das Schlechtere lockerten oder testeten. Das Collegium Polonicum spielte dabei eine größere Rolle als der klassische akademische Austausch.

Die „heilende“ Rolle der grenzüberschreitenden universitären Zusammenarbeit hat natürlich ihre Grenzen. [...] Da sie an die lokalen Strukturen angepasst ist, sind auch ihre Auswirkungen lokal. Sie ist nützlich, aber aus internationaler Sicht provinziell. Auch der Standort selbst ist provinziell. Betrachtet man die Struktur der Zusammenarbeit genauer – jenseits der Frage, ob es gelingt – stellt sich die Frage: Wird der

mögliche Erfolg von der Außenwelt anerkannt? Hier stoßen wir auf ein wenig einladendes Phänomen: das einer hochkomplexen Realität, die das Collegium Polonicum, die lokale Hochschulkoooperation im Ausland und selbst die beiden Universitäten in der Hierarchie der globalen Bedeutungsfrequenzen relativ weit unten ansiedelt.

Die Kompetenzen der lokalen Akteure [...] führen jedoch zu Ergebnissen, deren Wert von einem komplexen Gefüge externer Rahmenbedingungen abhängt. Als ich kurz nach der Wende noch im Gründungsbüro der Universität Viadrina arbeitete, trat ein Mann an mich heran und erkundigte sich nach Beschäftigungsmöglichkeiten. [...] Nach einem kurzen Gespräch wurde mir etwas klar: Dieser Mann hatte einen Abschluss in einem Studiengang, der als solcher nicht mehr angeboten wurde, an einer Universität, die aufgelöst worden war, in einer Stadt, die umbenannt worden war, in einem Bezirk, der in den neuen Bundesländern aufgegangen war, in einem Staat, den es nicht mehr gab. Dieses vielschichtige Phänomen der Zerstörung seiner formalen Kompetenzen machte ihn untauglich für den freien Arbeitsmarkt. Er war ein gebrochener Mann. Fast alle Ostdeutschen waren auf diese Weise gebrochen, und plötzlich fühlten sie sich wie in einer „Erdbebenzone“. Ich dachte: „Seismische Erschütterungen sind hier historisch gesehen häufiger aufgetreten als anderswo und haben eine besonders hohe Auswirkung auf der Richterskala.“ Solche allgemeinen Krisenlagen, in denen selbst sorgfältige und rechtschaffene Arbeit auf lokaler Ebene entwertet wird, habe ich am Collegium Polonicum häufig erlebt.

Der Kampf gegen „von oben“ auferlegte Trends war und ist ein ständiger Begleiter der Arbeit einer kleinen Universität. Natürlich haben auch größere Universitäten damit zu kämpfen, aber kleine Strukturen sind anfälliger, und die GUZ ist sensibler als die heimische Universitätsstruktur. Wenn sich die Situation stabilisiert, tut sich eine neue Front auf. Der Kampf um das Selbstwertgefühl der Akteure gleicht das aus. Vorläufige Regeln in nicht kodifizierten Bereichen wurden zu dauerhaften Regeln. Das Finanzierungssystem wurde nicht mehr in Frage gestellt. Die Aufgabe des Deutschen wurde durch die Einführung des Englischen im Unterricht und die Verbesserung der Sprachkenntnisse des Personals abgemildert. Doch Impulse „von oben“, von der besorgniserregenden Außenwelt eröffnen neue Problemfelder: Forderungen nach gleicher Bezahlung, die Flucht von Akademikern, die sich einen Namen gemacht haben und nun prestigeträchtigere Stellen suchen, Zweifel an der europäischen Idee, die anhaltenden Reformen der Universitäten in Polen oder die Rückkehr von Coronavirus-Wellen.

Worauf können wir hoffen in dieser instabilen Welt? Es wurde bereits erwähnt, dass es einen ontologischen Dialog zwischen der Oberfläche von Organismen und Genen, zwischen Morphem und Essenz gibt. Im Falle der wissenschaftlichen Institution wäre dies ein Energieaustausch, ein Dialog, eine vertikale Kommunikation zwischen der akademischen Kultur und dem Individuum. Ja, die Wissenschaftler, Forscher, Verwalter und tiefgründigen Persönlichkeiten im Strom der Menschen, die die Institution durchlaufen, sind die Träger des „genetischen Materials“ und die Stimulatoren der Arbeit der Universitätsstruktur. In dieser Hinsicht hat das Collegium Polonicum meistens Glück gehabt – und manchmal sehr viel Glück.

Wenn die Lebensbedingungen vor Ort [...] stabil sind, werden die Webervogelnester immer perfekter und widerstandsfähiger. Sie können Wind, Regen und Sonne standhalten. Aber wenn sich das Klima ändert, werden selbst perfekte Nester aufgegeben. Wir können nur hoffen, dass dies nicht in unserem Leben geschieht. Und wenn es doch passiert, werden irgendwo die Gene der Weisheit, der Solidität und der Fairness bleiben und einen neuen Organismus, eine neue Struktur, eine neue Form der universitären Zusammenarbeit im Ausland hervorbringen.

2.6 Schnallen wir uns an

Die Viadrina, die Adam-Mickiewicz-Universität und das Collegium Polonicum haben in einem sehr mühsamen, aber unspektakulären Prozess das Kunststück vollbracht, universitäre Organismen miteinander zu verschmelzen. Wenn es gelingt, diese Leistung in das öffentliche Bewusstsein zu transportieren, ist dies ein wichtiger Beitrag sowohl zur Entwicklung einer regionalen Identität, eines kollektiven Selbstwertgefühls für die eigene Gemeinschaft als auch zur Stärkung des europäischen Gedankens. Reicht das erworbene Können, um die Viadrina und das Collegium Polonicum langfristig zukunftsfähig zu gestalten?

Auf lange Sicht sieht sich die Viadrina ebenso wie das Collegium Polonicum einer Vielzahl von Gefahren gegenüber – im Gegensatz zur Adam-Mickiewicz-Universität, die als etablierte „inländische“ Universität gefestigt ist. Merkwürdigerweise wirken diese Gefahren bzw. Tendenzen in entgegengesetzte Richtungen. Lassen Sie uns versuchen, sie aufzuzählen:

1. Die Globalisierung manifestiert sich in der Verdrängung regionaler Aspekte wie der regionalen Sprache durch die globale Sprache: das Englische. Auf die Sprache folgen die akademische Kultur und die unbewusste Vorstellung vom Wert akademischer Zentren. Unter den 20 besten Universitäten der Welt rangieren 18 englischsprachige Hochschulen aus den Vereinigten Staaten und dem Vereinigten Königreich. Lediglich 2, die Universität Paris-Saclay und die ETH Zürich, liegen außerhalb des angelsächsischen Sprachraums.²⁰ Im Hintergrund solcher Rankings stehen der Glaube an den Wert wissenschaftlicher Leistungen in den einzelnen Ländern und der Glaube an den Wert von Ziviliationsräumen. Leider verliert der deutsche Kulturkreis in diesem Prozess an Bedeutung. In den Jahren 1993–2020 verringerte sich die Anzahl der polnischen Abiturienten, die Deutsch als Prüfungsfach wählten, um 85 Prozent. Am Collegium Polonicum ging die Zahl der polnischen Bewerber für den Studiengang Polnisches und Deutsches Recht Jahr für Jahr zurück – und das trotz hervorragender Berufsaussichten, allein aufgrund unzureichender Deutschkenntnisse zurück. Im globalen Vergleich schneiden die polnischen Universitäten und die polnische Sprache noch deutlich schlechter ab als ihre deutschen Pendanten.

Doch wer es schafft, einen Studiengang mit globaler Ausrichtung auf Englisch anzubieten, hat eine Chance, der zerstörerischen Wucht der Globalisierung zu entkommen. Genau das setzten die beiden Partneruniversitäten auf Initiative der Viadrina Anfang der 2020er Jahre um, indem sie Studiengänge an der neu gegründeten Organisationseinheit European New School of Digital Studies einrichteten.

2. Die Krise der europäischen Idee hat sich im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts deutlich abgezeichnet, vor allem in Form des Erstarkens populistischer

²⁰ Vgl. Academic Ranking of World Universities 2022 (Shanghai-Ranking).

Bewegungen. Diese versuchen, die soziale Energie auf nationale Organismen zu konzentrieren. In ihren Augen ist das Nationale – Kultur, Geschichte, Tradition, Sprache, Interessen – besser, energischer, authentischer, verständlicher und sogar logischer als das Supranationale, Universelle. Für viele Menschen ist dieser Ansatz überzeugend, obwohl er dort, wo der Populismus ein Einfluss gewinnt, keine fruchtbaren Ergebnisse gezeitigt hat. Donald Trumps USA sind ein Land der Irrationalität, der Brexit hat die britische Gesellschaft eher geschädigt als gestärkt, und Polen sowie Ungarn versacken unter den populistischen Regierungen in wirtschaftlichem Chaos und Korruption. Der russische Populismus hat einen Krieg hervorgebracht. Das Problem mit den Populisten liegt darin, dass sie, obwohl sie oft eine geistige Verbundenheit betonen (z.B. das Konzept eines „Europa der Vaterländer“), in der Praxis immer wieder in Konflikte geraten werden, so wie die Nationalstaaten in der gesamten „voreuropäischen“ Geschichte in Konflikte gerieten. Für die Viadrina und das Collegium Polonicum würde dies bedeuten, dass, wenn der europäische Partikularismus den gesamten Kontinent ergreift, eine scharfe nationale Grenze sie trennt, jeglicher Einfluss auf der anderen Seite des Grenzgebiets zurückgezogen wird und grenzüberschreitende Zusammenarbeit statt einer Quelle des Stolzes zu einer Form des „nationalem Verrats“ wird.

Soziale Tendenzen sind von der gleichen Art wie Tendenzen in der physikalischen Welt. Es handelt sich um gegensätzliche Kräfte, die gleichzeitig wirken. Die Erdkugel wird von den Kräften der Zentrifugalkraft und der Schwerkraft der Sonne auf ihrer Umlaufbahn gehalten. Ähnlich wird die europäische Gesellschaft von gegensätzlichen Kräften beeinflusst, die sie zu einem einzigen Organismus vereinen und gleichzeitig in kleine Organismen aufspalten. Russland hat brutal in die letztere Tendenz eingegriffen und sich damit dem Prozess der Universalisierung, d.h. der Aufnahme benachbarter Gesellschaften in den globalen Organismus, widersetzt – mit dem Ergebnis, dass die westlichen Gesellschaften angesichts eines gemeinsamen Feindes plötzlich einen einigenden Impuls erfahren haben.

Wie diese Tendenzen pulsieren, einander aufheben oder verstärken werden, lässt sich nicht abschätzen. Denkbar ist sogar eine Variante, in der die Auflösung noch weiter geht als bisher und der Zerfall der heutigen Nationalstaaten in regionale Strukturen das Bild Europas prägen wird. Dann würde der Viadrina, dem Collegium Polonicum und dem grenzüberschreitenden akademischen Zentrum eine wichtige Rolle in der Grenzregion zukommen – dazu mehr gegen Ende dieses Buches.

3. In vielen kleineren akademischen Zentren wird der Rückgang der Studierendenzahlen in absoluten Zahlen sichtbar. Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts gab es ca. 50.000 Studierende an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań und über 6600 an der Viadrina, 2023 waren es 32.000 an der AMU und 4800 an der Viadrina. Dies erklärt sich vermutlich durch zwei weitere Aspekte, die demografische Entwicklung und die Fluchtbewegung in Metropolen.

4. Sowohl in Polen als auch in Deutschland sind die Geburtenzahlen deutlich zurückgegangen: in Deutschland von 905.675 im Jahr 1990 auf 773.144 im Jahr 2020 und in Polen von 547.700 1990 auf 355.309 2020. Dieser Prozess ist für kleine Universitätszentren besonders nachteilig, da er von einem anderen Zivilisationstrend überlagert wird:

5. der mentalen Flucht in die Metropolen. Die Intensivierung des sozialen Lebens – durch Wohlstand, der Möglichkeiten zur Mobilität und damit zur Anhäufung von Sinneseindrücken bietet, sowie die Verfügbarkeit von Kommunikationsgeräten wie Smartphones – führt dazu, dass das Niveau der als normal empfundenen äußeren Reize für die heute lebenden Menschen sehr hoch liegt. Eine Umgebung ohne lebhaftes Treiben, ohne seriöse und effiziente Quellen der Information oder sensorischen Reize, ohne Kommunikationsflächen werden als „steril“, als wertlos angesehen. Dies wirkt sich auf die Gesamtbewertung von Regionen aus, die wiederum auf Hochschulen übertragen wird, obwohl dies nichts mit den wesentlichen Merkmalen einer Universität zu tun hat. Im Gegenteil: Eine kleine Hochschule in einer kleineren Stadt bietet oft ein viel intensiveres und effizienteres Studierenerlebnis. Eine kleine Universität wird nicht nur durch das Betreuungsverhältnis, d. h. die Zahl der Studierenden pro Lehrkraft, bestimmt, sondern auch durch die Häufigkeit der Sprechstunden bei den Lehrenden, die Verfügbarkeit von Büchern in der Bibliothek oder schlicht durch die Zahl der Studierenden in einer Vorlesung. All diese Faktoren wirken sich an Universitäten in Ballungsräumen tendenziell nachteilig auf die Studierenden aus. Aus diesem Grund befand sich die Viadrina in den ersten zehn Jahren in den deutschen Studienkomfort-Rankings stets sehr weit oben. Doch gegen Ende des zweiten Jahrzehnts legten die Studierenden keinen Wert mehr auf Komfort und begannen, Frankfurt als eine Stadt wahrzunehmen, der es an den Reizen einer Metropole fehlt. Als ich einen Studenten fragte, warum er täglich von Berlin aus pendelte, anstatt in Frankfurt zu wohnen, antwortete er: „Ich möchte nicht nach den Vorlesungen tot überm Zaun hängen“. Ich teilte diese Einschätzung Frankfurts nicht. Ich hatte den Eindruck, dass ich nicht einmal die Hälfte der empfehlenswerten Veranstaltungen besuchen kann, die es während der Woche an unserem grenzüberschreitenden Standort gibt.

6. Die geringe Größe der Viadrina – sie ist in etwa so groß wie eine einzelne Fakultät an einer der Universitäten in Berlin oder an der Universität Poznań – bedeutet, dass es wenig Flexibilität gibt, um auf die öffentliche Nachfrage nach neuen Studiengängen zu reagieren. Ein neues Studienfach führt zu einem höheren Lehrdeputat, das durch die Normstundenzahl pro Dozent geregelt ist. Die Masse des akademischen Personals ermöglicht es durch Versetzungen, Neubesetzungen und Profiländerungen, das Potenzial für einen zusätzlichen Studiengang zu schaffen. Aber das kann sich eine kleine Universität nicht leisten. Alle innovativen Aktivitäten der Viadrina bedurften eines externen Faktors: der Schaffung von Stiftungsprofessuren, der Zuschüsse des Lands Brandenburg,

eines Fonds des Landes Brandenburg für das Collegium Polonicum oder eines Beitrags der Adam-Mickiewicz-Universität. Wird dies auch in Zukunft ein Rettungsanker sein?

Die Überlegungen zur Bürokratie bewegen sich zwischen abgedroschenen Klagen über die Gefühllosigkeit der Bürokraten und der komplexen Frage nach den psychosozialen Aspekten des Funktionierens von Institutionen. Näher am letzteren Spektrum liegt die Frage, wie die Akteure des institutionellen Lebens ihre energetischen Anstrengungen angesichts von Bedrohungen kalkulieren. Kurz gesagt: Akteure des gesellschaftlichen Lebens, die nicht an den Staat gebunden, sondern vom Spiel der Marktkräfte abhängig sind, reagieren rascher auf Veränderungen und mobilisieren ihre Ressourcen viel schneller, um der Gefahr zu begegnen. Die Universitäten gehören nicht im Gegensatz dazu zu den mit dem Staat verbundenen Institutionen, obwohl sie nicht so „unversenkbar“ sind wie die staatlichen Institutionen im engeren Sinne. Die mitteleuropäischen Universitäten reagieren nur sehr langsam auf Markterfordernisse und Innovationen, da ihre Existenz von staatlichen Subventionen und nicht von den Beiträgen der Studierenden abhängt. In dieser Situation ist das primäre Motiv für die Beteiligung an Innovationen der Ehrgeiz der Akademiker, d. h. der Wunsch, besondere Fähigkeiten zu demonstrieren und damit ihr eigenes Selbstwertgefühl zu steigern. Andere Motive (wie die Sicherheit des Gehalts und des Fortbestehens der Institution sowie Unkündbarkeit) sind dagegen nicht innovationsfördernd. In den 30 Jahren, in denen ich für beide Universitäten arbeitete, erlebte ich diese beiden Tendenzen – den Wunsch, etwas Neues zu tun, und den Wunsch, innerhalb der Grenzen einer ruhigen Routine zu bleiben – fast täglich. Diese widersprüchlichen Tendenzen erlebt jede Person. Jeder, und insbesondere der Wissenschaftler, ist gleichzeitig der Dr. Jekyll der Innovation und der Mr. Hyde der Bürokratie. Im Laufe der Jahre sind Dutzende oder vielleicht sogar hunderte von Ideen für neue Studiengänge, neue Bildungsformen und neue Strukturen geboren und wieder verworfen worden.

Auf polnischer Seite, an der Adam-Mickiewicz-Universität und bei anderen Partnern aus dem Bildungs- und Hochschulbereich, entstanden viel mehr Initiativen und gleichzeitig war ihr Schicksal dramatischer. Der häufigste Impuls war die Marktnachfrage. In der Grenzregion schien die Ausbildung in medizinverwandten Berufen, in der Logistik oder in Bereichen, die mit Deutschland zusammenhingen, eine wahre Goldgrube zu sein. Die entstandenen Initiativen gingen sehr weit, weckten Hoffnungen und erreichten fortgeschrittene Entscheidungsebenen im Bereich des polnischen Hochschulwesens. Die konzeptuelle Basis war manchmal übereilt entworfen worden, wies Fehler auf oder stellte nicht alle an den Verfahren beteiligten Akteure zufrieden, schien aber zum Erfolg zu führen. Darauf folgte die kalte Dusche – entweder eine Entscheidung des polnischen Ministeriums, dass die Idee nicht den Vorschriften entspreche (formale Bürokratie), oder eine Erklärung des deutschen Partners, dass die Idee unrealistisch sei, weil sie nicht lange genug debattiert worden sei, nicht alle Interessenvertreter zufriedenstelle oder nicht mit der langfristigen Entwick-

lungsstrategie der Viadrina oder der brandenburgischen Bildungspolitik übereinstimme (mentale Bürokratie).

Auf der deutschen Seite waren innovative Initiativen viel seltener, aber ihre Erfolgsquote war höher. Während ich die Erfolgsquote auf polnischer Seite mit 1 : 6 beziffern würde, lag sie auf deutscher Seite bei 1 : 3. Diese Beobachtung deckt sich mit bekannten, fast schon banalen Beobachtungen zu kulturellen Standards: Die Deutschen sind vorsichtiger, bereiten ihre Vorhaben gründlicher vor und sind, wenn sie eine Entscheidung getroffen haben, konsequent und entschlossen in ihrer Umsetzung. Die Polen hingegen sind kreativer, risikofreudiger, aber agieren planloser und unbeständiger.

Auch die Rahmenbedingungen für die beiden Universitäten unterschieden sich in ihrer Stabilität. In den letzten 30 Jahren hatten auf polnischer Seite dreimal so viele Minister die Aufsicht über das Hochschulwesen wie auf deutscher Seite. Außerdem gab es in Polen mindestens drei große Reformen des Bildungssystems und damit der universitären Strukturen, während in Brandenburg höchstens von einer großen Reform gesprochen werden kann.

Das Schöne ist eigentlich, dass unter diesen extremen Bedingungen die Zusammenarbeit 30 Jahre lang gehalten hat und dass beide Seiten trotzdem genug Geduld, Resilienz und Optimismus hatten, um die Zusammenarbeit nicht aufzugeben. Aber ist es nicht traurig sich vorzustellen, dass bei einer drastischen Verschlechterung der Bedingungen dieses grenzüberschreitenden Zentrums die interne Kampfbereitschaft der Akteure zusammenbräche, jeder mit gesenktem Kopf auf einen anderen Posten in der öffentlichen Verwaltung wechseln würde und am Ende nur noch das Gebäude und ein Haufen Bücher übrig blieben? Würde Mr. Hyde den Dr. Jekyll wirklich besiegen?

3 Der Kampf der Sprachen

Als ich mich 1991 nahe der Grenze niederließ, fand ich zwei Gemeinschaften vor, die einander den Rücken zukehrten. Eine Dimension dieser Entfremdung war die Sprache. Nach meinem damaligen Verständnis gab es in Ślubice nur eine Handvoll Menschen, die ausreichend Deutsch sprachen, um die Grenze zu überqueren, mit Menschen oder Institutionen auf der anderen Seite in Kontakt zu treten. Auch in Frankfurt (Oder) war es nicht besser. Ich begann, im Gründungsbüro der Universität im Rathaus zu arbeiten, und wurde schnell als derjenige bekannt, der Telefonate nach Polen führen konnte. Seltsam: Die Nachbarschaft von Ślubice-Frankfurt existiert 45 Jahre nach dem Krieg, und selbst wenn die Technik es seit den 1970er Jahren ermöglicht hätte, mit der anderen Seite zu telefonieren, hätten im Rathaus einer 80.000 Einwohner zählenden Grenzstadt mindestens ein Dutzend Leute die sprachliche Kompetenz haben müssen, um miteinander kommunizieren zu können. Das Amt für Auswärtige Beziehungen der Stadt Frankfurt befand sich jedoch in einer anderen Straße (und nur zwei Personen sprachen dort Polnisch, der Rest sprach Russisch), und im Rathaus sprach niemand Polnisch.

Um die Wahrheit zu sagen, empfand ich das nicht als unnormale. Als Pole war ich daran gewöhnt, dass im Ausland niemand Polnisch sprach, und ich als Pole sollte in der Lage sein, Fremdsprachen zu sprechen, vor allem westliche. Als ich mein Studium beendete, beherrschte ich Englisch und Deutsch recht gut, ich konnte mich auf Französisch und Russisch verständigen, ich hatte vier Jahre lang Latein in der Schule gelernt, also konnte ich auch ein bisschen Italienisch. Bevor ich nach Frankfurt kam, galt ich in Warschau als sprachlich gut ausgebildet. Es war ein ziemlicher Schock für mich, an der Viadrina Gleichaltrige aus Westdeutschland zu treffen. Ihr Englisch war viel besser als meines, denn sie hatten die Möglichkeit gehabt, im Vereinigten Königreich oder in den USA zu studieren, sie beherrschten auch eine zweite westliche Sprache fließend, und ich konnte sie mit Russisch nicht beeindrucken. Mein Selbstwertgefühl wurde jedoch durch meine ostdeutschen Freunde gesteigert, die schlecht Englisch und noch schlechter Russisch sprachen.

Mein Schamgefühl hatte noch eine andere Quelle: den dilettantischen Umgang der Ślubicer mit der deutschen Sprache. Sie kämpften um deutsche Kunden und lockten sie mit hausgemachten Strategien an. Beispielsweise hatte jemand etwa alle 10 Meter die Worte „Fleischerei auf neue Plätze“ in roter Farbe auf das Pflaster der zum Grenzübergang führenden Straße geschrieben, eine Reihe dieser Anschriften endete in Ślubice vor einem Wurstwarenladen. Nun warb ein Freudenhaus mit

einem Schild auf dem Bürgersteig kurz nach dem Grenzübergang nach Słubice für sich: „Wir versichern die Begleitung von netten Damen“. Sprachliche Fehler im visuellen öffentlichen Raum gab es zuhauf, aber man spürte, dass dahinter die Offenheit der Einwohner von Słubice gegenüber dem Nachbarn und der Unternehmergeist der Menschen standen. Demgegenüber herrschte mindestens 10 Jahre lang auf deutscher Seite eine bedrohliche Stille: kein Polnisch, keine Schilder, keine Werbung, keine Versuche, den Nachbarn in seiner Muttersprache anzusprechen; abgesehen von einem Schild auf Polnisch, das in fast allen Selbstbedienungsläden hing: „Jeder Diebstahl wird angezeigt“. Die Abneigung gegen die polnische Sprache war mit negativen Stereotypen und dem Ärger über die polnische Grenzkriminalität verbunden. Ein polnischer Student, der als Kellner im Restaurant „Oderspeicher“ arbeitete und manchmal polnische Gäste bediente, fragte seinen Chef, ob er mit diesen Polnisch sprechen könne. „Bei uns gibt es keine polnischen Gäste“, antwortete der Chef. In diesem Bereich, in der Gastronomie, ergriff der damalige Kanzler der Viadrina Peter Stahl die Initiative, um beide Nachbarn sprachlich an einen Tisch zu bringen. Er überredete mich, an zwei der beliebtesten Restaurants – bei den Polen in Frankfurt und bei den Deutschen in Słubice – heranzutreten und ihnen vorzuschlagen, ihre Speisekarten von uns in die Sprache des Nachbarn übersetzen zu lassen. Die Reaktion überraschte uns: Im Frankfurter Restaurant beschied man uns, dass es keine polnischen Kunden gebe. Man dachte dort wohl, dass eine polnische Speisekarte die deutschen Kunden abschrecken würde. Im polnischen Restaurant teilte man uns mit, dass dies nicht nötig sei, da alle Kellnerinnen Deutsch sprächen. Hier zeigte sich sicherlich der lokale Stolz, eine Ablehnung des Vorschlags, die die eigene Inkompetenz offenbarte, da die deutschen Kunden die überwiegende Mehrheit bildeten und das Fehlen einer Speisekarte in deutscher Sprache ein Beweis für grobe Inkompetenz war. Es dauerte mindestens 15 Jahre, bis in Frankfurt polnische Aufschriften und freundliche Durchsagen in Zügen sowie Straßenbahnen auftauchten und bis in Słubice die „öffentliche“ deutsche Sprache einigermaßen korrekt gesprochen wurde.

Als ich 2001 zu einer Konferenz über Sprachen in europäischen Grenzregionen im Saarland eingeladen wurde, versuchte ich, die sprachlichen Probleme der ersten Jahre der neuen deutsch-polnischen Nachbarschaft in meinem Vortrag wie folgt darzustellen:²¹

Historische Ausgangsprämissen

Der deutsch-polnische Grenzraum hat keine Merkmale eines in Westeuropa typischen Grenzgebietes. Es gibt dort keinen fließenden Übergang zwischen den Besiedlungskulturen, keine Minderheiten auf beiden Seiten der Grenze, keine Koexistenz von

²¹ Krzysztof Wojciechowski: Der deutsch-polnische Grenzraum als Brücke nach Osten. Die Rolle des Deutschen und des Polnischen entlang der Oder und ihre Bedeutung für eine neue europäische Kultur. In: Sprachen und Grenzräume. Partnersprachen und interkulturelle Kommunikation in europäischen Grenzräumen. Hrsg. von Detlef Oppermann. St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag 2002, S. 81–96.

Konfessionen, so gut wie keine interkulturellen Ehen und vor allem keine Zweisprachigkeit. Die 1945 durch ein ethnisch deutsches Gebiet künstlich gezogene Grenze trennt sehr scharf die deutsche und die polnische Bevölkerung.

Die Bewohner der polnischen Seite der Grenze sind Umsiedler und stammen in der Regel aus dem polnischen Osten, aus den Gebieten, die nach dem Zweiten Weltkrieg der Sowjetunion zugesprochen wurden. Als sie in die ehemaligen deutschen Gebiete kamen, hatten sie keine Beziehung zur deutschen Sprache und Kultur. Sie hatten im Zweiten Weltkrieg die ersten Deutschen gesehen und assoziierten sie mit Terror und Gräueltaten. Die polnischen Umsiedler stammten auch aus strukturell benachteiligten Gebieten: Ostpolen war das Armenhaus ihrer Heimat, wo 70 Prozent aller Häuser aus Holz gebaut waren, wo es an einfachster Infrastruktur fehlte und wo die allgemeinen Verhältnisse eher denen des Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als den gegenwärtigen ähnelten. Abgesehen davon brachten sie Bräuche einer hochinteressanten multikulturellen Gesellschaft mit sich, die aus polnischen, jüdischen, litauischen, ukrainischen, belarussischen Elementen bestand, die sich aber leider nicht auf eine für die Deutschen ansprechende Weise artikulieren konnte. In dieser fremden Umgebung entwickelten sie einen soziopsychologischen (in gewissem Grade „von oben“ oktroyierten) Schutzmythos: Sie seien hier gar nicht fremd, sondern kehrten in das Land ihrer Vorfahren zurück, denn vor 700 Jahren hatte dieses Gebiet kurzzeitig dem polnischen Staat angehört.

Die Bewohner des Grenzgebiets auf deutscher Seite waren und sind zum Teil Vertriebene oder ihre Nachkommen. Aus nächster Nähe konnten sie mitansehen, wie das Land auf der polnischen Seite infolge des Fortbestehens der Kriegszerstörungen, kommunistischer Planwirtschaft und infolge unterschiedlicher zivilisatorischer Wohnheiten der Neuankömmlinge zunehmend verfiel. Insbesondere der letzte Fakt war ein Nährboden für Ressentiments. In den Augen der Deutschen haben die Barbaren das Land eingenommen und heruntergewirtschaftet, und mit Barbaren pflegt man keine Freundschaft.

Die angestauten Spannungen, Widersprüche, Über- und Unterlegenheitsgefühle konnten auch nicht in einem Dialog abgebaut werden. Bis 1972 war die polnische Grenze zur DDR kaum passierbar. Das unmittelbare Grenzgebiet war Sperrzone, in der sich selbst die Polen nicht frei bewegen konnten. Die verordnete „Freundschaft“ [...] brachte beide Seiten kaum einen Schritt näher. Erst eine kurze Periode der Öffnung der Grenze zwischen 1972 und 1980 führte zu einem intensiven und nach dem Zweiten Weltkrieg ersten Austausch von Touristen, jungen Menschen, Vertretern einzelnen Berufe und „Gastarbeitern“. Die positive Bilanz dieser Periode wurde jedoch dadurch gestört, dass die menschlichen und kulturellen Fortschritte durch ökonomischen Neid und Hass gemindert wurden. Polen – zahlenmäßig überlegen – kauften in der DDR die Läden nicht nur im Grenzgebiet leer. Die Planwirtschaft der DDR konnte diesen Bedarf nicht decken, und ein durchschnittlicher Deutscher empfand die Polen als eine Art Heuschrecken, die seinen bescheidenen Wohlstand gefährdeten. 1980, nachdem in Polen die Solidarność-Bewegung entstanden war, wurde die Grenze wieder geschlossen, und so blieb es bis 1991.

Voraussetzungen für die neue Nachbarschaft

Nach der Eröffnung der Grenze in der Nacht vom 7. auf den 8. April 1991 entstand ein bedeutender Impuls für die nachbarschaftlichen Beziehungen und für die Entwicklung der Grenzregion. Von da an gab es mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

Die Gemeinsamkeiten sind:

- eine soziale Marktwirtschaft,
- ein stabiles, demokratisches Regierungssystem,
- ein wachsendes Interesse an guter Nachbarschaft und Kooperation unter einem gemeinsamen europäischen Dach,
- eine Vielfalt an Initiativen und Projekten im Bereich von Politik, Kultur und Bildung.

Es trennen die Nachbarn jedoch immer noch:

- die EU-Außengrenze (verbunden mit Pass- und Zollkontrollen), die in ein paar Jahren verschwinden wird,
- das Wirtschaftsgefälle (mit leichter Tendenz zum Ausgleich),
- keine grenzüberschreitende wirtschaftliche Kooperation (und keine Verbesserung in Sicht),
- die regionalen Verwaltungsstrukturen (Bundesländer auf der deutschen, zentralistisch regierte Wojewodschaften auf der polnischen Seite),
- eine Reserviertheit der Masse der Bevölkerung, die aus Vorurteilen, wenigen Berührungspunkten und Konsumanreizen Seite resultiert (mit leicht sinkender Tendenz),
- mangelnde Sprachkenntnisse (mit leicht sinkender Tendenz),
- Kriminalität auf der polnischen Seite (im Bereich kleiner Straßenkriminalität mit leicht sinkender Tendenz),
- rechtsextreme Übergriffe auf der deutschen Seite (in Bezug auf polnische Bürger mit leicht sinkender Tendenz).

Sprache und Distanz

Die Probleme dieses Grenzgebietes verdeutlichen, dass die Bereitschaft, miteinander zu kommunizieren und sich auszutauschen, auf keinen Fall mit der Fähigkeit zu beiden Bereichen gleichzusetzen ist. Die Fähigkeit zu kommunizieren bedeutet:

- überzeugt zu sein, dass beim Partner etwas Wertvolles zu finden ist,
- die Fähigkeit, das Wertvolle in den Kategorien des Partners (in seinem Sinne) zu interpretieren und zu operationalisieren (in eine integrierende Handlung einzubauen),
- die Fähigkeit, sprachliche Brücken zu bauen und über diese Brücken Inhalte zu transportieren.

Allein schon die letztgenannte, oberflächlichste Bedingung wird nur von wenigen erfüllt. Bei der älteren Generation ist die Zahl der Menschen, die die Sprache des Nachbarn sprechen, verschwindend klein und liegt bei 1 Prozent.

Bei der jungen Generation²² gestaltete sich das Verhältnis im unmittelbaren Grenzgebiet im Jahre 1999 folgendermaßen²³:

²² Befragt wurden auf der deutschen und polnischen Seite der Grenze jeweils 200 Personen im Alter von 18 bis 26 Jahren, die Untersuchung leitete Detlef Pollack von der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder).

²³ Die hier und im Folgenden genannten Prozentangaben stammen aus einer Untersuchung, die intern an der Viadrina veröffentlicht wurde. Über ihr weiteres Schicksal kann ich nichts sagen. Detlef Pollack hatte in den Jahren 1995–2008 den Lehrstuhl für Vergleichende Kulturosoziologie an der Viadrina inne.

	Deutsche (in %)	Polen (in %)
Anteil derer, die die Sprache des Nachbarn bereits sprechen	3,1	13,5
Anteil derer, die die Sprache des Nachbarn bereits lernen	5,4	34,4
Anteil derer, die sich vorstellen können, die Sprache des Nachbarn zu erlernen	52,5	90,7
Anteil derer, die den Sprachunterricht in der Sprache des Nachbarn an den Schulen für notwendig halten	69,5	97,4

Alarmierend ist die Diskrepanz zwischen der Bereitschaft zum Erwerb von Kommunikationsfähigkeiten und dem tatsächlich erreichten Stand. Dies erklärt sich aus den mangelhaften Fähigkeiten, die Sprache des Nachbarlands in der Vergangenheit praktisch zu üben – aber wdie Möglichkeiten, sie zu erlernen, waren immer vorhanden. Signifikant ist auch der Unterschied zwischen Polen und Deutschen. Die Bereitschaft, die Sprache zu lernen, signalisieren fast alle Polen, aber nur rund die Hälfte der Deutschen. Die Erklärung liegt auf der Hand. Für junge Polen bedeuten Deutschkenntnisse messbare Vorteile: bessere berufliche Chancen, einen höheren Verdienst, bessere Bildungschancen. Für die meisten Deutschen scheint dies hingegen wahrscheinlich nur eine Frage der Political Correctness zu sein. Sie können sich keine Vorteile aus den Polnischkenntnissen vorstellen. Zu Unrecht: Die Nischen auf dem Arbeitsmarkt, in denen Polnischkenntnisse die Berufschancen erhöhen, werden immer größer.

Und was lässt sich über den unmittelbaren physischen Kontakt sagen? Die Untersuchung liefert folgende Ergebnisse:

	Deutsche (in %)	Polen (in %)
Anteil derer, die einverstanden sind, dass ihre Nachbarn häufiger als Besucher nach Frankfurt (Oder) bzw. Střebice kommen	74,4	88,2
Anteil derer, die einverstanden sind, dass ihre Nachbarn Bewohner derselben Stadt werden	46,9	35,9
Anteil derer, die einverstanden sind, dass ihre Nachbarn Kollegen bzw. Kommilitonen werden	57	61,5
Anteil derer, die einverstanden sind, dass ihre Nachbarn eine Wohnung in ihrem Wohnhaus beziehen	59,4	63
Anteil derer, die einverstanden sind, dass ihre Nachbarn Familienmitglieder werden	49,9	50,7

An diesen Zahlen wird der deklarative Charakter der Kommunikationsbereitschaft offenbar. Die unbewusste Ansicht, das eigene Territorium könne nur zeitweise von Fremden betreten werden, äußern (indirekt) 53,1 Prozent der Deutschen und 74,1 Prozent der Polen. Die Offenheit gegenüber Nachbarn im eigenen Haus oder in der Familie erklärt sich dadurch, dass man hier nur mit einzelnen Personen rechnet, wohingegen es im Falle von Stadtbewohnern unter Umständen um größere und zahlreichere Gruppen geht.

Aber auch auf eine sehr erfreuliche Entwicklung sei hier hingewiesen. In einer Untersuchung aus dem Jahr 1992, in der die Befragten einen Querschnitt der Bevölkerung abbildeten, konnten sich lediglich 3 Prozent der Deutschen und 2 Prozent der Polen vorstellen, einen Nachbarn als Mitglied der eigenen Familie zu akzeptieren.²⁴ Heute liegt der Anteil bei jungen Menschen bereits bei 50 Prozent.

Wie schätzen die jungen Leute die Ergebnisse dieser Kontakte ein?

	Deutsche (in %)	Polen (in %)
Anteil derer, die nach wie vor eine gute Meinung von ihren Nachbarn haben	51,2	66,6
Anteil derer, die ihre Ansichten zum Positiven geändert haben	31,7	56,3
Anteil derer, die ihre Ansichten zum Negativen geändert haben	23,6	35
Anteil derer, die schon immer ein schlechtes Bild von ihren Nachbarn hatten	18,5	26,3
Anteil derer, die die Kontakte zu ihren Nachbarn als gut bezeichnen	63,1	81,6

Auf den ersten Blick überrascht die hohe Zahl der Polen, die schon immer ein schlechtes Bild von den Deutschen hatten (23,6 Prozent) bzw. schlechte Erfahrungen gemacht haben (35 Prozent). Eine reale Grundlage besteht kaum, da z. B. die Kriminalitätsrate unter den Deutschen äußerst gering ist – nur 1 Prozent aller Straftaten auf der polnischen Seite des Grenzgebiets werden von deutschen begangen). Es geht hier höchstwahrscheinlich um das Festhalten an negativen Stereotypen (die Deutschen seien arrogant, dominant, fantasielos und der ewige Feind der Polen), welche bei den Polen aus dem Zweiten Weltkrieg resultieren und von der älteren Generation gehegt wurden. Bei der jungen Generation dienen sie immer noch zur Aufwertung der eigenen Identität. Die jungen Deutschen dagegen reagieren erstaunlich zurückhalten, obwohl in bestimmten Bereichen Straftaten durch Polen spürbar ins Gewicht fallen (z. B. werden 52 Prozent der Ladendiebstähle in Frankfurt von Polen begangen).

Nur 18,5 Prozent der Befragten gaben an, ein schlechtes Bild von Polen zu haben, obwohl 30 Prozent der Frankfurter der Aussage ganz oder teilweise zustimmten, dass „die meisten Polen Kriminelle“ seien. 4 Prozent vertraten sogar die Ansicht, „Polenklatschen“ sei eine Form von Notwehr.

Nun kommen wir zu tieferliegenden Wertvorstellungen, die den Kern der eigenen Identität formen und somit eine Voraussetzung für die Akzeptanz des Anderen bilden.

	Deutsche (in %)	Polen (in %)
Anteil derer, die sagen, sie seien stolz Deutsche bzw. Polen zu sein	42,4	95,5
Anteil derer, die behaupten, Deutsche bzw. Polen seien anderen Gesellschaften überlegen	8,2	13,1

²⁴ Vgl. Lisiecki, a. a. O.

Für gewöhnlich lautet das Klischee, dass der aggressive Nationalismus eher ein deutsches bzw. ostdeutsches Problem sei. Anhand der Zahlen wird jedoch deutlich, dass die Polen ein stärker ausgeprägtes Nationalbewusstsein besitzen gesonnen sind und ihr Verständnis von Nation durch irrationale Elemente wie einem Gefühl der Überlegenheit anderen gegenüber geprägt ist. In der Tat schöpfen die Polen ihre kollektive Selbstwertgefühl in höherem Maße aus der nationalen Identität, als die Deutschen bzw. Ostdeutschen. Somit sind sie – trotz aller Offenheit und Motiviertheit – ein ebenso, wenn nicht ein noch schwierigerer Partner als die Deutschen mit ihren Vorurteilen. Gelingt es, in der deutsch-polnischen Grenzregion eine Kommunikation auf der Grundlage gemeinsamer, identitätsstiftenden Werte aufzubauen, könnte diese sich zu einer echten Brücke zwischen den Nationen, ja sogar zwischen West- und Osteuropa entwickeln.

Techniken der Verständigung

Das einfachste und bekannteste Mittel der Verständigung ist das Gespräch. Ein Gespräch setzt entweder die Kenntnis einer gemeinsamen Sprache oder die Unterstützung durch einen Übersetzer voraus. Da Letzterer aus ökonomischen Gründen nur in Ausnahmefällen zur Verfügung steht, sollte langfristig in die Entwicklung der Sprachkenntnisse investiert werden. Der Unterricht in der Sprache des Nachbarn in der deutsch-polnischen Grenzregion nimmt sehr differenzierte Formen an:

	Polnisch lernende Deutsche	Deutsch lernende Polen
Kindergärten: Anzahl der Kindergärten mit gefördertem Sprachunterricht in der Sprache des Nachbarn	Mecklenburg-Vorpommern: 0 Brandenburg: 1 Sachsen: 1	Pommern: k. A. Lebuser Land: k. A. Schlesien: k. A. Insgesamt: k. A.
Grundschulunterricht (Zahl der Schüler in absoluten Zahlen)	Mecklenburg-Vorpommern: 0 Brandenburg: 364 Sachsen: 84	Pommern: 42.000 Lebuser Land: 29.000 Schlesien: 82.000
Gymnasien (Zahl der Schüler in absoluten Zahlen)	Mecklenburg-Vorpommern: 60 (30 PI*) Brandenburg : 863 (283 PI*) Sachsen: 201	Pommern: 88.000 Lebuser Land: 52.000 Schlesien: 250.000
Universität Viadrina/ Collegium Polonicum (Zahl der Studierenden in absoluten Zahlen)	Brandenburg: 150 (1300 PI**)	(Deutschkenntnisse als Voraussetzung des Studiums)
Volkshochschulen (Zahl der Studierenden in absoluten Zahlen)	Mecklenburg-Vorpommern: 405 Brandenburg: 600 Sachsen: 623	Pommern: k. A. Lebuser Land: k. A. Schlesien: k. A.

* Polnische Schüler in den gemischten deutsch-polnischen Klassen;

** polnische Studierende an der Viadrina; k. A.: keine Angaben

Bevor wir die Techniken der Verständigung erörtern, müssen wir einen Aspekt kommentieren. Die Zahl der Polen, die Deutsch lernen, ist entscheidend größer als die Zahl der Deutschen, die Polnisch lernen. Dies dürfte für niemanden überraschend ein. Der Poznańer Germanist Waldemar Pfeiffer, ehemaliger Präsident des Weltverbandes der

Germanisten und Ideengeber des Collegium Polonicum, pflegte zugespitzt zu sagen: „In Polen lernen 1 Million Menschen die Sprache des westlichen Nachbarn und in Deutschland 1000 die des östlichen Nachbarn.“ Die Ursache dafür liegt auf der Hand: Hinter der Motivation, Deutsch zu lernen, steht das ganze deutsche Potential der Wirtschaft, der Kultur sowie der deutsche Reichtum, an dem jeder Osteuropäer partizipieren möchte. Außerdem hat Deutschland einen günstigeren Platz auf der zivilisatorischen „schiefen Ebene“, die irgendwo in Kalifornien beginnt und in Kasachstan endet. Auf dieser schiefen Ebene rollen von West nach Ost Technologien, Lebensformen und Wertvorstellungen hinunter, von Ost nach West bilden dagegen aufstiegsgierige Menschen eine Schlange. Es weist nichts darauf hin, dass sich in absehbarer Zukunft die Lage wesentlich ändern wird. (Obwohl erfreuliche Prozesse zu verzeichnen sind: In den letzten acht Jahren hat sich die polnische Sprache im grenznahen Bereich zu der Zweitplatzierten nach dem Englischen in den Schulen entwickelt). Wesentlich aber sind die Bereitschaft und die Fähigkeit zum Dialog. Wenn diese vorhanden wäre, könnte man sich vorwiegend auf Deutsch oder in fernerer Zukunft auf Englisch verständigen.

Der Schlüssel zur Dialogbereitschaft scheint ganz simpel zu sein. Es sind die räumliche Nähe, die gemeinsame Befriedigung der Bedürfnisse und Interessen sowie die Verzahnung der Handlungen. Die im Grenzgebiet bereits existierenden Formen bilden eine Pyramide, die einen breiten, aber „passiven“, wenig zur Annäherung beitragenden Sockel und eine wirkungsstarke, aber schmale Spitze hat:

- Einkaufstourismus (Millionen Betroffene),
- Erholungstourismus (hunderttausende Betroffene),
- illegale Arbeit (zigtausende Betroffene),
- gemeinsames Lernen (Besuch von Schul- und Hochschuleinrichtungen) (tausende Betroffene),
- gemeinsames Realisieren von zielorientierten Projekten (hunderte),
- gemeinsame Arbeit in deutsch-polnischen Institutionen (einige Dutzend),

Beim Einkaufstourismus werden die Barrieren jedoch erst sehr langsam abgebaut. Die Situation, wo der Deutsche zahlt und etwas verlangt und der Pole die Ware anbietet, bekräftigt das asymmetrische Selbstwertgefühl. Allerdings sind nach ein paar Jahren die positiven Resultate auch sichtbar: Es werden gemeinsame Regeln entwickelt, und man baut die Hemmschwellen ab.

Schließlich die Spitze der Pyramide: Gemeinsame Institutionen sind hier zwar sehr selten, aber hochwirksam. Zu erwähnen wären Hochschulinstitutionen wie die Viadrina und das Collegium Polonicum, Wirtschaftsfördergesellschaften, Kultur- und Jugendorganisationen. Unter einem gemeinsamen Erfolgsdruck geben die deutschen und die polnischen Kollegen innerhalb von Tagen ihre alten Denkweisen auf und beginnen, ihre Partner ausschließlich nach ihren persönlichen Eigenschaften und Qualitäten zu bewerten. Die Kommunikation funktioniert reibungslos, Sprachdefizite werden durch nonverbale Kommunikation kompensiert.

Einen interessanten Fall stellen in dem Zusammenhang die Europa-Universität Viadrina und das Collegium Polonicum dar. Die Universität hat den höchsten Anteil an Ausländern unter den deutschen staatlichen Universitäten. Sie machen 40 Prozent aus, davon sind 35 Prozent Polen. Die Integration der beiden Nationalitäten kann unterschiedlich bewertet werden, aber Tatsache ist, dass das gemeinsame Leben, Wohnen und Studieren konfliktlos abläuft.

In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass der Fremdsprachenunterricht lediglich ein Mosaikstein in der Gesamtproblematik der Nachbarschaftskommunikation

ist. Jeder Versuch, Vorschläge zur Verbesserung der Situation zu machen, endet mit dem Postulat einer staatlichen Förderung der „oberen Etagen“ der Pyramide. Gäbe es eine wirtschaftliche Kooperation, könnte man die Lösung der Probleme der Dynamik der materiellen Sphäre überlassen. Und so muss der Staat her. Und der Staat hat weder auf der polnischen noch auf der deutschen Seite Geld.

An dieser Stelle muss man bemerken, dass sich die Lage nach dem EU-Beitritt Polens ändern kann. Lokale Migrationsbewegungen sind zum Beispiel sehr wahrscheinlich. Auf der deutschen Seite in der Grenzregion gibt es Tausende unbewohnter Wohnungen. Auf der polnischen Seite der Grenze herrscht ein großer Wohnraumangel. Sollte es vor diesem Hintergrund zu einer größeren Bevölkerungsbewegung kommen, könnten sich die Sprachprobleme in ganz anderer Weise darstellen.

Die Zukunft der Brücke nach Osteuropa

Die Bewertung der geschilderten Prozesse an der deutsch-polnischen Grenze muss unter Vorbehalt der Richtigkeit dieser Kriterien geschehen. Meistens werden für die Bewertung die Maßstäbe aus dem deutsch-niederländischen oder dem deutsch-französischen Gebiet herangezogen. Dies ist deplatziert und stellt die gewaltigen Fortschritte des letzten Jahrzehnts in ein negatives Licht.

Wenn wir aber selbst über richtige Kriterien verfügen, können wir dann von einer Brückenfunktion des deutsch-polnischen Grenzgebietes sprechen? Nehmen wir folgendes Beispiel: Vor zwölf Jahren hätte ein Reisender, der Polen durchquert, gar keinen Unterschied in der polnischen Grenzabfertigung an der Ost- und Westgrenze des Landes gemerkt. Derselbe Reisende sieht heute die Sache anders: Die polnische Ostgrenze hat alle Attribute des europäischen Ostens: auf beiden Seiten derselbe Schlendrian, Inkompetenz, Verachtung des Bürgers, Korruption usw. Die westliche Grenze wirkt dagegen beinahe futuristisch: aufmerksame, aber auf das Wesentliche beschränkte und somit schnellere Kontrollen, höfliche und kompetente Beamte, die in der Lage sind, sich auch in einer Fremdsprache zu verständigen, bessere Organisation, bessere technische Ausstattung, sichtbare Kooperation zwischen Deutschen und Polen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, haben die Staatsdiener an dieser Grenze ein großes Potential an Kontakten, Fähigkeiten und neuen Gewohnheiten angesammelt. Außer den Grenzbeamten sind es hier noch viele Gruppen, die ähnliche Kompetenzen aufweisen. Sie sind wie geschaffen, in ihren professionellen Bereichen eine Brücke zu bauen, die wie in einem weiten Bogen bis zur polnischen Ostgrenze reicht. Ihr Erfahrungspotential kann den Menschen im Osten viel Zeit und viel Kraft ersparen. Und da es auf beiden Seiten keine Minderheiten gibt, sind diese Menschen auch eine spezifische Minderheit. Diese Menschen stoßen häufig auf Unverständnis, man verdächtigt sie, niedrige Beweggründe für ihre Bemühungen um engere Kontakte mit den Nachbarn zu haben, und mitunter wird ihnen mangelnder Patriotismus vorgeworfen. Dennoch sind sie der passiven Masse ganz sicher um einige Schritte voraus.

Die oben genannten Beobachtungen stammen aus der zweiten Hälfte der 1990er Jahre. Für das Grenzgebiet waren das Umbruchsjahre. Das ursprüngliche Chaos – Kriminalität, Regellosigkeit, immer noch spürbare kommunistische Denkmuster und gleichzeitig der uferlose Glaube an die bessere, europäische Zukunft, gepaart mit dem Glauben an eine schrittweise Zivilisierung der einzelnen

Bereiche des Lebens – wuch den neuen Strukturen und den neuen Formen des Zusammenwachsens.

Vieles davon war auch an der Europa-Universität sichtbar. Im Jahre 1997 hatte die Universität insgesamt 2317 Studentinnen und Studenten, davon waren 1339 Deutsche (78 Prozent Ossis und 22 Prozent Wessis), 978 waren Ausländer (also 42 Prozent). Von den Letzteren betrug die Zahl der Polen 890 und es gab nur 88 andere Ausländer. Damit waren die Polen mit 38 Prozent die stärkste und am meisten wahrnehmbare nationale Gruppe. Sowohl die Universitätsangehörigen als auch die externen Beobachter und Kommentatoren konzentrierten sich bewusst oder unterbewusst auf das deutsch-polnische Verhältnis. Sehr oft wurde der Keim einer neuen Sprache kommentiert, der in der Studierendengemeinschaft entstanden war und der auf Integrationsprozesse hinwies. Die Integration der polnischen und deutschen Studierenden war Gegenstand negativer Kommentare seitens derjenigen, die versuchten, die Viadrina als kulturpolitische Initiative zu bewerten. Die Pessimisten argumentierten, dass das Projekt gescheitert sei, weil die Mehrheit der Polen auf der polnischen Seite und fast alle Deutschen auf der deutschen Seite lebten, weil sich die Polen nicht in das politische Studentenleben der Universität einbrachten und weil sich Polen und Deutsche in den Vorlesungspausen in ihren nationalen Gruppen zusammenfanden. Und während der Veranstaltungen wandten beide Gruppen unterschiedliche Verhaltensstrategien an. Die Deutschen waren sehr aktiv, ihre Äußerungen hatten aber wenig Substanz, die Polen versuchten sich in die Inhalte zu vertiefen, äußerten sich aber in den Diskussionen nur selten. Die Optimisten hingegen behaupteten, dass die Ergebnisse im Studium der Polen gut waren, dass individuelle Freundschaften und deutsch-polnische Paare entstanden sind, dass es in deutschen Kreisen eine Mode gab, die polnische Sprache zu lernen und eine Bereitschaft, nicht nur das polnische Territorium, sondern auch die polnische Geschichte und Kultur zu erkunden. Und im Allgemeinen – so die Optimisten – seien die von den Pessimisten beschriebenen Phänomene vorübergehend. Sie seien auch das Ergebnis ungünstiger Proportionen bei der Zahl der Studierenden. Tatsächlich: In der typischen Version einer stark internationalisierten Universität dominiert die Gruppe der einheimischen Studierenden, und die kleineren Ausländergruppen ordnen sich dieser dominanten Mehrheit unter, versuchen ihre Sprache so gut wie möglich zu lernen und sich in dieser Sprache mit anderen Ausländern zu verständigen. An der Viadrina hingegen war diese integrierende Kraft des Deutschen durch die zahlenmäßige Stärke der polnischen Gruppe begrenzt. Und trotzdem, oder gerade deshalb – so die Optimisten –, verschmolzen die deutsche und die polnische Sprache zu einer Art lokalem Dialekt, was an sich schon von der positiven Energie der Universität zeugte. Dieser Dialekt war so auffällig, dass er in Publikationen erwähnt sowie kommentiert wurde und sogar einen eigenen Namen erhielt:

Viadrinisch/Viadriński

In einer Publikation²⁵ charakterisierten der russische Viadrina-Student Eugen Kaweschnikow und der Sprachwissenschaftler Harald Weydt das Viadrinische als eine klassische Mischsprache vom Typ Pidgin. Sie baut auf dem Polnischen auf, übernimmt aber eine ganze Reihe von Wörtern aus dem Deutschen und teilweise aus anderen Sprachen. Bei diesen Begriffen handelt es sich entweder um Beschreibungen von Realitäten, die nur im Deutschen funktionieren (z. B. Eigennamen von Gebäuden, Plätzen, Straßen, Namen von organisatorischen Lösungen im deutschen Hochschulleben) oder aus dem deutschen öffentlichen Leben, die Phänomene beschreiben, die es in Polen (noch) nicht gibt. Folgend ein Beispiel für das Viadrinische, das von der polnischen Studentin Agnieszka Lemańczyk zur Veröffentlichung freigegeben wurde:²⁶

„Idę do Hauptgebäude, potem do Jobvermittlung.“ („Ich gehe zum Hauptgebäude, danach zur Jobvermittlung.“) „O dzisiaj mam seminar z Wirtszafskommunikation we Flachbau.“ („Um zehn habe ich ein Seminar in Wirtszafskommunikation im Flachbau.“) „Później idę do menzy, a o drugiej jestem umówiona na Sprechstunde do Knefelkampa.“ („Danach gehe ich in die Mensa und um zwei bin ich zur Sprechstunde bei Knefelkamp verabredet.“) „Gdzie trzeba się meldować do klauzury?“ („Wo muss man sich zu einer Klausur anmelden?“) „W Pryfungsamcie.“ („Im Prüfungsamt.“) „Śpieszę się, bo muszę jeszcze zrobić Auszug, zapłacić Semesterbeitrag i immatrykulować się.“ („Ich beeile mich, denn ich muss noch einen Kontoauszug machen, den Semesterbeitrag bezahlen und mich immatrikulieren lassen.“) „Zaszpajserować, kliknąć, zrobić Absatz.“ („Im Computer speichern, klicken, Absatz machen.“) „Idę na Uni.“ („Ich gehe zur Uni.“)

Und hier ist der klassische Smalltalk auf Viadrinisch, wie ihn der russische Student Eugen Kaweschnikow beobachtet hat:²⁷

„Hallo, Misiu.“ „Cześć.“ „Na jak to było?“ „Janz jut. Hodil do Uni na Unterricht i danach w bibliotece rumgesessen. Ileś stron dzisiaj już zrobił?“ „Von tu bis tu ... to zwölf będzie. Hab fünf godzin gelernt.“ „Fleißiger Junge. Chcesz herbatki?“ „Patschimu net? Mach's bloß nicht so süß.“ „Sure, nie ma problemu.“

Natürlich stellte sich die Frage, ob dieses zarte Pflänzchen nur eine Modeerscheinung für ein paar Seasons war oder ob es zu einem festen Bestandteil des Lebens in der deutsch-polnischen Grenzregion werden würde. Und in dem Zusammenhang ist es am besten, Harald Weydt zu zitieren:²⁸

²⁵ Vgl. Cornelia Winkel/Hartmut Matzat/Krzysztof Wojciechowski (Hrsg.): Viadrina. Die neuen Frankfurter Studenten 1992–1997. Wilhelmshorst: Märkischer Verlag 1998, S. 151–154.

²⁶ Ebd., S. 152.

²⁷ Ebd.

²⁸ Ebd., S. 153.

Eugen fragt, ob man in 100 Jahren in der Buchhandlung ein viadrinisch-mongolisches Wörterbuch kaufen kann. Ein Pidgin hört auf, ein Pidgin zu sein, wenn diese neue Sprache von den ersten Sprechern als Muttersprache gelernt wird. Genau in diesem Moment wird es zum Kreol, zur Kreolsprache. Entwerfen wir – *for the sake of the argument* – ein Szenario: Die Oderregion um Frankfurt (Oder) mit der Viadrina und Stubice mit dem Collegium Polonicum als Zentrum vereinigen sich und erklären ihre Unabhängigkeit, die Studierenden der Viadrina, die Bewohner von Stubice und Frankfurt (Oder) mischen sich fröhlich in diesem Schmelztiegel, es werden massenhaft deutsch-polnische Ehen geschlossen oder nicht, die Klapperstörche bringen Kinder, und diese wachsen gemeinsam auf. Ihre Muttersprache ist ‚Viadrinisch‘, eine echte Kreolsprache. Sie wählen ein Staatsoberhaupt oder einen König (ob der Pohl, Weiler, Kniefelkamp, Pfeiffer oder Bodziacki oder Wojciechowski heißt, bleibe dahingestellt). Das ‚Viadrinische‘ wird also eine Kreolsprache. Seine Regeln verfestigen sich; anders funktioniert eine verlässliche Kommunikation nicht. Es ist keine Schande für eine Sprache, einen Pidgin-Ursprung zu haben, wie ein Bastard gezeugt zu sein. Das Englische ist so eine Mischung aus dem französischen Dialekt der normannischen Eroberer und der Sprache der germanischsprachigen Angelsachsen; deren Nachkommen lebten nach *ten sixty six* jahrhundertlang zweisprachig nebeneinander, bis im Laufe der Zeit das Englische entstand. Die Entstehung der romanischen Sprachen, z. B. des Französischen, erklärt sich aus der Mischung von Latein und sogenannten Substratsprachen: im Falle des Französischen kam dann noch das germanisch-fränkische Substrat hinzu. Aber noch ist es nicht soweit. Noch wird an der Viadrina auf Deutsch gelehrt.

Die Zeit hat gezeigt, dass sich das Viadrinische nicht zur gängigen Form Pidgin entwickelt hat, obwohl es als eine Art Sprachmode die nächsten 25 Jahre überdauerte, auch wenn sich das Verhältnis der Nationalitäten unter den Viadrina-Studierenden nach dem EU-Beitritt Polens drastisch veränderte. Im Jahr 2022 waren es insgesamt 4800 Studierende aus 106 Nationalitäten. Die Polen machten nur 7 Prozent der Studentenschaft aus. Unter den Sprachen, die in den 30 Jahren ihres Bestehens in den Fluren der Universität zu hören waren, stachen Polnisch, Spanisch, Türkisch, Russisch und natürlich Englisch hervor. Mit dem Russischen passierte etwas Seltsames: Es ist nunmehr die Sprache der Parteien, die einander bekriegen, und sie ist selbst ein wenig zum Opfer geworden. Studierende aus der Ukraine sind die zweitgrößte Nationalitätengruppe, und ihre Sprache (die vor dem Krieg niemand im Unterricht oder in Gesprächen in der Studierendengemeinschaft sprach) wurde zu einer Art Sprache der Bekenntnis. Wenn man ein Freund der Ukraine ist, sollte man Ukrainisch lernen, wenn man Ukrainer ist, sollte man es in der Öffentlichkeit sprechen, und mit seinem Russisch nicht angeben. Wie seltsam: Ukrainische Studierende sprechen oft untereinander Russisch, und wenn man sie fragt, wie ein Wort auf Ukrainisch klingt, müssen sie in ihrem Gedächtnis kramen. Aber wenn sie schreiben, stellt sich heraus, dass sie nicht wirklich wissen, wie man auf Russisch schreibt. Schließlich haben sie in der Schule gelernt, auf Ukrainisch zu schreiben.

Das Schicksal von Sprachen ähnelt dem Schicksal von Menschen. Sie werden geboren, blühen auf, gewinnen an Stärke, nehmen einen Platz in der Sprachfamilie ein, verkehren mit Verwandten oder Fremden und werden dann alt und schwach.

Eines Tages sterben sie auch. Die Interaktion der Sprachen, die ich 30 Jahre lang täglich in der von mir geleiteten Einrichtung beobachtet habe, ist Gegenstand des folgenden Textes. Ich habe ihn auf Einladung einer Gruppe von Personen verfasst, die den langjährigen Direktor des Fremdsprachenzentrums der Viadrina, Thomas Vogel, mit einem Festband in den Ruhestand verabschieden wollten. Er war ein in ganz Deutschland bekannter Organisator akademischer Sprachenzentren, und viele der folgenden Beobachtungen fanden sich in unseren Gesprächen wieder.²⁹

Kraft der Sprache

Wer erinnert sich noch an die Zeit, als das deutsch-polnische Grenzgebiet in Höhe der mittleren Oder vor der ungeheuren Herausforderung einer wirtschaftlichen und politischen Öffnung stand, mit der Perspektive, Teil des vereinigten Europa zu werden? Diese Herausforderung bot eine riesige Chance zivilisatorischen Fortschritts, und diese Chance wurde, wie sich später erwies, auch genutzt. Das Bild von Ślubice, Gubin oder Zgorzelec aus dem Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts im Vergleich zu den Bildern dieser Städte aus den 1990er Jahren zeigt den enormen Fortschritt, die Unterschiede zwischen Provinzialität und Modernität, zwischen visuellem Chaos und der Sorge um die städtebauliche Ästhetik. Aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden sind die kaputten Bürgersteige dieser Provinzstädtchen, der alte, abblätternde Putz ehemals deutscher Häuser, die provisorischen Stände und Marktbuden, der Lärm, Billigware und Provisorium. In die Grenzgebiete hat – vom Westen her und dank des Westens – die europäische Zivilisation Einzug gehalten. Den Weg dazu bahnte die Sprache – nicht nur die polnische.

Sprachen haben ihre eigene Kraft. Die einen drängen sich den Mitgliedern einer anderen Gemeinschaft gleichsam von selbst auf, vereinnahmen ihre Köpfe und Gedanken, ziehen die Aufmerksamkeit für die Produkte der eigenen Kultur und Wirtschaft auf sich, schieben eigene Wörter zwischen die Wörter der Sprache, die der Fremde von Geburt an beherrscht, und animieren schließlich den zwischen den Zähnen ruhenden Muskel zu komplizierten, fremden Bewegungen. Andere Sprachen existieren zwar, sind aber in der Defensive. Sie unterwerfen sich fremden Einflüssen, füllen sich mit fremden Wörtern, lassen sich von der Position der Alltagssprache in den Hintergrund drängen. Sie bekommen den Status einer „Lokalsprache“. Manchmal vegetieren sie noch über Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte und wecken nur das Interesse von Linguisten oder Ethnologen. Manche sterben ganz aus.

Die Kraft einer Sprache beruht auf der Zivilisation, die sie trägt. Wenn die Menschen, die diese Sprache sprechen, dynamisch sind, über eine starke Wirtschaft verfügen, viele Produkte herstellen und Arbeitsplätze für zugewanderte Menschen schaffen, dann ist das Fundament für die Stärke dieser Sprache gelegt. Aber zur vollen Kraftentfaltung braucht es mehr: eine reiche eigene Kultur, die Fähigkeit, Verhaltensmuster zu generieren, eine Position nahe an der vordersten Linie des technologischen Fortschritts sowie der Wissenserzeugung und die Erarbeitung neuer Werte.

²⁹ Krzysztof Wojciechowski: *Moc języka. Collegium Polonicum jako miejsce zmagania dwóch języków*. In: *Gelebte Mehrsprachigkeit. Festschrift für Thomas Vogel zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Ewa Bałajewska-Miglus, Andreas Bahr und Alexander Grimm. Frankfurt (Oder): Universitätsschriften, Europa-Universität Viadrina 2020. S. 80–88. Deutsche Übersetzung K. W.

Wenn wir die Kraft der Sprache so verstehen wollen, dann ist es offensichtlich, dass Englisch die gegenwärtig mächtigste Sprache auf Erden ist. Obwohl in der Welt nur ca. 340 Millionen englische Muttersprachler leben, wird Englisch von ca. 1,5 Milliarden Menschen gesprochen und in 39 Ländern als Amtssprache geführt. Die Einflüsse dieser Sprache gründen sich gar nicht so sehr auf der Wirtschaftskraft der angelsächsischen Länder selbst als vielmehr auf ihrer zivilisatorischen und kulturellen Dominanz. Von den 100 einflussreichsten Intellektuellen der Welt³⁰ sprechen 58 Englisch als Muttersprache. 18 der 20 führenden Universitäten weltweit sind angelsächsischer Herkunft. 9 der 10 weltweit erfolgreichsten Filme eines Jahres werden auf Englisch gedreht, und auch die meisten internationalen Pop-Hits werden in englischer Sprache gesungen. Zu den sogenannten „Sprachen zweiten Ranges“ – früher etwa Französisch, Deutsch oder Russisch – zählen heute vor allem Chinesisch und Spanisch: Ersteres aufgrund der wirtschaftlichen Macht Chinas, Letzteres wegen der großen Zahl an Muttersprachlern, seiner Bedeutung im Tourismus sowie eines Rückpralls des Spanischen im Englischen (Spanisch ist die beliebteste Fremdsprache in den USA). Die traditionellen europäischen Sprachen – einst die Sprachen der größten Länder des Alten Kontinents – verlieren an Bedeutung: durch die demografische Alterung Europas und den abnehmenden Anteil der europäischen Wirtschaft an den globalen Aktivitäten. Im Jahr 2018 legten in Großbritannien erstmals mehr Schülerinnen und Schüler ihre Abiturprüfung in Chinesisch als in Deutsch ab.³¹

Aber die Pyramide der Weltsprachen ist ein lebendiges Gebilde. Selbst wenn die Spitze für das nächste halbe Jahrhundert besetzt zu sein scheint, dauert der Kampf zwischen den einzelnen Stufen an. Sprachen – anthropomorphisch dargestellt – sind bemüht, nach oben zu gelangen, treten aber gleichzeitig nach unten und verdrängen die schwächeren, während diese die noch schwächeren bekämpfen, die höhere Stufe über ihnen attackieren oder Allianzen mit der Alpha-Sprache eingehen. Manchmal beginnt die stärkere Sprache aus politischen Gründen eine schwächere zu unterstützen: Sie greift ihr unter die Arme und rückt ein bisschen beiseite, um ihr im öffentlichen Raum Platz zu verschaffen, sie erlaubt ihr, in den Köpfen – oder eher den Ohren – der Mitglieder der Gemeinschaft zu existieren.

Ringens um Dominanz

Die Geschichte des Collegium Polonicum ist auch eine Geschichte des Ringens zweier Sprachen in einer Institution: der polnischen und der deutschen. Das Collegium Polonicum war als Ort partnerschaftlicher Zusammenarbeit in Forschung und Lehre konzipiert. Unter den vielen Grundsätzen, die dieses gemeinsame Projekt trugen, wurde eines besonders häufig betont – doch fällt es schwer, das treffende Wort dafür zu finden.

Man kann die Wörter „Partnerschaft“ oder „Partnerschaftlichkeit“ verwenden, aber die Partner können sehr verschieden sein. Und in diesem Falle ging es um die *Gleichheit der Partner*, d. h. darum, dass sie gleichwertig und keiner dem anderen überlegen war. Manchmal wurde auch der „paritätische Charakter“ der Zusammenarbeit unterstrichen, d. h. das Prinzip, wonach jeder Partner in dem Maße beiträgt, wie er von der gemeinsamen Sache profitiert. Hinter all dem verbargen sich selbstverständlich unausgesprochene Befürchtungen und Ängste. Den paritätischen Charakter betonte

³⁰ Vgl. Global Influence: Top Voices in the Digital World, <http://www.globalinfluence.world/de/global-2018/> (8.11.2018).

³¹ Vgl. Deutsch ist vom Aussterben bedroht. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (18.8.2018).

besonders oft die deutsche Seite, weil sie – das ist mein Eindruck, den ich weder zu verteidigen noch zu dokumentieren beabsichtige – befürchtete, die polnische Seite würde nicht so viele Mittel zur Verfügung stellen, wie der reichere Partner geben sollte. Den Aspekt der Gleichheit betonte auch – obwohl aus anderen Gründen – die polnische Seite, weil sie wusste, dass sie hier die Zusammenarbeit mit einer Universität begann, die auf dem Territorium eines mächtigen Landes lag, das Polen gegenüber auf jedem Gebiet gewaltig überlegen war.

Die Ereignisse nahmen eine sehr erfreuliche Wendung: Die Partner fassten Vertrauen zueinander, lernten sich gegenseitig zu schätzen, verwarfen das Prinzip der Parität und ersetzten es durch das Motto: „Ich gebe so viel, wie ich zu geben vermag.“ An diesem Grundsatz halten sie bis heute fest. Das ist eine große – wenn auch nie ausdrücklich formulierte – Errungenschaft lokaler Zusammenarbeit. Sie zeigt, dass auch zwischen asymmetrischen Partnern, sofern das eigene Selbstwertgefühl in Balance ist, spontane Ausgleiche und ein stets offener Vertrauenskredit möglich sind. Doch soll es hier nicht um die Zusammenarbeit an sich gehen, sondern um das Ringen der Sprache innerhalb dieser Einrichtung.

Die drei wichtigsten Gremien des Collegium Polonicum waren und sind: die Ständige Rektorenkonferenz (früher als Gemischte Kommission bezeichnet), die strategische Entscheidungen über die Entwicklung des Collegium trifft und zwei- bis dreimal im Jahr zusammentritt. Sodann sind das Professorium zu nennen, ein informelles Gremium, ähnlich einem Fakultätsrat, das in der bisherigen Geschichte des Collegium Polonicum 70 Mal zusammenkam, sowie die sich je nach Bedarf treffende Leitung, ein Gremium, bestehend aus drei Personen: zwei Prorektoren und dem Verwaltungsdirektor. Am ersten Gremium nahmen – je nach Amtsperioden der Rektoren – 7–12 Personen teil, am zweiten 15–30, am dritten immer 3.

Die erste Phase des Ringens zwischen der polnischen und der deutschen Sprache in den Gremien des Collegium Polonicum würde ich auf die Jahre 1994 bis 1999 datieren und als Phase der Konfrontation bezeichnen. In dieser Zeit nahm die deutsche Sprache – auf subtile, teils hintergründige Weise – eine stärkere Position ein. Es war die Phase des Aufbaus: der Errichtung des Gebäudes, der organisatorischen Struktur, der Besetzung der ersten Professuren sowie der Etablierung einer grenzüberschreitenden Infrastruktur. 99 Prozent der Aktivität und Energie kam von der polnischen Seite. Die Adam-Mickiewicz-Universität war der einzige Realisator aller Unternehmungen in Słubice, fast das gesamte Personal bestand aus Polen, und die entschiedene Mehrheit der Mitarbeiter der Viadrina wusste entweder nicht, was das Collegium Polonicum eigentlich war, oder war niemals auf irgendeiner mit ihm im Zusammenhang stehenden Veranstaltung. Heute, wenn ich diese Worte schreibe, mag das unglaublich erscheinen, aber viele Kollegen von der Viadrina, die beabsichtigten, mich damals im Gebäude des CP oder in den provisorischen Räumen auf dem Baugelände zu besuchen, baten mich, ich solle sie an der Grenze abholen und persönlich zum Collegium begleiten. Dabei handelt es sich nur um eine Entfernung von 300 Metern! Das Überschreiten der Grenze stellte damals für viele Deutsche eine Expedition in eine unbekannte, bedrohliche Welt dar.

Worin also bestand die Dominanz der deutschen Sprache? Darin, dass mindestens die Hälfte der in den genannten Gremien geäußerten Worte in dieser Sprache fiel. Wegen dieser buchstäblichen Handvoll Menschen (der Rektor der Viadrina, die Prorektoren, der Kanzler, diese und jene Professorin und Professor), die sich von Zeit zu Zeit auf die polnische Seite vorwagten, wurde alles in beide Sprachen übersetzt. Ins Deutsche übersetzt wurden auch alle Zusammenkünfte oder Veranstaltungen,

an denen mindestens ein Deutscher teilnahm. Man ging von der – damals leider zu treffenden – Annahme aus, dass kein Deutscher die polnische Sprache beherrscht, so dass aus Höflichkeit eine Übersetzung erforderlich wurde. Aber die Übersetzung hatte auch noch einen anderen Sinn: Auch die Deutschkenntnisse der polnischen Teilnehmer dieser Treffen war verschwindend gering. Aus heutiger Perspektive, wenn ich auf dem Korridor oder im Speisesaal des CP Sprachen aus der ganzen Welt höre, kommt mir die Atmosphäre jener Zeit sehr künstlich vor, voll offizieller Spannung. Die deutsche Sprache war damals quasi ein offizieller Gast: wenig bekannt, steif und unbeliebt, aber geachtet, weil von ihr viel abhing. Dieser Gast stand einsam da, strahlte aber eine Spannung aus, die bewirkte, dass ihm alle zuhörten.

(Sollte jemand meinen, ich übertreibe die Spannung, so erinnere ich daran, dass die Spannungen außerhalb der Institution tatsächlich noch weit stärker waren. Wer in Frankfurt (Oder) Polnisch sprach, riskierte, tätlich angegriffen zu werden – und solche Vorfälle gab es nicht wenige. Über die Gewalt gegen polnische Studierende wurde sowohl an der Universität als auch in der Presse diskutiert. Auch in Stubice kam es zu Übergriffen durch Einheimische auf Zugezogene. Da es sich dabei nicht nur um polnische, sondern auch um internationale Studierende handelte, blieb das mediale Interesse jedoch gering. Die Spannung, die aus der Konfrontation zweier Welten zu Beginn ihrer wechselseitigen Durchdringung entstand, war jedoch unübersehbar – und in ihrer Wirkung enorm.)

Die zweite Phase begann gewissermaßen mit einem individuellen Ereignis: dem Amtsantritt von Gesine Schwan als Präsidentin der Europa-Universität Viadrina – einem neu geschaffenen Amt. Sie endete mit dem Beitritt Polens zum Schengen-Raum, also mit der Aufhebung der Grenzkontrollen im Dezember 2007. Aufgrund ihrer Position an der Spitze des lokalen institutionellen Gefüges konnte Gesine Schwan auf diesen Organismus als Ganzes Einfluss nehmen. Sie sprach Polnisch, schätzte die polnische Kultur und war von Natur aus spontan. Sie liebte es, starre Regeln zu durchbrechen, bekannte sich offen zu eigenen Schwächen und hatte keine Scheu, ihre Unvollkommenheiten zu zeigen. In dieser Phase verlor die deutsche Sprache in den Gremien ihren früheren Charakter – sie war nicht länger der steife Mann im Dienstanzug, sondern wurde zu einer redseligen Frau in Sportkleidung.

In den Beratungen, an denen Gesine Schwan teilnahm, hielt ein lustvolles Chaos Einzug. Begonnen wurde wie gewöhnlich offiziell mit einem Dolmetscher, aber auf einmal warf Gesine etwas auf Polnisch ein, die polnischen Teilnehmer antworteten ihr, der Übersetzer begann, den Faden zu verlieren, und die des Polnischen nicht mächtigen deutschen Teilnehmer saßen still da, weil sie sich aufgrund ihrer fehlenden Sprachkompetenzen unbehaglich fühlten. Eine Ausnahme bildete die von Gesine Schwan zur Vizepräsidentin erwählte Janine Nuyken, die zwar nicht Polnisch sprach, aber Polnisch lernte und sich dadurch nicht marginalisiert fühlte. Auch in späterer Zeit, als die folgenden Präsidenten der Viadrina kein Polnisch mehr sprachen, blieb die Aufwertung der polnischen Sprache erhalten dank Janine Nuyken, die Polnisch verstand und polnische Begriffe ins Gespräch einflocht.

Auf seltsame Weise übertrug sich diese Umwertung der polnischen Sprache auch auf andere Gremien und Veranstaltungen. Das war eine Zeit, als unser herrliches Gebäude zur Nutzung übergeben wurde (das nota bene die Einstellung der Frankfurter zu Stubice und sogar zu ganz Polen auf spürbare Weise veränderte), als viele Studiengänge eröffnet wurden und als die Idee eines vereinigten Europa alle beflügelte. In den Gremien und auf den Veranstaltungen des Collegium Polonicum waren die Polen auch weiterhin in der Mehrheit, aber die gebürtigen Deutschen wurden dabei immer

präsenter. Die Beratungen mussten immer noch übersetzt werden, aber das war keine steife und künstliche Konsektivübersetzung mehr, sondern gehörte nun eher zum guten Ton, um Personen mit sprachlichem Handicap das Verständnis zu erleichtern. Manchmal drängte sich eine der beiden Sprachen in den Vordergrund. Sowohl die Polen als auch die Deutschen begannen, in ihr zu sprechen, aber nach einer Weile hielt jemand inne und forderte, doch mit der Übersetzung fortzufahren. Beide Sprachen wurden von ihrer eigenen Dynamik angetrieben. Das Polnische wurde hauptsächlich getragen von der zahlenmäßigen Dominanz der Polen, einem neu entstanden Snobismus im Milieu der Viadrina und den politischen Bemühungen der Leitungen beider Universitäten. An der Viadrina fing man an, Polnischkurse zu organisieren und das Erlernen der polnischen Sprache durch Mitarbeiter zu fördern. Bei der Besetzung vieler Stellen wurden Polnischkenntnisse verlangt. Die deutsche Sprache wurde getragen von dem zivilisatorischen Trend oder besser von seinem lokalen Arm. Die Stübicer, die die deutsche Nachbarschaft und die dadurch gebotenen Chancen nutzen wollten und auch den Beitritt Polens zur Europäischen Union im Blick hatten, begannen massenhaft, Deutsch zu lernen. Während nach der Einführung des visafreien Grenzverkehrs 1991 in Stübice noch fast niemand Deutsch gesprochen hatte, konnte man sich nach Aufhebung der Grenzkontrollen im Jahre 2007 fast überall auf Deutsch verständigen: im Laden, auf dem Basar, an der Tankstelle, im Restaurant, beim Friseur, wenn auch noch nicht auf den Ämtern. In der Administration des Collegium Polonicum lernten alle Deutsch, und gegen Ende dieser Phase beherrschten alle, die es sollten, die deutsche Sprache. Von den Personen, die ihren Arbeitsplatz im Gebäude hatten, waren etwa 20 Prozent deutscher Nationalität, und jeder von ihnen konnte sich mit allen locker in seiner Sprache verständigen. Die deutschen Studierenden bildeten etwa 10 Prozent der Studentenschaft, was für eine auf polnischem Territorium liegende Einrichtung eine sehr hohe Quote war. Die Zahl der in deutscher Sprache durchgeführten Lehrveranstaltungen wuchs rasant es wurden gemeinsame Studiengänge ausgebaut, die alle in deutscher Sprache stattfanden. Damals war schwer vorauszusehen, welche von beiden Sprachen in Zukunft dominieren würde. Beide Sprachen rangen miteinander. Des Effekts wegen könnte man diese Zeit als die des Kampfes bezeichnen. Aber wir wollen den Begriff mildern: die Jahre 1999–2007 waren also eine *Phase des Wettbewerbs*.

Die dritte Phase (symbolisch die Jahre 2008–2015) würde ich als *Phase des Gleichgewichts* bezeichnen. In den genannten Gremien wird in diese Zeit genauso oft Polnisch wie Deutsch gesprochen. In der Ständigen Kommission ist die Übersetzung obligatorisch, aber die Rektoren (Bronisław Marciniak und Gunter Pleuger) sprechen fließend Englisch und wechseln oft in diese Sprache über. Im Professorium sind die Deutschkenntnisse der Polen und die Polnischkenntnisse der Deutschen ausreichend gut, so dass auf eine Übersetzung verzichtet werden kann. Jeder äußert sich in seiner Sprache. Auf allgemeinen Veranstaltungen und Versammlungen wird aus drei Gründen keine Konsektivübersetzung mehr eingesetzt: erstens wegen der Hebung der Sprachkompetenzen aller Anwesenden auf das Niveau praktizierter Zweisprachigkeit (die eine Sprache aktiv, die andere passiv), zweitens wegen der Beherrschung der Szene durch zweisprachige Akteure, die imstande sind, Versammlungen in beiden Sprachen durchzuführen, und drittens wegen der Verbreitung der Simultanübersetzung. Diese war in den ersten beiden Phasen wegen des Mangels an qualifizierten Simultandolmetschern vor Ort noch eine Seltenheit. Die dazu angeheuerten Personen reisten entweder von Berlin oder von Poznań an. Dementsprechend hoch waren ihre Honorarforderungen, und in der Konsequenz wurden solche Aufträge nur selten vergeben. Aber in der dritten Phase gibt es Personen, die zwar über keine formale

Dolmetscherausbildung verfügten, aber in der Übersetzungskabine sehr gut zurechtkommen. Diejenigen, die ihren Wohnsitz vor Ort haben, geben sich mit einem deutlich niedrigeren Honorar zufrieden. Ein qualitativ höheres Niveau gewährleistet dann auch ein Simultanübersetzer aus Gorzów mit eigener Firma, der nicht nur akzeptable Preise verlangt und über vorzügliche Kompetenzen verfügt, sondern diese Aufgabe auch als Mission versteht, so dass er sich in wichtigen Situationen weitgehend kooperativ zeigt. Ein Mitarbeiter des Collegium Polonicum schafft sich auch eine private Simultandolmetscheranlage an, was die technische Bedienung der Veranstaltungen erleichtert. Außerdem entsteht der Brauch simultanen „Flüsterdolmetschens“ für eine kleinere Gruppe von Personen, die dem Diskurs sonst nicht hätten folgen können. Der Informationsfluss in den Gremien gewinnt an Fahrt, und wer in diesen Jahren das Collegium besucht, wird bestimmt beeindruckt von der Zweisprachigkeit dieser Einrichtung. Im CP und an der Viadrina werden außerdem zwei- bzw. dreisprachige (mit Englisch) Aufschriften angebracht, die ein stimmiges Informationssystem schaffen.

Die letzte Phase (2015 bis zum Moment, wo ich diese Zeilen schreibe) ist eine *Phase der Routine*. Warum diese Bezeichnung? Die außenpolitischen Ereignisse wie die Krise der Europäischen Union, eine Welle der Populismen sowie die Verschlechterung der polnisch-deutschen Beziehungen auf höchster Regierungsebene bewirkten, dass die Zeit der gemeinsamen polnisch-deutschen Faszination zu Ende ging. Aber das bedeutet nicht, dass es zu Feindschaft oder Widerwillen gekommen wäre. Die Masse an bisherigen Errungenschaften innerhalb der universitären Institutionen und auch in der Region hatte in den vorhergehenden Jahren so weit zugenommen, dass sie nicht in Frage gestellt werden konnte. Polnisch-deutsche Beziehungen waren so selbstverständlich geworden, dass sie fast unbemerkt blieben. Etwas Neues brachten der Zustrom von Flüchtlingen auf deutscher Seite und antiislamische Vorurteile auf der polnischen, welche in der Region allerdings nur sehr sparsam artikuliert wurden. Im Übrigen wurden sie durch die große Welle ukrainischer Flüchtlinge überlagert. Für die neu angekommenen Ukrainer (Studierende und „Gastarbeiter“ in der Stadt) stellte der polnisch-deutsche Charakter der Einrichtung mitsamt ihrer Zweisprachigkeit eine selbstverständliche, vorgefundene Tatsache dar.

Doch die Spannung, die in negativer Hinsicht aus den polnisch-deutschen Beziehungen verschwand, ließ auch in positiver Hinsicht nach. Heute fällt es schwer, etwas Neues zu entwickeln, das gegenseitige Bild voneinander zu erneuern oder der Bekanntschaft, dem gemeinsamen Lernen oder der Sprache des Nachbarn neue Impulse zu geben – daher die treffende Bezeichnung: eine Phase der Routine.

Geheimnisvoll abwesend blieb über all die Jahre die englische Sprache – geheimnisvoll deshalb, weil die Sprachkompetenzen der in den Gremien tätigen Personen im Grunde längst ausgereicht hätten, um in dieser Sprache zu verhandeln und zu arbeiten. Aber hier ist nicht der Ort, dieses Phänomen zu analysieren. Wir können lediglich andeuten, dass die weiteren Pläne für die Entwicklung des Collegium Polonicum eben Studiengänge und Forschungen in englischer Sprache betreffen. Wenn sich in die Beziehung zweier Partner Routine einschleicht und die Gefühle nachlassen, dann lautet der beste Rat, sich auf eine weite, interessante Reise zu begeben. Wir werden sehen, wohin diese Reise die Sprache(n) unserer Einrichtung führt.

Kurz nachdem ich diese Zeilen geschrieben hatte, wurden die ersten Studierenden des Studiengangs Master of Digital Entrepreneurship am Collegium Polonicum immatrikuliert, an der European New School of Digital Studies. Nur einer kam

aus Polen, wenige aus Deutschland und der Rest aus der ganzen Welt. Die Unterrichtssprache in diesem Studiengang war Englisch. In gewisser Weise hat sich diese Richtung in Bezug auf die Verkehrssprache zu einem Game Changer entwickelt. Da sich die Einrichtung seit mindestens zwei Jahren darauf vorbereitet hatte, belegte das gesamte Verwaltungspersonal (das gut Polnisch und Deutsch konnte) Kurse in Englisch, mit dem Ergebnis, dass es nun in der Lage ist, an Sitzungen auf Englisch teilzunehmen. In den Hörsälen, in den Verwaltungsräumen, in der Kantine und auf den Fluren waren nicht nur Deutsch, Polnisch und Englisch (Letzteres in verschiedenen Versionen, vom kehligen Oxford bis zum süßen Indian English), sondern auch Spanisch und Türkisch zu hören.

Und dann kam der 24. Februar 2022. Innerhalb weniger Wochen traf eine Welle von Flüchtlingen aus der Ukraine in Polen ein, und die Viadrina und das Collegium Polonicum begannen, verstärkt ukrainische Studierende aufzunehmen. Im Collegium Polonicum wurde eine Rechts- und Verwaltungsberatungsstelle für Flüchtlinge eingerichtet, und mit dem Geld einer US-amerikanischen Stiftung wurden täglich 300 Mittagessen an Flüchtlinge ausgegeben. Die Sprachmischung wurde durch Russisch ergänzt. Aber das war – wie ich bereits geschrieben habe – zu diesem Zeitpunkt die „Sprache der Schande“. Also begann das Verwaltungspersonal, Ukrainisch zu lernen.

Wenn mir jemand vor 30 Jahren gesagt hätte, dass ich einmal eine mehrsprachige Einrichtung leiten würde, hätte ich das nicht geglaubt. Selbst die einfache Zweisprachigkeit war für mich damals ein unerreichbares Ideal. Das Traurige daran ist, dass dieser Traum in einer Zeit der Orientierungslosigkeit und Ungewissheit wahr wurde. Wie geht es weiter mit der Welt, mit Europa, mit der deutsch-polnischen Nachbarschaft und mit dem grenzüberschreitenden Universitätsleben?

Exzellenz geht oft mit Alter und Verfall einher. Aber niemand will Alter und Niedergang! Wenn also die Mehrsprachigkeit nicht das Allheilmittel ist, was ist dann der Stein der Weisen, der uns überleben und gedeihen lässt?

4 Hydrodynamik der Werte

Es gab eine Zeit, genauer gesagt das zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, als in den Kontakten zwischen der Viadrina und der AMU enthusiastische Gedanken über eine Vertiefung der Zusammenarbeit, einschließlich einer Fusion der beiden Universitäten, aufkamen. Das waren vage, unartikulierte Gedanken, so etwas wie Hochzeitsgedanken, die in den Köpfen zweier einsamer Menschen auftauchen, die sich gerade im Urlaub kennengelernt haben. In Bezug auf das Collegium Polonicum nahmen diese Überlegungen konkretere Formen an. Das Collegium Polonicum sollte – unter anderem – einen gemeinsamen, „vereinten“ Haushalt erhalten. Die Geschichte dieses Haushalts ist eine sehr lehrreiche Geschichte darüber, was Kooperation, Integration, Soziales und zwischenmenschliches Vertrauen ausmacht.

Am Anfang hatte das Collegium Polonicum, obwohl es eine in der Struktur beider Universitäten eigenständige Einrichtung war, kein Budget. Als ich in meiner Funktion als Verwaltungsdirektor schüchtern darauf hinwies, dass ich etwas „Taschengeld“ haben sollte, wurde mir von Vertretern der Leitungen beider Universitäten gesagt, dass doch alle Ausgaben, die für mich notwendig seien, von ihnen getragen würden. Ich müsse nur zu ihnen kommen und ihnen sagen, was ich brauche. Als ich sagte, dass ich eine Vollzeitstelle für einen Computerspezialisten benötige, versicherten sie mir, dass sich ihre IT-Abteilungen um alles kümmern würden, was im Collegium Polonicum zu tun sei. Als ich sagte, dass jemand die Einkäufe überwachen und die Rechnungen abrechnen sollte, wurde mir versichert, dass die Buchhaltungsabteilungen beider Universitäten sich um alle Vorgänge kümmern würden. Zwei oder drei Jahre lang hing ich mit meinen Ausgaben in einem Vakuum. Meine Anträge warteten darauf, dass die höchsten Stellen entschieden, aus welchen Mitteln sie bezahlt werden sollten, Rechnungen zirkulierten in verschiedenen Büros, und Lieferanten drohten, nichts mehr zu liefern, weil sie seit Monaten nicht bezahlt worden waren. In der Buchhaltung hatte niemand eine Ahnung von irgendetwas. Computerspezialisten tauchten nicht auf, weil die aus der Viadrina nicht wussten, ob sie über die Grenze gehen und in Polen arbeiten konnten, und die aus Poznań wollten nicht 180 Kilometer weit fahren.

Der bahnbrechende Moment war die Putzfrau. Der Wankelmut oder das Wunschdenken der Rektoren ging nicht so weit, dass sie behaupteten, eine Putzfrau würde jeden Tag die Grenze überqueren, um in einem fremden Land zu

putzen, oder dass sie 180 Kilometer fahren würde, um es in ihrem eigenen Land zu tun. Und ihre Arbeit war notwendig, denn die Adam-Mickiewicz-Universität mietete das erste 200 Quadratmeter große Büro in Słubice für das Collegium Polonicum. Ich dürfte also eine Putzfrau von der polnischen Seite einstellen. Gleichzeitig wurde mir als Direktor von der Viadrina die Stelle einer Sekretärin zugewiesen. Als ich anfang, meine ersten Buchkäufe zu tätigen, war es notwendig, Bibliothekare einzustellen. Diese arbeiteten mit Computern, und es wurde ein erstes Netzwerk für sie, mich und die Sekretärin benötigt, also wurde auch ein IT-Spezialist eingestellt.

Der Prozess der Entwicklung der finanziellen Souveränität des Collegium Polonicum war sehr interessant und dauerte gut 20 Jahre. Wenn ich unter den wirtschaftlichen oder politischen Modellen, die ich kenne, dasjenige herausuchen müsste, das die Mechanismen der Kontrolle über die eigenen Ressourcen am besten widerspiegelt, würde ich sagen, dass dieses Modell die Erlangung der finanziellen Unabhängigkeit des Kindes ist. Spielen wir ein wenig mit dieser Metapher: Auf die erste Phase, in der die Eltern (die Viadrina und die AMU) die Notwendigkeit von Ausgaben durch das Kleinkind verleugneten, folgt eine Phase, in der die Eltern beginnen, Taschengeld zu geben. Diese Phase ist meistens in zwei Unterphasen unterteilt. Die erste ist kritisch: „Warum hast du Süßigkeiten gekauft, Süßigkeiten sind ungesund!“ In der zweiten, der Resignationsphase klammern sich die Eltern nicht mehr an den Inhalt der Ausgaben, sondern drohen nur noch: „Wenn du Schulden machst, wirst du dich selbst darum kümmern, wie du die Rechnungen bezahlen kannst!“ Dann erkennen die Eltern, dass das Kind wächst, dass es Bedürfnisse hat und dass es die Aufmerksamkeit externer Sponsoren auf sich zieht. Die vernünftigen Eltern beginnen, bei verschiedenen wohlhabenden Einrichtungen Geld für das „brillante Kind“ zu beantragen, sie richten in ihrem Haushalt einen gesonderten Posten ein. Sie nennen ihn „unser Lieblingskind“ gewähren dem Kind jedoch keinen Zugang. Papa und Mama hingegen bedienen sich schamlos an diesen Geldern. Sie bestreiten damit Ausgaben, die, wenn sie anderswo verbucht worden wären, Verdacht erregten oder Proteste hervorgerufen hätten. Aber das Kind weiß, dass es, wenn es geduldig ist, diplomatisch über die Ausgaben hinwegsieht, sich auf die Machenschaften einlässt und so tut, als sei alles in Ordnung, eines Tages an das Geld kommt. Oder vielmehr: dass seine Eltern es ihm selbst übertragen werden, weil sie den Ärger einfach nicht auf sich sitzen lassen wollen. Und so geschah es. Etwa 15 Jahre, nachdem ich zum ersten Mal darauf hingewiesen hatte, dass ich Geld ausgeben musste, wurde mir von beiden Universitäten mitgeteilt, wie hoch mein Jahresbudget war (jeweils fast 2 Millionen Euro), und die Buchhaltungsabteilungen wurden angewiesen, nur diese Ausgaben zu decken, die meine Unterschrift trugen.

Diese boulevardeske Darstellung dieses Prozesses ließe sich in eine sehr präzise Beschreibung der zivilisatorischen Veränderungen einbauen, die sich zu jener Zeit vollzogen. Polen befand sich im Transformationsprozess und erlebte die Schaffung neuer Spielregeln in allen Lebensbereichen, auch im Finanzwesen. An der Adam-Mickiewicz-Universität, wo zu Beginn der 1990er Jahre die einzigen wirklichen

Kontrolleure des Geldes der Rektor und die Dekane gewesen waren, die wie der Kaiser von Äthiopien in Kapuścińskis Reportage in den Beutel mit den Münzen griffen, hatte sich am Ende des zweiten Jahrzehnts – nach mehreren Reformen – ein perfektes System der Finanzplanung und wirtschaft herausgebildet. Das gleiche System war bei der Verwaltung der Finanzmittel für Nichtregierungsorganisationen zu beobachten, die häufig von der Stiftung für das Collegium Polonicum in Anspruch genommen wurden. In diesem System gab es fast keinen Platz mehr für die frühere Willkür der „Feudalherren“, die einst Universitäten und lokale Selbstverwaltungseinheiten beherrscht hatten. Auch an der Viadrina wurde ein perfektes Finanzverwaltungskontrollsystem etabliert, das zwar benutzerfreundlicher war als das polnische, dafür aber – überraschenderweise – größere Räume für „Kreativität“ bot. Dass ich in der polnischen Realität mehr Transparenz und Widerstand gegen partikuläre Verquickungen erleben würde als in der deutschen, hätte ich nie vermutet!

Und das war der Stand, als ich in den Ruhestand ging: zwei präzise Budgets in den Händen der Leitung des Collegium Polonicum, die sich auf mehrere Millionen Euro beliefen. Transparent verwaltet, genau abgerechnet. Aber es war kein gemeinsamer Haushalt! Es handelte sich um zwei unabhängige Haushalte, die praktisch nur durch die Person des Verwaltungsdirektors verbunden waren. Die Kontrolle über sie und ihr Zusammenspiel hingen allein von der persönlichen Kompetenz dieses Direktors, seiner Stellvertreterin, dem Temperament und Taktgefühl des AMU-Vizerektors und des Viadrina-Vizepräsidenten und den Mitgliedern der Ständigen Kommission ab. Würde man mich fragen, ob persönliche Überzeugungen und individuelle Kompetenz tatsächlich Einfluss auf die Haushaltsführung internationaler wissenschaftlicher Einrichtungen haben können, so möchte ich lediglich zwei Zitate anführen: „Wir werden nicht in Ihr Portemonnaie schauen.“ „Am Collegium Polonicum kann nur das geschehen, was für jede der drei Fakultäten der Viadrina von Vorteil ist.“ Der Autor des ersten Zitats ist Jerzy Fedorowski, der ihn um 1994 herum auf einer der ersten Sitzungen des Gemeinsamen Ausschusses (später des Ständigen Ausschusses der Rektoren für das Collegium Polonicum) gegenüber den deutschen Kollegen äußerte. Die Folge dieses Satzes war, dass die Adam-Mickiewicz-Universität in den folgenden 15 Jahren keinen Versuch unternahm, die Finanzpolitik der Viadrina in Bezug auf ihre Mittel des Collegium Polonicum zu beeinflussen – und diese Mittel waren beträchtlich. Das zweite Zitat stammt von Hans N. Weiler – einem weisen Mann und fähigen Organisator –, der etwa zur gleichen Zeit ein Gespräch mit mir führte. Die unbeabsichtigte Konsequenz daraus war für die nächsten 15 Jahre, dass die Fakultäten der Viadrina viele Initiativen blockierten, die am Collegium Polonicum hätten entwickelt werden können, die aber den Fakultäten der Viadrina Ressourcen oder Selbstwertgefühl „entzogen“ hätten. Und an dieser Stelle kommen wir wieder auf den Punkt zurück, mit dem wir begonnen haben: das Zusammenspiel aus Selbstständigkeit, Haushaltsintegrität, individuellem und kollektivem Selbstwertgefühl.

4.1 Selbstwertgefühl und eine Institution

Wie bereits erwähnt, gab es einen Moment, in dem die Integrationsträume der beiden Universitäten den Haushalt des Collegium Polonicum, die Schaffung einer gemeinsamen Fakultät mit dem Collegium Polonicum und sogar eine Art Fusion der beiden Universitäten umfassten. Letzteres wurde in den Sitzungen des Ständigen Ausschusses einige Male scherzhaft geäußert und war in mehreren Gesprächen hinter den Kulissen zu hören, Ersteres wurde Gegenstand einer vom Ständigen Ausschuss der Rektoren in Auftrag gegebenen Machbarkeitsstudie, die von der Vizepräsidentin durchgeführt wurde. Und der Aufbau des gemeinsamen Haushalts wurde den beiden Kanzlern und mir in Auftrag gegeben – aber es kam nichts dabei heraus.

Wahrscheinlich habe ich deshalb für die Festschrift für Bożena Chołuj, die 25 Jahre lang am Collegium Polonicum als Inhaberin des Lehrstuhls für Deutsch-Polnische Kultur- und Literaturbeziehungen und Gender Studies tätig war, Folgendes geschrieben:³²

Trotz der Berichte über die Erfolge der Hochschulintegration in Europa erscheint der Umfang der internationalen Zusammenarbeit im Sinne der Integration von Wissensstrukturen bei näherer Betrachtung um vieles geringer. Die Gesamtzahl der Hochschulen in Europa wird mit 4000 beziffert,³³ während die Zahl der internationalen Hochschuleinrichtungen bei aller Vorsicht in der Auslegung des Begriffs internationale Hochschuleinrichtung geschätzt wird auf ... Eben ... Der Mangel an präzisen Daten, die Unschärfe des Begriffs international, der öffentliche und private Charakter von Universitäten und die Möglichkeit von Mischformen haben mich dazu veranlasst, bei den für die Hochschulbildung zuständigen Ministerien in den 27 EU-Ländern direkt anzufragen, wie viele Universitäten auf ihrem Gebiet diese Ministerien als „international“ zu bezeichnen bereit wären. Die Antworten, die ich erhielt – wenn ich überhaupt Antworten erhielt –, brachten mich auf den Boden der Tatsachen zurück. Sie reichten von der Aussage: „Alle unsere Hochschulen sind mehr oder weniger international“ bis hin zu konkreten (und sehr niedrigen) Zahlen.

Aus diesen Gründen bin ich davon ausgegangen, dass die grenznahe internationale Zusammenarbeit auch bei der Bestimmung des Internationalisierungsgrades der europäischen Hochschul- und Wissenschaftsszene berücksichtigt werden kann. Hierzu waren die Daten konkreter. Die Zahl der grenzüberschreitenden Hochschulkooperationen in Grenzregionen wird auf maximal 630 geschätzt.³⁴ Zählt man die mehr oder

³² Krzysztof Wojciechowski: Warum ist es für Universitäten so schwierig, sich untereinander zu integrieren? In: (Um)Wege zum Wissen. Festschrift für Bożena Chołuj. Hrsg. Antonina Balfanz, Joanna Drejer, Corinna Kleinke und Daniela Marthin (Thematicon 35). Logos-Verlag, Berlin 2022.

³³ Europäische Kommission: The Role of Universities in a Europe of Knowledge, http://publications.europa.eu/resource/cellar/a8ba24c6-0033-4b04-baec-f0124698ce85.0005.02/DOC_2 (15.8.2021).

³⁴ Vgl. Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen: Grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Hochschulen und Forschungszentren. Manuskript in limitierter Auflage. 2011. Beim Autor zur Einsicht erhältlich. Es ist zu beachten, dass z. B. auch die Daten

weniger integrierten Formen der Hochschulkooperationen zusammen, so machen diese immer noch nicht mehr als 10–15 Prozent der Hochschulen aus. Das heißt, 85–90 Prozent der Institutionen bleiben ihrer traditionellen nationalen Form verhaftet und überschreiten in ihrer täglichen Praxis keine nationalen Grenzen. Warum ist das so?

Wir wollen gleich zu Beginn daran erinnern, dass Universitäten Organismen sind. Jeder Organismus weist vier grundlegende Eigenschaften auf:

- Von außen betrachtet zeigt er eine konsequente Ausrichtung auf seine spezifischen Ziele.
- Sein Verhalten, seine Größe und sein Aufbau sind idiosynkratisch, d.h., er unterscheidet sich von anderen Organismen. Aber er weist auch Konvergenzen auf, die für eine Klasse von Organismen typisch sind.
- Er unterliegt zyklischen Transformationen, die internes Wachstum und Reproduktion beinhalten.
- Er enthält Teile oder Organe, die für die Fruchtbarkeit verantwortlich sind (Keimplasma), und er enthält auch Teile, die für die reproduktive Aufrechterhaltung der Lebensfunktionen verantwortlich sind (Soma).

Bevor ich sage, welcher Quelle diese Beschreibung eines Organismus entnommen wurde, möchte ich betonen, dass sie sehr gut auf jede Hochschuleinrichtung passt. Da diese zweifelsfrei als mehr oder weniger eigenständige Einheit, die ihre Ziele verfolgt, agiert, hat sie auch eine Individualität, die sie von anderen ähnlichen Einheiten unterscheidet. Es gibt klare Zyklen in ihrem Leben (akademische Jahre, Haushaltsjahre, Unterrichtszyklen, Wiederholung von Programmen usw.) und gleichzeitig gibt es einen Prozess der Anpassung an die sich verändernde Umgebung. Jede Universität hat schließlich einen „fruchtbaren“ Teil (die Professorenschaft oder Forschende im Allgemeinen) und einen „unfruchtbaren“ Teil (Verwaltung, Hilfskräfte und Studierende). Der Organismus einer Universität generiert zweifelsohne auch Nachkommen. Dies sind die Absolventinnen und Absolventen und die promovierten bzw. habilitierten Wissenschaftler*innen sowie – in einem hinreichend weiten Sinne – sonstige Dinge, z. B. wissenschaftliche Arbeiten.

Universitäten als Ameisenhaufen

Nun kann ich verraten, dass ich die konstitutiven Merkmale des Organismus aus William Morton Wheelers Werk „The ant colony as an organism“ übernommen habe.³⁵ Auf der Ebene, auf der die Merkmale des Organismus beschrieben werden, können wir

zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit eher über- als unterschätzt werden. In den Berichten der Euroregionen, auf deren Grundlage der zitierte Bericht erstellt wurde, ging es darum, alle Formen der Zusammenarbeit aufzulisten, auch solche, die eigentlich eher in die Kategorie der klassischen Studierenden- oder Mitarbeitendenmobilität fallen als in die der Integration von Wissensstrukturen. Zur Frage der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit vgl. Krzysztof Wojciechowski: Gedanken zur grenzüberschreitenden universitären Zusammenarbeit in Europa. In: Agnieszka Bielawska/Krzysztof Wojciechowski (Hrsg.): Europäische Anspruch und regionale Aspekte: grenzüberschreitende universitäre Zusammenarbeit in der deutsch-polnischen Grenzregion angesichts der zukünftigen Herausforderungen in Europa (Thematicon 11). Logos-Verlag, Berlin 2007, S. 9–24.

³⁵ Vgl. Bert Hölldobler/Edward O. Wilson: Der Superorganismus: Der Erfolg von Ameisen, Bienen, Wespen und Termiten. Illustriert von Margaret C. Nelson, übersetzt von Kerstin

bereits viel von dem erkennen, was zur Beantwortung unserer Frage beiträgt. Organismen sind mit sehr starken und effizienten Instrumenten ausgestattet, um Eigenes von Fremdem zu unterscheiden und die Infiltration durch Letzteres zu verhindern.³⁶ Die Integration einer Gemeinschaft von Ameisen mit einer anderen Gemeinschaft der gleichen – geschweige denn anderer – Art ist weder bekannt noch möglich. Zwar kennt die Evolutionsgeschichte Fälle, in denen sich eine dauerhafte Symbiose zwischen Organismen etabliert oder zwei Organismen zu einem verschmelzen, aber diese Fälle ereignen sich im Rhythmus der evolutionären Veränderungen, also einmal in 100.000 Jahren.

Die Integration von sozialen Institutionen (im Sinne der Verschmelzung von zwei oder mehreren zu einem Ganzen) ist nicht nur möglich, sondern kommt auch recht häufig vor. Dies ist einfach, wenn als Motiv für die Integration ein politischer Wille fungiert, der von außerhalb der Institutionen kommt. Schwieriger ist es, wenn sich die Institutionen auf gleichwertigen organisatorischen Ebenen der Gesellschaft befinden und ihre Integration freiwillig ist. Freiwillige Fusionen von Staaten sind selten, und freiwillige Fusionen von Körperschaften des öffentlichen Rechts innerhalb eines Staates oder freiwillige Fusionen von Organisationseinheiten innerhalb von diesen Körperschaften sind ebenso rar.

Um die Angelegenheit im Fall einer Wissensvermittlungsinstitution zu klären, betrachten wir zunächst den Strom der Ressourcen, der durch sie hindurchfließt. Auf diese Weise werden wir auch die allgemeine Theorie des Organismus vervollständigen, da jeder Organismus eine spezifische Art der Verwaltung und Administration der von außen übernommenen und im Inneren verwalteten Ressourcen aufweist. Die erste Art einer Ressource, die von außen kommt und im Inneren enthalten ist, ist in un-

Afflerbach. Berlin 2010, S. 11. Die Autoren zeigen, dass die von Ernst Haeckel, Herbert Spencer und Gustav Theodor Fechner an der Wende zum 20. Jahrhundert angestellten Überlegungen zu organismischen Funktionen ein soziobiologisches Verständnis des Organismus als universelle Struktur, die alle Fragmente und Teilfragmente der Wirklichkeit charakterisiert, in die Wissenschaft einführten. Ich stimme dieser ganzheitlichen Vision voll und ganz zu. Wir sind davon überzeugt, dass es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen einem Baum, einem Vogel, einem Ameisenvolk, einem Staat oder einer Universität gibt. Jeder von ihnen ist ein Organismus, der die lebenswichtigen Funktionen seiner verschiedenen Teile koordiniert, um das Überleben und die Fortpflanzung zu sichern. Jeder ist auch Teil eines größeren Organismus wie eines Waldes, einer Herde oder einer Familie, eines Staatenverbundes oder eines Zivilisationskreises oder eines Bildungssystems innerhalb eines Staates. Jeder von ihnen entnimmt auf eine bestimmte Art und Weise Energie von außen und stellt den übergeordneten Strukturen ein gewisses Substrat zur Verfügung.

³⁶ Das System der Identifizierung von Fremden und deren Eliminierung aus dem Bereich, der als Lebensraum des Organismus gilt, nämlich dem Ameisenhaufen, ist in die Kommunikationsmechanismen (chemische Kommunikation durch Pheromone), das System der Körpersignale (Körperschwingungen, Berührung mit Fühlern) und das System der visuellen Rezeption eingebaut. Es ist also in elementare Mechanismen integriert, die auf einer subbehavioralen Ebene funktionieren, d. h. auf einer solchen, die durch individuelle Erfahrung nicht verändert werden kann. Die Identifikation von Fremden findet bereits im Vorfeld des eigenen Territoriums statt: im Bereich der Nahrungssuche. Sie endet in der Regel mit einem Aggressionsakt. Weitere Barrieren sind Eingänge, die von Wächterameisen bewacht werden. Es gibt auch eine „innere Front“, d. h. interne Gänge zwischen den unterirdischen Kammern des Ameisenhaufens, die zwar für Fremde praktisch unzugänglich sind, aber von Polizeiamisen, die keine andere Aufgabe haben, unablässig patrouilliert werden. Vgl. Hölldobler/Wilson, a. a. O., S. XXII, 40–53, 68–69, 588.

serem Fall natürlich das Geld. Im Fall von Wissensinstitutionen kommt dies aus einer Hauptquelle, nämlich aus dem Budget des Staates, der sie unterhält. Sie werden von einem kleinen, gewählten Gremium verteilt, das wiederum von anderen gewählten Gremien kontrolliert wird. Das System der Kontrolle über diesen Strom ist keineswegs vollständig demokratisch. Es ähnelt einem aristokratischen oder oligarchischen System mit Elementen staatlicher Repräsentation.

Der zweite Ressourcenstrom, der aus externer Sicht der wichtigere ist, da er die Universität als Institution legitimiert, ist das Wissen oder die wissenschaftliche Erkenntnis.³⁷ Hier wird der Strom von „Gütern“ sowohl innerhalb der Institution selbst erzeugt und kumuliert als auch innerhalb derselben Institution verteilt. Wissen wird in den Akten individueller Erkenntnis (empirische Forschung und die sogenannte Grundlagenforschung) generiert, und zwar in Form verschiedener Organisationsverfahren (z. B. Erstellung von Sammelwerken oder Lehrbüchern) kumuliert und in klassischer Weise (z. B. durch Vorlesungen, Seminare, Übungen, Kolloquien etc.) verteilt.³⁸ Dieser wechselseitige Fluss von Wissen wird als typisches *doing of science* gesehen, das einerseits – wie das Bierbrauen – ein spezifisches Handwerk ist, andererseits aber die soziale Umwelt mit Erkenntnisinhalten versorgt. Die Natur des Prozesses (eine Institution mit einem Quasimonopol auf Erkenntnis zu sein) konstituiert die Autonomie der Wissensvermittlungsinstitutionen in Bezug auf die soziale Umgebung (in einer reifen Gesellschaft gibt es die weitverbreitete Meinung, dass externe Einmischung in das Leben der Wissensvermittlungsinstitutionen die Qualität des erzeugten Produkts verdirbt) und garantiert die Besonderheit der Institution.

Es gibt einen dritten Strom von Ressourcen, der durch Bildungs- oder wissenschaftliche Einrichtungen fließt. Dieses Gut, das hier die Form von Energie annimmt, ist das Selbstwertgefühl der Individuen, die den Organismus bilden. Es motiviert die Menschen, erzeugt Aktivität, ist Gegenstand von Anstrengungen oder gar Kämpfen, wird gespeichert, aufbewahrt und mit Quantitäts- und Qualitätsetiketten gekennzeichnet, es manifestiert sich also in genau denselben Formen wie Nahrung, Brennstoff oder Geld in der Außenwelt. Im Falle der Wissensinstitution kann man die Behauptung wagen, dass dieses Selbstwertgefühl als eines der Hauptmotive jeder Tätigkeit (neben kognitiven, zivilgesellschaftlichen usw.) destilliert werden kann. „Die soziale Rolle des Gelehrten [...] beinhaltet die Verpflichtung, ständig nach Exzellenz zu streben, besser zu sein, als er gestern war, und besser zu sein als andere, die auf seinem Gebiet arbeiten. [...] Diese Art des Strebens ist konstitutiv für die duale [Forschung und Lehre Rolle einer Universität und endet auf keiner der erreichten Karrierestufen].“³⁹

³⁷ Mir ist klar, dass Wissen und wissenschaftliche Erkenntnis nicht ein und dasselbe sind, aber es würde den vorliegenden Rahmen sprengen, die Unterschiede zu diskutieren.

³⁸ Genauer gesagt: Im Prozess des Unterrichtens werden Wissensblöcke in Portionen aufgeteilt, in einfachere Faktoren zerlegt und verschiedenen Arten der Verarbeitung unterzogen, so dass sie von den Bestandteilen des Organismus, also den Schülerinnen und Schülern, assimiliert werden können. Im Prozess des wissenschaftlichen Arbeitens besteht ein großer Teil der Aktivitäten darin, Fragmente großer Wissensblöcke aufzunehmen (zu kommentieren, zitieren, kritisieren, vergleichen usw.). Dabei handelt es sich entweder um einzelne Werke einzelner Autor*innen noch um gültige theoretische Paradigmen und das sanktionierte Wissen, das sie umgibt. Es werden auch – besonders in den Sozial- und Geisteswissenschaften – die Theorien, die von herausragenden Denker*innen geschaffen wurden, „verdaut“.

³⁹ Vgl. Piotr Sztompka: Zakład przerobu studentów, Gazeta Wyborcza. Magazyn Świąteczny, 24.5.2014, S. 12.

Um dieses Selbstwertgefühl herum (das prima facie etwas Ephemereres, Subjektives, fast eine Einbildung zu sein scheint) kann man effiziente und unaufhaltsam funktionierende Gruppenkontrollmechanismen konstruieren – oder, besser gesagt, diese sich konstruieren lassen. „In der gemeinschaftlichen Universitätskultur ist die Meinung der wissenschaftlichen Gemeinschaft entscheidend. Auf positive Art und Weise manifestiert sie sich durch verschiedene Formen wissenschaftlicher Anerkennung, sei es symbolisch (vom Lob des Chefs bis zum Nobelpreis) oder realer, wie z. B. Karriereaufstieg oder sogar Ruhm. Negativ äußert es sich in sozialer Verurteilung, Isolation oder gar Verbannung. Die Durchsetzung der Regeln erfolgt also intern und basiert auf psychologischen Mechanismen von Stolz und Scham.“⁴⁰ Natürlich ist dieser autotelische, rein axiologische Aspekt der „akademischen Psyche“ von einer ganzen Reihe anderer, für die Gemeinschaft konstitutiver Bindungen umgeben.

„In der Gemeinschaftskultur ist die Universitätsgemeinschaft durch ‚weiche‘ Bande moralischer Natur verbunden. Die wichtigsten davon sind: Vertrauen, Loyalität gegenüber Partnern und der ganzen Gemeinschaft, Solidarität, Gegenseitigkeit, Verantwortung, Identität, Stolz und Ehre. Dank solcher Bindungen kann die Universität eine selbstverwaltende, selbstregulierende und autonome Institution sein.“⁴¹

Selbstwertgefühl als Triebkraft

So ist das Selbstwertgefühl zwar nur eines von vielen Motiven, Bindungen und Werten, die für die Gemeinschaft konstitutiv sind, die eine Wissensinstitution traditionellen Typs hervorbringt, aber es kann durchaus als das zentrale Motiv angesehen werden. Das Selbstwertgefühl der Menschen unterliegt einer Klassifizierung und Quantifizierung in den Prozessen des sozialen Denkens – dank einer ganzen Reihe soziologischer, psychologischer und epistemologischer Faktoren. In vielen Institutionen (wie in der Armee, im Beamtenapparat, in religiösen Institutionen oder im Gesundheitswesen) ist es üblich, den Mitgliedern der Gemeinschaft Ränge zuzuerkennen, die den Umfang ihrer Kompetenz und Macht definieren und gleichzeitig den Gesamtwert eines bestimmten Individuums im Kontext des Charakters und der Aufgaben der betreffenden Institution bestimmen. Dieser Prozess beginnt auf der höchsten Ebene: „[...] in [...] der Universität bildet sich spontan eine Elite der Besten, Vornehmsten und Tituliertesten heraus.“⁴² Die Hierarchisierung entfaltet sich dann weiter nach unten, denn „[...] in der akademischen Kultur besteht die konstitutive hierarchische Beziehung ja im Verhältnis des Meisters, der bewährten und authentischen wissenschaftlichen Autorität (Guru), zum Nachwuchs und zu den Doktoranden, und im Verhältnis des Lehrenden zu den Studierenden. [...] Zur Wahrung der Transparenz dieser Hierarchie dient eine umfangreiche Leiter akademischer Grade und Titel, sofern sie die Leiter der realen Leistungen widerspiegeln und symbolisieren.“⁴³

Die Einführung von hierarchischen Rängen und Titeln ist daher ab einem bestimmten Stadium der institutionellen Entwicklung eines Organismus ratsam. Ein Problem entsteht jedoch, wenn der Organismus aufhört, sich zu entwickeln, oder wenn er eine so stabile Position erlangt, dass er zu einem unverzichtbaren Teil eines größeren Systems wird. Wenn der ursprüngliche Zweck des Organismus ebenfalls zu verschwin-

⁴⁰ Ebd., S. 10.

⁴¹ Ebd., S. 9.

⁴² Ebd., S. 14.

⁴³ Ebd.

den beginnt, wird nicht mehr die materielle Arbeit, sondern das Selbstwertgefühl der Individuen, aus denen der Organismus besteht, zum primären Motiv für ihr Handeln. Die Armee in Zeiten des Friedens, der Beamtenapparat in Zeiten der Stabilisierung des Staatsgefüges oder die Kirche in Zeiten der Stabilisierung der Anzahl an Gläubigen – sie alle „verbrennen“ ihre eigene Energie im Kampf um Beförderungen, Titel und Zeichen des Prestiges.⁴⁴ Die Außenwelt nimmt dies als „Bürokratisierung“ wahr, d. h. als eine Erhöhung der Zahl der Funktionäre. Dies wird als Zunahme der Anzahl einer bestimmten Kaste und der Menge der von ihnen verbrauchten Ressourcen gesehen, aber auf ein einfaches „Konsum“-Motiv zurückgeführt, d. h. auf den einfachen Wunsch, die eigenen Ressourcen zu vermehren. In Wirklichkeit wird dieser Prozess jedoch von einer komplexen Motivation angetrieben, zu der auch der Drang gehört, die nächste Stufe des Prestiges durch die aktivsten Mitglieder des Organismus zu erreichen und diese durch die Anzahl der Personen, die einer bestimmten Position untergeordnet sind, zu erhöhen oder zu rechtfertigen.

Weitere Faktoren, die bewirken, dass die Welt der Wissenschaft, die in ihrer materiellen Existenz gesichert ist, in der Regel keinen Bedrohungen (z. B. durch negative Selektion auf dem freien Markt) ausgesetzt ist und ein relativ hohes externes Prestige genießt, sich im Hintergrund ihrer Aktivitäten und Motivation auf das Selbstwertgefühl konzentriert, sind mit den Mechanismen der kulturellen Identität verbunden.

Trotz der universellen institutionellen Muster und trotz der – zumindest oberflächlich betrachtet – universellen Natur der Erkenntnis bleiben die Institutionen des Wissens im Wesentlichen sehr stark an die nationale Kultur gebunden. Jede Kultur enthält drei wesentliche Elemente: Narrationen bzw. Mythen, die die Identität konstituieren, Vorschriften und Muster des kollektiven Verhaltens sowie einen Generator des Selbstwertgefühls. In jeder Kultur wird das Individuum so sozialisiert, dass der Inhalt der ersten beiden Reservoirs in sein Inneres einströmt und positive Gefühle hervorruft. Dieses Phänomen ist so offensichtlich, dass sein Gegenteil unvorstellbar ist. Die Mitglieder einer Gemeinschaft, die positiv mit ihrer eigenen kollektiven Identität imprägniert und mit Verhaltensmustern ausgestattet sind, können im Laufe ihres Lebens Erfahrungen sammeln, die ihre Identität abwerten oder die Gültigkeit der erworbenen Verhaltensmuster in Frage stellen, aber die allgemeine positive Konnotation der eigenen Kultur bleibt für eine sehr lange Zeit bestehen – bei der großen Mehrheit der Gemeinschaftsmitglieder bis zum Ende ihres Lebens.

In jenen Wissenszweigen, die sich mit der Gesellschaft, ihrer Kultur oder ihrer Vergangenheit beschäftigen, also in den Geistes- und Sozialwissenschaften, werden diese wertenden Faktoren zum Gegenstand der fachlichen Bearbeitung. Man könnte sagen, dass der kulturelle Lebensraum zu einem professionellen Lebensraum wird. Im Falle der Natur- und Technikwissenschaften tritt dieses Phänomen nicht so stark auf, aber die Dauerhaftigkeit und Größe der kulturellen Einfriedung bleibt sehr bedeutend.

Die Integration von Wissensstrukturen bedeutet dagegen immer die Notwendigkeit, einen kleineren oder größeren Teil dieser kulturellen Einfriedung oder des kulturellen Habitats zu verwerfen, um ein „fremdes“ Element zu implantieren oder anzuerkennen, und damit einen gravierenden Teil des eigenen Selbstwertgefühls zu verlieren. Diese Situation ist zwar nicht so dramatisch wie der Verlust eines Beines, aber sie stößt immer wieder auf Ablehnung. Für manche Wissensinstitutionen oder deren Vertreter lässt sich dieser Verlust recht leicht durch einen Gewinn an Selbstwertgefühl an anderer Stelle kompensieren (das Bewusstsein, dass man Pionierarbeit

⁴⁴ Ebd.

leistet, das Bewusstsein, dass man in einem bestimmten Fall eine bessere, innovativere Struktur schafft als die bisherige oder dass man einfach in eine „höhere Liga“ aufsteigt). Aber in den meisten Fällen ist es schwierig, die Verluste zu kompensieren, und die Herausforderungen der internationalen Integration werden gar nicht erst angenommen. Und wenn sie es tun, dann benötigen sie einen sehr starken externen Impuls in Form von Geld oder politischem Willen.

Die Rolle des Selbstwertgefühls wird bei den Untersuchungen der akademischen Welt weitgehend unterschätzt, und wenn sie thematisiert wird, dann eher in einem negativen Kontext. Die Universitäten und Forschungseinrichtungen sollen ja substantielles Wissen liefern und nicht etwas wie eine „axiologische Nabelschau“ betreiben. Tatsächlich aber ist in der heutigen Welt gerade die Sphäre des Selbstwertgefühls zu einer Szene geworden, auf der Erfolg und Misserfolg definiert, Identitätsschlachten ausgetragen, politische Programme für die Gesellschaften konstruiert werden und auch internationale Politik gemacht wird. Es wäre wünschenswert, wenn gerade die Wissenseinrichtungen genug Selbstreflexion an den Tag legen würden, um das kollektive Ego mit ihrem zentralen Selbstwertgefühl auf dem Seziertisch zu platzieren und seine Struktur sowie Funktionsweise zu untersuchen.

4.2 Erfahrung der Egospiele

Ich habe bereits Mitte der 1990er Jahre auf der Grundlage von Beobachtungen an der polnisch-deutschen Grenze begonnen, das Selbstwertgefühl als Regulator der Beziehungen zwischen Individuen, aber auch zwischen Gruppen von Individuen, Organisationen und Institutionen und sogar zwischen großen „Blöcken“ wie Staaten oder Nationen zu untersuchen.

Dabei fielen mir einige sich mit eiserner Konsequenz wiederholende Verhaltensmuster auf. Folgend ein paar Beispiele:

- Die deutsche Delegation aus einer beliebigen deutschen Institution trifft zu einem Termin mit der polnischen Delegation ein, um über eine konkrete Zusammenarbeit zu sprechen wie die Verbesserung der Grenzkontrollen. Aber der Leiter beginnt seine Rede mit Worten des Bedauerns über den Zweiten Weltkrieg. Die polnische Delegation hört zu und antwortet, dass die Freundschaft zwischen den Nationen wichtig sei und dass wir alle an einer gemeinsamen Zukunft arbeiten sollten. Das heißt: Die Teilnehmer zeigen Großzügigkeit, und niemand „neckt“ die Deutschen mit Aussagen wie „Ja, der Krieg war schrecklich, ich habe meinen Großvater darin verloren, und mein Onkel stottert immer noch deswegen.“ Als ich zum hundertsten Mal eine Entschuldigung für den Zweiten Weltkrieg aus dem Mund der Deutschen hörte, fragte ich mich: Warum tun sie das?
- Der Oberbürgermeister von Frankfurt (Oder) ruft mich an und sagt: „Morgen um 12 Uhr kommt der Kommissar der Europäischen Union, der für Entwicklungsfonds zuständig ist, zu einem Überraschungsbesuch in mein Rathaus. Das ist eine Riesenchance für unsere beiden Städte! Bitte eilen Sie zum Bürgermeister von Ślubice und bitten Sie ihn, morgen um 12 Uhr hier zu sein. Vielleicht können wir gemeinsam etwas Geld auftreiben!“ Ich renne zum

Bürgermeister und lege ihm im Sekretariat ganz außer Atem den Fall dar. Und dann herrscht Fassungslosigkeit. Die Sekretärin schaut auf den Kalender und sagt: „Der Bürgermeister ist beschäftigt. Er hat eine Besprechung mit dem Rentnerkreis.“ Ich bitte darum, den Bürgermeister persönlich zu sprechen. Der Mann weigert sich mit steifer Miene und behauptet, er könne die Rentner nicht im Stich lassen. Bevor ich weggehe, wird er jedoch weich und fügt halbprivat hinzu: „Herr Krzysztof, Sie müssen verstehen, dass ich keine andere Wahl habe. Die Deutschen machen das ständig. Sie rufen uns zu irgendwelchen Versammlungen, sie denken, wir kommen zur Arbeit und warten nur darauf, dass sie mit den Fingern schnippen und wir losrennen, um zu tun, was sie für richtig halten. Nein, das wird nicht passieren. Das ist erniedrigend für uns. Sollen sie doch die Einladung im Voraus schreiben, wir werden sie studieren und dann werden wir antworten.“ Als ich zum hundertsten Mal feststellte, dass die scheinbar rationalen Ideen und Initiativen des stärkeren Partners beim schwächeren Partner kein rationales Kalkül, sondern Abwehrmechanismen der Würde auslösten, fragte ich mich: Warum ist das so?

- Eine große deutsche Delegation bespricht ein gemeinsames Projekt mit einer großen polnischen Delegation. Zu Beginn übersetzt der Dolmetscher konsekutiv für beide Delegationen, doch mit der Zeit kann der Dolmetscher mit der Aufregung nicht mehr mithalten und die Polen, die Deutsch beherrschen, wechseln ins Deutsche, um Dinge schneller zu erklären, zu ergänzen, Fragen zu stellen. Die polnische Delegation teilt sich in zwei Gruppen: eine größere Gruppe, die sich mehr und mehr in die Diskussion einbringt, und eine kleinere Gruppe, die auf den Dolmetscher angewiesen ist. Diese Gruppe schweigt, rottet sich nach einer Pause zusammen und schaut betreten. Die Diskussion endet mit einer gemeinsamen Absichtserklärung, das Projekt zu realisieren. Als wir uns verabschieden, frage ich die „Mehrheit“, was sie davon halte. „Tolle Idee! Wir sollten uns so schnell wie möglich an die Arbeit machen!“ Dann wende ich mich an die „Minderheit“. Sie wollen nicht wirklich reden. Sie weichen meinem Blick aus. Schließlich verrät jemand das Geheimnis: „Die Deutschen wollen uns wieder manipulieren. Sie brauchen uns nur, um Geld von der EU zu bekommen. Dann werden sie alles an sich reißen. Ein Freund von uns hat schon vor zwei Jahren ähnliche Projekte mit den Amerikanern gemacht, doppelt so große. Die Amerikaner waren begeistert und sagten, die ganze Welt könne von den Polen lernen. Und überhaupt sind diese deutschen Ideen nur Zeitverschwendung. Sie sind für uns nutzlos, aber die Deutschen prahlen dann damit.“ Als ich zum wiederholten Mal feststellte, dass eine Situation der Zusammenarbeit bei denjenigen, die weniger kompetent waren (z. B. die Sprache nicht beherrschten), ein Gefühl der Ausgrenzung hervorrief, was wiederum ein Gefühl der Demütigung erzeugte, und die Reaktion darauf war, denjenigen, der die Demütigung verursacht hatte, niederzumachen oder sich selbst unnatürlich zu überhöhen, fragte ich mich: Welcher Mechanismus steckt dahinter und warum funktioniert er mit solch eiserner Konsequenz?

- Internationale Gesellschaft, Stehempfang nach einer Veranstaltung – man beginnt, Witze zu erzählen. Mir fällt ein großartiger jüdischer Witz ein, von dem ich weiß, dass er auch in Israel erzählt wird. Ich trage ihn vor. Ein US-Amerikaner, ein Brite, eine Französin und eine Russin brechen in schallendes Gelächter aus. Drei deutsche Kollegen hingegen stehen mit verlegenen Mienen da – als hätte ich gerade einen Fauxpas begangen.
- Schnell muss das Thema gewechselt werden. Als ich zum hundertsten Mal feststelle, dass es in der Sozialpsychologie der Deutschen unter dem Thema „jüdische Angelegenheiten“ ein riesiges, unergründliches Loch gibt, in das sie Angst haben zu fallen, frage ich mich, was eigentlich ein Mensch verliert, der in kompromittierende Momente der Geschichte seiner Nation, in kompromittierende Praktiken seines Staates oder kompromittierende Praktiken seiner Institution fällt.

4.3 Die kommunizierenden Röhren

Die erste Schlussfolgerung ist offensichtlich. Alles, was ich beobachte, hat mit Beziehungen zwischen Menschen oder Gruppen von Menschen zu tun. Hier gibt es – allgemein gesprochen – ein Subjekt A und ein Subjekt B. Zwischen ihnen besteht eine lebendige psychische Beziehung. Die Essenz dieser Beziehung ist ein schwer zu messendes, aber deutlich vorhandenes Selbstwertgefühl. Vielleicht hat es etwas mit dem kosmischen Prinzip der Energieerhaltung zu tun – wenn die Energie an einem Ort abnimmt, muss sie an einem anderen Ort ankommen –, aber eine Zunahme des Selbstwertgefühls bei Subjekt A bewirkt in der überwiegenden Mehrheit der Fälle (eine Situation, die ich als negative Korrelation bezeichne) eine Abnahme des Selbstwertgefühls bei Subjekt B, und vice versa. Eine Abnahme des Niveaus bei A verursacht eine Zunahme des Niveaus bei B. Diese Beziehung ist so stark und unvermeidlich, geradezu mechanisch, dass man von einem Verhalten des Selbstwertgefühls sprechen kann, das mit dem einer Flüssigkeit in kommunizierenden Röhren identisch ist. Auch dort bewirkt ein Anstieg bei A eine Abnahme bei B, und umgekehrt.

Manch einer mag sagen, dass es sich um eine Metapher handelt, die eines wissenschaftlichen Diskurses nicht würdig ist. Aber ich lasse mich nicht moralisch erpressen. Ich habe festgestellt, dass diejenigen, die sich mit meiner Theorie vertraut gemacht haben, sie erfolgreich gebrauchen. Sie wenden sie wie ein medizinisches Werkzeug auf Phänomene in ihrer Umgebung an, von Beziehungen in der Ehe bis hin zu Phänomenen in der Weltpolitik, und erleben einen Aha-Effekt: „Ach ja, jetzt verstehe ich!“ Und was kann man von der Wissenschaft noch erwarten? Genau diesen Aha-Effekt, zumal diese Theorie 25 Jahre nach ihrer Geburt einen hohen Entwicklungs- und Komplexitätsgrad erreicht hat. Sie unterteilt das Verhalten der „werthaltigen Flüssigkeit“ in zwei große Bereiche: positive Korrelation und negative Korrelation. Innerhalb dieser Bereiche unterscheidet sie Dutzende von Verhaltensmustern. Die große Mehrheit dieser Verhaltensweisen stellt ein Werkzeug zur

Beeinflussung der Realität dar und kann als „Techniken“ bezeichnet werden. So trennt sich das gesamte Wissen von der „Wertehydrodynamik“, d. h. der Theorie, wie sich das Selbstwertgefühl in den unterschiedlichsten Beziehungen verhält, von der „Wertehydraulik“, d. h. der praktischen Wissenschaft der instrumentellen Anwendung dieser Verhaltensweisen.

Wie jede Theorie verlangt auch diese einen präzisen begrifflichen Apparat sowie experimentelle Methoden und Messverfahren. Zudem soll sie in eine Reihe weiterer Theorien eingebettet werden, die das aktuelle wissenschaftliche Paradigma bilden. Und hier stieß ich auf viele Schwierigkeiten. Ich musste den begrifflichen Apparat selbst schaffen, weil es keinen gab. Und ob er sich durchsetzen wird, bleibt abzuwarten. Experimentelle Methoden gibt es meiner Meinung nach sehr wohl, und sie sind einfach, aber im Gegensatz zu den Naturwissenschaften müssen sie genau an bestimmten Objekten, d. h. an menschlichen Subjekten, durchgeführt werden. Aber wenn wir uns daran erinnern, dass „die Würde des Menschen unantastbar“ ist, fragen wir uns, ob es akzeptabel ist, Experimente an dieser Würde durchzuführen. Auch die Messmethoden sind problematisch, obwohl Geld hier sehr hilfreich wäre. Die Verknüpfung mit Denkparadigmen hingegen ist kontraproduktiv, denn ich glaube, wir leben in Zeiten, in denen Paradigmenwechsel notwendig sind. Aber diese aus der Erfahrung an der deutsch-polnischen Grenze in den Gebäuden der Viadrina und des Collegium Polonicum geborenen Werte der Hydrodynamik und Hydraulik der Werte werden weiterleben und an Bedeutung gewinnen.

Als ich in den 1990er Jahren meine ersten Vorträge über die kulturellen Unterschiede zwischen Polen und Deutschen hielt, zeigte ich auch die ersten Folien, die kommunizierende Gefäße darstellten. (Wer erinnert sich noch an Overheadprojektoren?) Zu meiner Überraschung erzählte mir jemand, dass er diese Folien einige Monate später in einem Seminar eines Professors der Humboldt-Universität gesehen habe. Es war also machbar!

Vor kurzem fiel mir der Text einer Festrede in die Hände, die ich vor fast 20 Jahren gehalten habe. Ich zitiere diese Rede in vollem Umfang, weil ich den Eindruck habe, dass die Hydrodynamik des Wertes schon damals die Realität perfekt erklärte und heute ein direktes und unverzichtbares Instrument zu deren Verständnis ist.⁴⁵

4.4 Archäologen in kommunizierenden Röhren

Der Sommer 1969 ist mir sehr stark in Erinnerung geblieben. Ich war damals 13 Jahre alt und begann die ersten Freiheiten eines Teenagers zu genießen. Nichtsdestotrotz organisierten meine Eltern für mich einen Aufenthalt in einem Ferienlager im noblen Erholungsort Podkowa Leśna, unweit von Warschau. Nachdem ich mich richtig erholt haben würde, meinten sie, dürfe ich auf eigene Faust zelten fahren.

⁴⁵ Deutsche und polnische Archäologen in kommunizierenden Röhren. Ein Beitrag zur Analyse des Globalen Unwetters. Festrede anlässlich der Preisverleihung der Stiftung pro Archäologie Saxoniae. Dresden, 21.3.2007.

Ich verbrachte also den Juli mit anderen Jugendlichen in einer großen Villa aus der Zwischenkriegszeit, die in einem wunderschönen Garten gelegen war. Alle Jugendlichen waren Mädchen! Dank meines Onkels, der die Buchhaltung bei diesem Ferienlager führte, konnte ich als einziger Junge einen Monat in einer Gruppe von 30 Mädchen verbringen. An drei Dinge aus dieser Zeit kann ich mich gut erinnern. Das erste war die Fernsehübertragung der ersten Landung des Menschen auf dem Mond. Mit eigenen Augen sah ich den kleinen Schritt Neil Armstrongs, der zum großen Sprung für die Menschheit geworden ist. Wenn ich heute die Verschwörungstheorien lese, dass diese Aufnahmen vor der Expedition im Filmstudio gemacht worden seien, wovon tatsächlich sichtbare, unterschiedlich fallende Schatten der Masten und Menschen zeugen sollen, habe ich den Eindruck, dass man mich eines Stücks meines jugendlichen Idealismus berauben will. Mögen doch die Aufnahmen authentisch sein! Genauso authentisch wie (die zweite Erinnerung) der erste Kuss in meinem Leben, den ich einem Mädchen in dem wunderschönen Garten abtrotzte – das ist ein Thema für eine andere Story, aber eines muss ich noch erwähnen (die dritte Erinnerung): den Besuch bei Kazimierz Michałowski. In derselben Straße, einige hundert Meter weiter, auch in einer schönen Villa, hatte die Polnische Akademie der Wissenschaften das „Haus der schöpferischen Arbeit“. Eine unserer Erzieherinnen hatte herausgefunden, dass sich dort der legendäre polnische Archäologe zur Erholung aufhielt. Der Professor war einverstanden, unsere Gruppe zu empfangen, und so verbrachten wir eine gute Stunde in seinem schattigen Kabinett und plauderten mit diesem weißhaarigen Mann mit aristokratischen Gesichtszügen über Archäologie und über seine Arbeit. Die Fragen, die wir stellten, würden Erzieher heutiger 13-jähriger Teenies absolut verwundern. Wir wussten vom Assuan-Staudamm in Ägypten, wir hatten gehört, dass der lange Nassersee den unter dem Pharao Ramses II. erbauten Tempelkomplex bedrohte und dass Professor Michałowski beschlossen hatte, den großen Tempel des Sonnengottes Amun-Re in Stücke zu zerschneiden und ihn auf einem Hügel oberhalb des zukünftigen Wasserpegels wiederaufzubauen. Außerdem wussten wir auch, dass Professor Michałowski so nebenbei in den Pausen bei den Bauarbeiten Ausflüge in den Sudan unternommen und dort den Tempel von Thutmosis III. und eine koptische Kathedrale in Faras entdeckt hatte. Die Überführung der Fresken aus dieser Kathedrale und ihre Ausstellung im Nationalmuseum Warschau waren beinahe ein nationaler Festakt, an dem ich und meine Eltern natürlich teilnahmen. Ja, Professor Michałowski war einer der größten Archäologen der Welt. Die ganze Welt kannte ihn und bewunderte uns Polen sehr. Dieser Tatsache waren wir uns sicher.

Die Theoretiker der Kultur sprechen heute viel von den Verhaltensmustern und den Paradigmen des Wissens, welche uns die Kultur vermittelt, von der identitätsstiftenden Funktion von Geschichten, die die Kultur pflegt und weitergibt. Aber nur wenige sprechen von einer simplen Eigenschaft der Kultur, welche dieses soziale Phänomen mit einigen chemischen Substanzen wie z. B. Alkohol teilt. Die Kultur steigert bei den Mitgliedern einer Gemeinschaft den Pegel des Selbstwertgefühls. Angesichts der Artefakte, kulturellen Objekte und Aktivitäten, die Wissenschaft eingeschlossen, verspürt das Individuum einen Schub an Selbstsicherheit, an positiver Empfindung der eigenen Existenz und der Umgebung und einen Zufluss vitaler Kräfte. Das Selbstwertgefühl ist das beste Vitamin für den Geist und auch für den Körper. Fast alles, was wir tun – von der Elternliebe über Konsum, Erotik, Politik, Religion und soziale Institutionen –, hat vorwiegend mit dem Selbstwertgefühl zu tun. Wir denken darüber nicht nach, aber wir pflegen dieses Gefühl in unzähligen Akten von morgens bis abends.

Woraus hätten die Polen in den 1960er Jahren ihr Selbstwertgefühl schöpfen sollen? Das Land lag noch weitgehend in den Trümmern des Zweiten Weltkrieges. Auf den ersten Modernisierungsschub sollte es noch einige Jahre warten. Das Zentrum von Warschau glich einer Halbwüste, in der die Ruinen der Vorkriegsbebauung wie stumme Zeugen in den Himmel ragten. Die westlichen Journalisten fotografierten in Warschau mit Vorliebe die Pferdekarren und den stalinistischen Kulturpalast im Hintergrund, was mich, meine Eltern, Freunde und Verwandten zur Weißglut brachte. Wir wollten einfach nicht zu Kenntnis nehmen, dass wir ein armes, rückständiges Agrarland waren. Wir brauchten etwas, was uns betäubte, den Existenzschmerz linderte und etwas Farbe, sprich Wert in den Alltag brachte. Wir brauchten staatliche Propaganda oder auch Radio Free Europe, Sport, Religion, Kultur, wir brauchten die polnische Archäologie, den außergewöhnlichen Professor Michałowski und leider auch den ganz gewöhnlichen Wodka.

Der erste wesentliche Modernisierungsschub kam zu Beginn der 1970er Jahre. Die damalige Staatsführung beschloss, das Land gen Westen und auch gegenüber anderen Länder des Ostblocks zu öffnen. Ich nutzte diese politische Wende so gut ich konnte. Jedes Jahr bereiste ich ein Stück Europas und später der Welt. Aber meine erste Reise 1972 führte in die DDR. Per Anhalter befuhr ich die ganze Republik, besuchte die Städte, Museen und Galerien und schloss auch Freundschaften. In Dresden lernte ich Familie Meurers kennen, die Mutter nahm mich mit ihrem Trabi auf der Landstraße mit und da ich vermutlich hungrig aussah, lud sie mich gleich zum Essen nach Hause ein. Zu der Tochter Heidi pflege ich bis heute mehr oder weniger intensiv Kontakt. Im Grünen Gewölbe sah ich Kunstschatze, von denen das Polnische Nationalmuseum nur träumen könnte, und auch die Kronjuwelen der polnischen Könige, die viel kostbarer waren als das, was in den Schatzkammern in Krakau und Warschau aufbewahrt wurde. Die Reise endete in Berlin mit dem Besuch des Pergamonmuseums. Von den dortigen ägyptischen Sammlungen war ich überwältigt. Und gleichzeitig litt ich. Was war schon die Sammlung der Fresken von Faras im Vergleich zu dem gewaltigen Pergamonaltar, dem babylonischen Ishtar-Tor und der Prozessionsstraße? Mein in den 1960er Jahren, in meiner frühen Jugend angestautes, auf den Leistungen der polnischen Archäologie aufgebautes Selbstverständnis und Selbstwertgefühl sank wie der Wasserpegel eines hochgelegenen Sees, der plötzlich durch eine Röhre mit einem tiefer gelegenen größeren See verbunden wird. Es folgten weitere Reisen, unter anderem nach Kleinasien und Griechenland. Ich besichtigte Troja und las über Heinrich Schliemanns Entdeckungen, ich erfuhr von der Existenz des „Schatzes des Priamos“, im türkischen Bergama konnte ich die Leistungen von Carl Humann und Theodor Wiegand kennenlernen. Weitere Lektüren und spätere Besuche in Berliner Museen vergegenwärtigten mir die Bedeutung von Heinrich Brugsch und Ludwig Borchardt. Im Laufe der Jahre entwickelte ich ein einigermaßen objektives Verständnis für die Leistungen der nationalen archäologischen Schulen Europas. Die polnischen Leistungen sahen längst nicht so glänzend aus. Oder noch deutlicher gesagt: Sie waren recht bescheiden. Nichtsdestotrotz pflegte ich die Hoffnung, dass die Verlegung der Tempel in Abu Simbel ein ewiges Denkmal des polnischen Beitrags zum Weltkulturerbe sein würde.

Vor kurzem stieß ich in einem deutschsprachigen Text auf die Beschreibung der Rettungsarbeiten an Tempeln Ramses' II. in Abu Simbel: „Beim Bau des Assuan-Hochdamms drohten beide Tempel in den Fluten des Nassersees zu versinken. Daher wurden sie zwischen 1964 und 1968, unter Leitung von Ingenieuren des deutschen Bauunternehmens Hochtief, in 1036 Einzelteile zerschnitten und anschließend 180 m

landeinwärts sowie 64 m über dem alten Standort wieder aufgebaut.“ Moment mal! Ich hatte geglaubt, nicht die deutschen Ingenieure vom Bauunternehmen Hochtief, sondern der polnische Professor habe die Tempel gerettet! Ein deutscher Autor sieht das anders!

Also doch: Die Spiele um das Selbstwertgefühl betreiben wir alle: Polen und Deutsche, Einzelne, Gruppen, Regierungen, Firmen, Staaten, Kulturen und Religionen. Wir betreiben sie bewusst oder unbewusst. Die Fakten des Alltags, der Geschichte, der Kultur, der Wissenschaft und der Technologie werden so dargestellt, dass sie möglichst viel Wert ausstrahlen und dass der Darstellende und seine Gemeinschaft möglichst viel von diesem Licht abbekommen.

Tanz auf der Pyramide

Offensichtlich hat dieses Bestreben seinen Ursprung in der Evolution. Wir alle sind Herdentiere, und unser Wohlergehen, d. h. der Zugang zu Ressourcen hängt von unserem Stellenwert auf der Hierarchieleiter der Herde ab. Durch Rückkopplung der Position und des Selbstwertgefühls entsteht der Eindruck, dass, je höher das Selbstwertgefühl ist, desto besser ist unsere tatsächliche Lage. In diesem Sinne produzieren wir als biologische Wesen ständig Kultur, Wissenschaft, Religion und die mediale Sphäre, um unterbrochen in einer mehr oder weniger dichten, wohltuenden Illusion zu verweilen. Leider gibt es in einer Herde nur eine begrenzte Zahl an Plätzen auf jeder Stufe. Und um diese Plätze herrscht ein ständiger Konkurrenzkampf. Die Evolution hat uns mit einem Sinn ausgestattet, der ständig unsere Lage und die der anderen abcheckt. Wo bin ich? Steige ich auf oder rutsche ich ab? Bin ich besser oder bin ich schlechter? Wo sind die anderen? Steigen sie auf, um mich automatisch zu degradieren, oder rutschen sie ab, um mich aufsteigen zu lassen? Dank dieses Sinns entsteht um uns herum ein tausendfaches System kommunizierender Röhren, in denen goldene Flüssigkeit hin und her fließt. Flüssigkeit, die zwar keinen substantiellen Charakter hat, sich aber in Vitalität und Energie verwandelt – so wie Wasser oder Benzin.

Der simpelste Zusammenhang zwischen zwei Enden einer Röhre ist, dass die Senkung des Pegels der Flüssigkeit am anderen Ende den Anstieg an meinem Ende bedeutet. Die Abwertung des Anderen steigert unser Selbstwertgefühl. Diesen Mechanismus bedienen wir hundertfach jeden Tag. Am Morgen in der Eile können wir den Autoschlüssel nicht finden. Wir werden nervös und unsicher. „Liebling, welcher Idiot hat schon wieder den Autoschlüssel versteckt?“, fragen wir nett unsere Partnerin oder den Partner. Eine kleine Schuldzuweisung an eine andere Person und unser Selbstwertgefühl hebt sich schon ein bisschen. „Liebling, guck doch in den Spiegel, dann siehst du den Idioten!“, antwortet genauso nett unsere Partnerin oder der Partner. Und das Selbstwertgefühl scheint sich wieder einzupegeln, was uns zugänglicher, kooperativer und offener macht. Vorausgesetzt, wir wissen, wann man das Spiel abbrechen soll. Tun es die Staaten anders? Ach wo! Die Staaten mit ihren Spielchen um das Selbstwertgefühl verhalten sich wie unmündige Menschen. Die Simplizität und Infantilität der Mittel verblüfft immer wieder. Um Russland, den ewigen moralischen Feind, zu demütigen, engagiert sich Polen sehr stark für die Unterstützung der orangen Revolution in der Ukraine. Russland rächt sich mit einem Einfuhrverbot für Fleisch aus Polen. Polen dagegen blockiert die Gespräche der Europäischen Union mit Russland über die strategische Partnerschaft. Russland erwägt dagegen ein Einfuhrverbot für alle pflanzlichen Produkte aus dem Nachbarland. Es ist ein Spiel, bei dem die Vernunft schläft. Das verseuchte Fleisch, welches den Vorwand zum Einfuhr-

verbot gab, stammte gar nicht aus Polen. Das wissen alle. Und das Blockieren der Verhandlungen mit Russland gefährdet essentielle polnische Interessen. Doch der Drang nach dem werteorientierten Aufbau des kollektiven Egos ist stärker als alle rationalen Argumente. Und wie steht es mit den Egospielen zwischen Deutschland und Polen, was tut sich hier in den kommunizierenden Röhren?

In den Jahren 1991–2004, bis zum Beitritt Polens zur EU, herrschte in beiden Ländern die Meinung vor, die Beziehungen zwischen Deutschland und Polen seien in den letzten 1000 Jahren noch nie so gut gewesen. Die beiden Partner brauchten einander. Für die Polen war Deutschland der Botschafter der polnischen Sache bei der EU, für die Deutschen war der EU-Beitritt Polens die Chance, aus einem Problemfall hinter der östlichen Grenze ein stabiles, demokratisches, einigermaßen wohlhabendes und in die Mechanismen der EU eingebundenes Land zu machen. Beide Seiten werteten einander auf. Die Polen lobten die Deutschen als wahre Europäer und freundliche Nachbarn, die Deutschen lobten Polen als den Wirtschaftstiger Osteuropas und als ein Land, welches mit seinem Kampf gegen den Totalitarismus zum Fall der Mauer beigetragen hatte. Die deutsch-polnischen Beziehungen galten als Muster der Versöhnung nach dem Albtraum der Geschichte.

Zu einer kleinen Verstimmung kam es im Jahr 2003. Als im Frühjahr die polnische Regierung erklärte, sie wolle sich als drittstärkste Kraft an der Invasion in den Irak beteiligen, ging eine Welle der Empörung durch die deutsche und zum Teil auch durch die französische Presse. „Trojanischer Esel Europas“ nannten einige Journalisten Polen und viele Deutsche spendeten Beifall. Diese stark herabwertende Bezeichnung zeigt eindeutig, worum es ging: Polen habe nach dem Status eines Global Players gegriffen, welcher diesem ärmlichen Land gar nicht zustehe. Es müsse verbal in seine Schranken verwiesen werden. Spanien hingegen, welches bei der Vorbereitung des Irakkriegs weitaus aktiver war und nahezu ebenso viele Soldaten entsandte, erntete weder Spott noch ernsthafte Kritik. Man kann diese Angelegenheit hundertfach interpretieren, auch von der polnischen Seite. Aber selbst bei den Polen ging es offensichtlich um das Selbstwertgefühl, und zwar das der regierenden Elite. Global Player zu sein ist doch ein berauschendes Gefühl, selbst wenn 80 Prozent der eigenen Bevölkerung gegen die Teilnahme an der abenteuerlichen Aktion waren.

Dann kam der Mai 2004, und der polnische Traum ging in Erfüllung. Wir wurden Mitglied der EU, wir spielten endlich „in der ersten Liga“ (so der damalige Präsident Polens Aleksander Kwaśniewski). Kaum aber war die Beitrittsparty zu Ende, beschloss im September 2004 das polnische Parlament mit nur einer Stimme Enthaltung die Forderung nach Reparationszahlungen von Deutschland für den Zweiten Weltkrieg. Die deutsche Regierung und die deutsche Öffentlichkeit waren irritiert – Kriegsreparationen, 60 Jahre nach dem Krieg, nach dem Beitritt zur EU? Was soll das Ganze bedeuten?

Ich hatte die Gelegenheit, den politischen Gesprächen beizuwohnen, die diese gewaltigen deutsch-polnischen Spannungen abbauen sollten. Im November 2004 trafen im Collegium Polonicum [...] die Präsidien des Sejm und des Bundestages zusammen. „Warum tut ihr das? Wir sind völlig irritiert!“, so lautete der Tenor von Wolfgang Thierses Ansprache. „Wir konnten nicht anders. Die ganze Nation schaute auf uns“,– erwiderte Jozef Oleksy. Und zwischen den Zeilen konnte man wiederum lesen: Selbstwertgefühl. In den Augen der Polen ändere Deutschland radikal seine bisherige Politik gegenüber dem Nachbarland. Die Kritik wegen des Irakkriegs demütige Polen. Die Diskussion um das Zentrum gegen Vertreibungen solle die neue deutsche Geschichtsauffassung anbahnen. Die Deutschen seien nicht mehr Täter, sondern ab jetzt Opfer. Die Vertriebenenverbände unter Anführung Erika Steinbachs erheben das

Haupt. Und das Schlimmste: Die Preußische Treuhand erhebe den Anspruch auf ein Drittel des polnischen Territoriums. Was tue die Bundesregierung? Nichts. So wie damals in der Weimarer Republik schauete sie tatenlos dem aufsteigenden Bösen zu.

Diese Formulierungen sind zwar nie in dieser krassen Form gefallen, aber das Präsidium des polnischen Sejm äußerte sich eindeutig: „So sehen die polnische Presse und das polnische Volk die Dinge. Wir mussten entschlossen reagieren und Stärke zeigen. Von euch verlangen wir: Tretet diesen Tendenzen entschlossen entgegen und übernehmt Haftung für die Forderungen der Preußischen Treuhand.“ Vergeblich versuchte die deutsche Delegation die Dinge herunterzuspielen, sprich abzuwerten: „Die Diskussion um das Zentrum gegen Vertreibungen ist eine von vielen Diskussionen in einer demokratischen Gesellschaft. Sie spiegelt auf keinen Fall die Haltung der Bundesregierung wider. Außerdem sind die Polen zum Mitdiskutieren und Mitmachen herzlich eingeladen. Wer ist schon Erika Steinbach? Politisch gesehen ein Niemand! Preußische Treuhand? Ein paar Verrückte, die nicht einmal einen Anwalt finden können! Eine absolute Randerscheinung in einer pluralistischen Gesellschaft, die keiner kennt und die null Einfluss auf die Politik hat!“

Ich weiß nicht mehr, wie man auseinandergegangen ist. Vermutlich hat man beschlossen, weitere Konsultationen durchzuführen. Aber die Meinungsverschiedenheiten bestehen bis heute. Die Wahl der neuen Regierung 2005 hat sie sogar verschärft. In den Augen der Deutschen provozieren die Zwillingbrüder Kaczyński und ihre Koalitionspartner immer wieder neue – zwar kleine, aber doch spürbare – Spannungen im deutsch-polnischen Verhältnis. Ihre Vorwürfe sind irrational, ihre Forderungen unrealistisch. Warum tun sie das?

Wir wollen natürlich die vielfältige und vielschichtige deutsch-polnische Realität unter dem Aspekt des Spiels um das kollektive Selbstwertgefühl analysieren. Ein Motiv dürfen wir aber nicht verfolgen. Es ist eine psychoanalytische Beobachtung, dass kleine Menschen sehr oft unter Minderwertigkeitskomplexen leiden und diese mit oft auffälligen und für die Gemeinschaft nicht immer konstruktiven Aktivitäten kompensieren. Hier ist der Psychoanalytiker gefragt und außerdem vertritt ich die altmodische Meinung, dass den obersten Trägern der Staatswürde der entsprechende Respekt gebührt. Ansonsten würde meine Diagnose lauten: Der EU-Beitritt Polens ist nur eine symbolische Zäsur in einem Prozess, der Mitteleuropa nach dem Fall des realen Sozialismus erfasst hat. Ich nenne ihn „Europäisierung“ und halte ihn für nichts anderes als eine lokale Variante der Globalisierung. Infolge dieses Prozesses wurde die polnische Gesellschaft gespalten. Ungefähr die Hälfte erlebte einen Aufstieg in bisher unbekanntem Maße. Die Reallöhne stiegen um ein Vielfaches. Die Möglichkeiten, das Leben zu entfalten, wurden enorm, und die politische Freiheit offenbarte ihre schönsten Seiten. Ungefähr die Hälfte der polnischen Gesellschaft erreichte den Lebensstandard der westeuropäischen Mittelklasse und wurde europäisch, liberal, offen und kooperativ. Aber die andere Hälfte erlebte ein anderes Schicksal: Selbst wenn die Läden voll waren, konnten sie sich mit ihren Hilfsarbeiterlöhnen, Renten oder ihrer Arbeitslosenunterstützung nur wenig leisten. Das soziale Klima kühlte sich für sie ab. Ihre Spielräume wurden enger. Die vertrauten Kulissen ihres Lebens – patriotische Zeremonien, Mythen über das Heldentum aller Polen und die aus dem Kommunismus überlieferte Überzeugung, ein einfacher Mensch sei das Salz dieser Erde – gerieten unter dem Druck der globalen medialen Realität ins Wanken. Die neue Realität veränderte sich so schnell, dass es schwierig für diese Menschen war, die Bedeutung neuer Situationen und Phänomene zu verstehen. Und wie sieht ihre Zukunft aus? Ohne Fremdsprachenkenntnisse, ohne berufliche Qualifizierung und ohne Kraftreserven sehr düster.

Diese Menschen erlitten trotz des rasanten zivilisatorischen Fortschritts Polens einen Zusammenbruch ihres Selbstwertgefühls. Was das bedeutet, brauche ich hier, in einem neuen deutschen Bundesland, nicht zu erklären. Selbst hier, wo der materielle Fortschritt in den letzten 15 Jahren immens war, kennt man das Gefühl nur allzu gut, ausgegrenzt zu sein, nicht gebraucht zu werden und ungerechterweise des Lebenssinns beraubt zu werden. Das Gefühl der Demütigung nimmt überraschende Facetten an. Selbst eine edle und gerechte Tat, die durch fremde Hände vollbracht wird, raubt einem das Selbstwertgefühl. Als ich 2004 im Collegium Polonicum Kurt Biedenkopf fragte, was er nach der Wende hätte anders machen sollen, antwortete er: „Ich hätte meinen ostdeutschen Landsleuten das Gefühl geben müssen, selbst die Verantwortung für ihr Schicksal zu tragen.“

Im Juni 2006 führte das National Opinion Research Center an der University of Chicago eine Studie durch, in der 34 Nationen auf ihren Nationalstolz, ihr Selbstwertgefühl geprüft wurden. Den ersten Platz belegte wer? Natürlich die USA! Auf dem vorletzten Platz rangierten wir, Polen, was ein überraschend schlechtes Ergebnis war. Das Einzige, worauf wir einigermaßen stolz waren, waren die polnische Militäreinsätze im Ausland. Auf dem letzten Platz rangierte wer? Die ehemalige DDR, das heißt die neuen Bundesländer. Ja, meine Damen und Herren, wir liegen wirklich im Zentrum eines bedürftigen Gebietes!

Es gibt demnach Millionen Polen, die durch die Geschichte in der Tiefe ihrer Seele Verluste an Selbstwertgefühl erlitten haben. Was tut ein Mensch in solch einer Situation? Er wertet sich selbst auf oder andere ab. Die Selbstaufwertung der Massen liegt auf der Hand: Ein Anstieg von Nationalismus, religiösen Gefühlen und historisch bewerteten Verhaltensmustern wie Heldentum, rebellischer Haltung oder dem Aufbegehren gegenüber stärkeren Nachbarn. Hinzu kommen nostalgische Forderungen. So wird in Polen die ursprünglich kommunistische Forderung nach hohen Mindestlöhnen, sozialer Sicherheit und einer starken Hand des Staates – im Gegensatz zu den neuen Bundesländern in Deutschland – mit antikommunistischen Symbolen ausgeschmückt, beispielsweise mit dem Symbol der *Solidarność*.

Daraus wird die Idee des „solidarischen Staates“ geschmiedet – eine der politischen Losungen der regierenden Partei. Die Abwertung der Anderen vollzieht sich im Innen- und im Außenverhältnis. Nach innen jagt man Homosexuelle, Kollaborateure des damaligen kommunistischen Staates, Liberale und Verräter jeglicher Couleur. Nach außen jagt man – wie immer – die Nachbarn. Spezifisch auf Deutschland bezogen hat dieses aus den Tiefen der kollektiven Seele bei einem Teil der polnischen Gesellschaft aufsteigende Ressentiment zwei weitere wichtige Aspekte: die Asymmetrie und die Umbruchstendenzen.

Asymmetrie: Versuchen Sie, sich beim Kaffeetrinken auf dem Sofa neben einen Menschen zu setzen, der 4 Meter groß ist, 300 Kilogramm wiegt und auf Sie aus bedrückender Höhe herabschaut. Selbst wenn er ein Engel ist, werden Sie sich nicht auf nette Plaudereien beschränken können. Mit Ihrem ganzen Wesen werden Sie sich nur auf einen Gedanken konzentrieren: Wird mich der Typ auch nicht zerquetschen? Wird er mir nicht mit einer unkontrollierten Bewegung die Kaffeetasche aus der Hand schlagen, wird er nicht beim Überschlagen der Beine den ganzen Tisch umwerfen? Bei einer Nachbarschaft, die durch asymmetrische Potentiale gekennzeichnet ist, tendiert der Kleinere zu hysterischen Reaktionen, zur Überschätzung der Gefahren, die von dem Größeren ausgehen, und zu dem ständigen Gefühl, ignoriert, unterschätzt oder gedemütigt zu werden. Asymmetrische Gesellschaften sind aus der Weltgeschichte, selbst aus der Gegenwart sehr gut bekannt: die USA und Mexiko, Großbri-

tannien und Irland, Polen und Litauen, Serbien und Bosnien, Russland und das Baltikum. Der Größere hat dabei den psychischen Komfort: Die eigene Überlegenheit fällt gar nicht auf, sie wird sogar als Normalzustand empfunden.

Als Normalzustand wird auch die innere Verwandlung empfunden. Das durch relative Schwäche und gewisse Minderwertigkeitskomplexe sensibilisierte polnische Ohr hört im Inneren der deutschen Identität Töne, die anders klingen als in den letzten 60 Jahren. Der Schock des Zweiten Weltkrieges und die Gräueltaten der Nazis versetzten große Teile der deutschen Elite in einen besonderen geistigen Zustand. Die Quintessenz war ein permanentes Schuldbekenntnis und – nach außen – der Verzicht auf den Status, der einem wirtschaftlich mächtigen und kulturell erstklassigen europäischen Land zustehen würde. Publizisten bezeichneten die Bonner Republik ambivalent „Wirtschaftsriese – politischer Zwerg“. Deutschland verweilte 50 Jahre lang freiwillig in geduckter Stellung, was vermutlich ein Glücksfall für die europäische Entwicklung war. Das größte europäische Land reduzierte sich künstlich auf ein Maß, welches eine harmonische Teamarbeit gewährleisten konnte. Die wohltuende Wirkung des freiwilligen – und nicht nur freiwilligen – Verzichts auf einen hohen Status liegt wiederum im Bereich der kommunizierenden Gefäße des Selbstwertgefühls. Die negative Korrelation des Selbstwertgefühls in kommunizierenden Gefäßen – also das gegenseitige Abwerten zur eigenen Aufwertung, wobei sich der Konflikt von allein hochschauelt – ist jedoch nicht die einzige Möglichkeit. Die Evolution hat den in hierarchischen Strukturen lebenden Wesen ein Instrument gegeben, mit dem sie sehr schnell Konflikte beilegen können. Es reicht, wenn sie ein Signal geben: Sie verzichten auf den Anspruch einer höheren Position in der Hierarchie. Dieses Signal kann ganz simpel sein, z. B. sich körperlich etwas kleiner zu machen. Wenn man einem Menschen begegnet, dann – um ihn positiv, friedlich und kooperativ zu stimmen – macht man sich für eine Sekunde einfach kleiner. Man nennt das „Begrüßung“. Unser Alltag ist voll von Selbstabwertungsritualen, die als Zeichen der Demut, der Reue, des Schuldbekenntnisses oder einfach als Elemente einer sympathischen und umgänglichen Persönlichkeit fungieren. Und all diese Zeichen und Rituale haben eine große Wirkungskraft. Jemand, der auf das Diktum „Liebling, welcher Idiot hat den Autoschlüssel versteckt?“ mit den Worten antwortet: „Schatz, kann sein, dass ich es war. Sei mir bitte nicht böse, ich helfe dir gleich zu suchen“ wird bestimmt mit der Umstimmung des Partners rechnen können. Wenn der Schlüssel gefunden ist, wird er bestimmt zu hören bekommen: „Danke, Liebling. Es tut mir leid. Ich bin heute irgendwie gereizt.“

„Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land“ – auch durch ganz Europa, allerdings unter einer Bedingung: dass das Reservoir, aus dem man freiwillig die goldene Flüssigkeit ablässt, ausreichend gefüllt ist. Nur souveräne, innerlich stabile und selbstsichere Personen (oder Staaten) können frei mit Selbstauf- und abwertungsmechanismen umgehen, auch Personen (oder Staaten), die Kompensationsmechanismen entwickelt haben. Bundesrepublik verlagerte nach dem Zweiten Weltkrieg die Quellen des Selbstwertgefühls aus traditionellen Bereichen wie der nationalen Identität, von Symbolen, der eigenen Geschichte, militärischen Macht und politischen Bedeutung in Ersatzbereiche wie materiellen Wohlstand, soziale Marktwirtschaft, die föderative Struktur oder das Umweltbewusstsein. Alles lief gut, solange die in den 1950er und 1960er Jahren angesammelten Finanzpolster jeden eventuellen Stolperschritt in diesen Bereichen abfederten. Aber „die fetten Jahre sind vorbei“. Das kollektive Wesen „Deutschland“ beginnt unbewusst nach alternativen Quellen des Selbstwertgefühls zu suchen. Es greift zu erprobten Mitteln wie Symbolen, militärischer

Präsenz oder dem eigenen Leiden. Warum das Leiden bei Menschen – im Gegenteil zu allen anderen Lebewesen – die Quelle von Selbstwertgefühl ist, wird für immer ein Geheimnis bleiben. Aber es ist eine Tatsache. Die späte Aufmerksamkeit für die Opfer der britischen und US-amerikanischen Bombardements, das Mitgefühl mit den Vertriebenen und die vorsichtige Wiederentdeckung des Patriotismus in den Fußballstadien ist nichts anderes als die Kompensation für „Hartz IV“, die Pisa-Studie und die Abwanderung von Arbeitsplätzen.

Und das ist auch gut so. Deutschland hat das Recht, nicht nur *mit sich selbst zufrieden*, sondern auch *stolz auf sich* zu sein. Wir wollen ein stabiles, kooperatives und europäisch gesonnenes Deutschland. Und solch ein Deutschland muss das entsprechende Reservoir an Selbstwertgefühl haben. Sonst ist es nicht in der Lage, nachhaltig das in Europa zentral gelegene Netzwerk von kommunizierenden Gefäßen zu gestalten. Das müssen wir Polen begreifen.

Eine Kostprobe dieses wohltuenden Handwerks in deutscher Ausführung erhielten wir vor einigen Tagen. Die Bundeskanzlerin Angela Merkel zog während ihres Aufenthalts in Polen alle Register der edlen Klempnerei. Sie wertete die polnischen Nachbarn auf, sie wiederholte auch alle traditionellen deutschen Rituale der Demut. „So viele freundliche Gesten unserem Land gegenüber hat noch kein deutscher Kanzler gezeigt“, schrieb die größte polnische Zeitung auf der ersten Seite. Ja, Hut ab vor der geduldischen und geschickten Politik der deutschen Regierung.

Ob diese Politik nicht nur technisch perfekt, sondern auch klug ist und aus innerer Überzeugung kommt, wird sich noch zeigen. Nur ein aus innerer Überzeugung herührender Verzicht auf eine protektionistische Haltung (die viele Deutschen mit Hilfs- und Kooperationsbereitschaft verwechseln), nur eine Anerkennung der wirtschaftlich schwächeren Partner als vollwertige Subjekte der europäischen Politik werden nachhaltig stabile Verhältnisse in der zentralen Region Europas schaffen. Ob Andersdenkende zu trojanischen Pferden oder zu Zugpferden erhoben werden, hängt weitgehend von uns selbst ab.

An dieser Stelle müssen wir eine schwierige Frage stellen: Haben wir Polen genug innere Stärke und Souveränität, um ab und zu „Verzeihung“ zu sagen, eigene Fehler zuzugeben oder einem größeren Nachbarn einen Schub an Selbstwertgefühl zu gönnen? Damals, als Kazimierz Michałowski noch der größte Archäologe der Welt war, war ich mir der moralischen Größe der polnischen Nation sicher. Der freiwillige Zusammenschluss Polens und Litauens im 15. Jahrhundert, die Toleranz in der Adelsrepublik des 16.–18. Jahrhunderts, die Rechte der Minderheiten in Polen in der Zwischenkriegszeit – all das wurde mir in der Schule vermittelt. Auch vom berühmten Brief der polnischen an die deutschen Bischöfe aus dem Jahr 1965 mit den Worten „Wir verzeihen und bitten um Verzeihung“ habe ich erfahren. Zu Hause sprach ich mit meinen Eltern über den milden und vergleichsweise toleranten polnischen Kommunismus. Den Runden Tisch von 1989, an dem die polnischen Oppositionellen gemeinsam mit denjenigen, die sie noch vor einigen Jahren in Gefängnisse gesteckt hatten, das Fundament für die demokratische Zukunft legten, hielt ich für das historische Aushängeschild des freien Polens und den Prüfstein für die moralische Stärke meines Volkes. Heute, nach 15 Jahren, erlebe ich in meinem Land mehr oder weniger sichtbare Zeichen des Nationalismus, der Xenophobie, des Hasses gegen Homosexuelle und Juden. Es werden großangelegte Jagden auf Verbrecher, vermeintliche Verräter und Feinde der Nation organisiert. Ich höre Töne, die ich zeitlebens in meinem Lande nie gehört habe. Es gurgelt richtig in den kommunizierenden Röhren. *Wenige* Menschen berauben *vielen* Menschen des Selbstwertgefühls, um sich selbst aufzuwerten.

Offensichtlich muss sich ein dunkler Teil der menschlichen Natur ab und zu ausleben, und jemand, der behauptet, er sei ein für alle Mal frei von diesen Tendenzen, irrt.

Die Voraussetzungen für das edle Spiel um einen ausgeglichenen Pegel an Selbstwertgefühl im europäischen System der kommunizierenden Röhren müssen jeden Tag aufs Neue geschaffen werden, genauso wie im globalen Maßstab. Was ist denn die Triebkraft des heutigen Terrorismus? Doch nicht Hunger, Ausbeutung, koloniale Unterdrückung und Perspektivlosigkeit der an den Rand gedrängten Länder. Es ist das Gefühl, durch die dominierende westliche, medial vermittelte Zivilisation US-amerikanischer Prägung im eigenen Hause, quasi in den eigenen Augen abgewertet zu werden. Dieses bedrückende Gefühl der Abwertung kann nach dem ersten Prinzip der kommunizierenden Röhren nur durch die radikalste Senkung des Pegels auf der Seite des Gegners erreicht werden: durch seine symbolische Zerstörung. Und der 11. September 2001 hat gezeigt, dass dieses Prinzip hervorragend funktioniert.

Ist es nicht eine Sisyphusarbeit, ständig bereit zu sein, seine eigene Position kritisch zu hinterfragen, sich selbst einzuschränken und den Anderen aufzuwerten und zu fördern? Für Menschen, die nicht an Gott glauben, die nicht das Gefühl haben, durch ihr Tun Punkte für das Jenseits zu sammeln, liegt das an der Grenze des Machbaren. Dennoch ist es möglich.

Wir besitzen in unserem europäischen – und auch deutsch-polnischen – Alltag viele Beispiele bewährter und auch neu errichteter Strukturen, in denen die goldene Flüssigkeit Herz und Gewissen der Nachbarn speist. Mit einem erbauenden Beispiel haben wir hic et nunc zu tun. Eine deutsche Stiftung verleiht Preise an junge Polen und Tschechen: „Der Wunsch der Stifterin, der Mitteldeutschen Braunkohlengesellschaft mbH, ist es, über die Förderung der Archäologie den grenzüberschreitenden wissenschaftlichen Dialog zu intensivieren, das Wissen über die gemeinsame Vergangenheit zu mehren, wissenschaftliche Exzellenz auszuzeichnen sowie innovative Ideen und Forschungsansätze zu unterstützen“, heißt es in der Präambel ihres Statuts. Dies ist aber nicht der tiefste Sinn des Vorhabens. Die Preisträger werden zwar für ihre Leistungen belohnt, bekommen aber einen Bonus, von dem sie in Zukunft anderen etwas abgeben werden. Und ob in der Zukunft die, die durch die Preisträger weiter beschenkt werden, Ukrainer oder Slowaken sein werden, spielt keine Rolle: Das noble Handwerk der wertebasierten Pflege von Wissenschaft, Kultur und nachbarschaftlichen Beziehungen findet seine Fortsetzung. Ruhm und Dank der Stifterin, Ruhm und Dank den Preisträgerinnen, Ruhm und Dank allen, die zu der heutigen Zeremonie beigetragen haben. Gemeinsam werden wir es schaffen, dem Verbindenden, dem Ausgleichenden und dem Friedlichen selbst in schwierigen Zeiten einen gebührenden Glanz zu verleihen!“

4.5 Hydropopulismus

Ich lese den obigen Text heute – 16 Jahre später – mit gemischten Gefühlen. Einerseits freue ich mich, dass die Hydrodynamik der Werte die Welt weiterhin beschreibt. Mehr noch: Sie beschreibt die Welt immer besser. Ich möchte eine These aufstellen: Während in den letzten 150 Jahren die zentrale Achse der Politik in der Frage lag: Was tun mit den Früchten des wirtschaftlichen Fortschritts?, zeichnet sich heute eine Verschiebung ab hin zu der Frage: Wie lassen sich soziale Phänomene, die mit dem kollektivem Selbstwertgefühl zu tun haben, nutzen, um die

Macht der eigenen politischen Gruppe zu ergreifen und zu festigen? Wie kann man das Gefühl der Marginalisierung und Erniedrigung einzelner Gruppen oder sozialer Schichten für politische Zwecke nutzen? Wie sehr kann das Selbstwertgefühl eine Gesellschaft spalten? Inwieweit ist das kollektive Selbstwertgefühl zu einem eigenständigen politischen Gut geworden, das Jung und Alt in politischen Wahlen anstreben?

Das Denken in Modellen der Wohlstandsverteilung ist in uns allen tief verwurzelt. Was die erste Frage betrifft, so kann man den politischen Kräften, die als rechts bezeichnet werden, die Antwort zuordnen: Diese Früchte sollten in erster Linie in den Händen derjenigen bleiben, die den wirtschaftlichen Fortschritt initiieren, also in den Händen der Eigentümer der Produktionsmittel, der Unternehmer, der Wertemanager, ergo der Banker. Demgegenüber kann man den als links bezeichneten politischen Parteien grob die Antwort zuordnen: Die Früchte des wirtschaftlichen Fortschritts sollen an diejenigen verteilt werden, die zu wenig davon konsumieren und eigentlich der Boden für ihr Wachstum sind – die Werktätigen, die Rentner, die Bedürftigen.

Was wir übersehen, ist, dass man sich in der gesättigten, friedlichen und sensibilisierten Welt die Bedürfnisse – gemäß der Logik der Maslow'schen Pyramide – langsam von einem Zustand der physischen Bedürfnisse zu einem Zustand der Befriedigung der Selbstwürde oder allgemeiner der Maximierung des Selbstwertgefühls bewegt. Dieses Phänomen kann natürlich nicht ohne politische Konsequenzen bleiben. Wurde früher bei einer sozialen Gruppe physischer Hunger diagnostiziert, so wird heute „moralischer“ Hunger festgestellt. Dieser Hunger ist der Wunsch, einem Zustand der Marginalisierung zu entkommen, einem Zustand der Minderwertigkeit, der mit geringerer Bildung, mit Schwierigkeiten, die Welt zu verstehen oder sich an ihre raschen Veränderungen anzupassen, mit geringeren Qualifikationen und Kompetenzen, mit erfahrenerem Unrecht oder einfach mit dem hohen Alter verbunden ist. Menschen, die diesen Selbstwerthunger erleben, können – im alten Sinne – Menschen sein, die gegen Hunger und Armut abgesichert sind (durch Renten oder Sozialhilfe), oder sogar wohlhabende Menschen. Und doch können sie eine enorme Spannung empfinden – ein Gefühl der Ungerechtigkeit, der Demütigung, des Spottes, der Erniedrigung – und sich in ihren politischen Entscheidungen denjenigen zuwenden, die ihnen Erleichterung oder Befriedigung verschaffen.

Als ich 2007 vor den Archäologen sprach, war dieses Phänomen bereits zu beobachten, aber es wurde durch den Terrorismus überschattet, einer sehr radikalen Reaktion auf Spannungen zwischen großen Kulturkreisen. Mit terroristischen Akten rächte sich der Islam am Christentum, die Araber an den „Kreuzfahrern“, die japanischen Buddhisten an der westlichen Welt. Dann breitete sich das Phänomen auf fast alle westlichen Gesellschaften aus. Statt von Terrorismus sprach man nun von Populismus.

Politische Analysen des Populismus in den einzelnen Ländern verweisen auf verschiedene Faktoren populistischen Aktivismus. Dazu zählen unter anderem: das Schüren emotionaler Spannungen in bestimmten sozialen Gruppen – etwa durch irrationale oder nationalistische Gefühle, Ängste sowie Fremdenfeindlich-

keit; die Ablehnung des Establishments; das Versprechen massiver materieller Transfers wie Rentenerhöhungen oder ausgeweiteter Sozialleistungen; wirtschaftlicher und nationaler Egoismus; sowie die Polarisierung der Weltsicht entlang moralischer Gegensätze – etwa gesund versus verdorben, anständig versus pervers oder „oikophob“ versus patriotisch. Ein einheitliches Bild des Phänomens ergibt sich aus diesen Analysen jedoch nicht. Dieses ergibt sich aus der Perspektive der Hydrodynamik und Hydraulik der Werte und hat folgende Aspekte:

1. Große gesellschaftliche Gruppen erwachen in einer Welt, in der ihre Arbeitsplätze nach China ausgelagert wurden, Entscheidungen in Brüssel getroffen werden, die Globalisierung ihnen ihren ohnehin bescheidenen Platz in der globalen Gesellschaftspyramide vor Augen führt und ihre patriotischen sowie religiösen Narrative der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Sie erleben einen akuten Verlust kollektiven Selbstwertgefühls – und wenden sich populistischen Parteien zu. Diese wiederum bedienen sich folgender Techniken der Hydrodynamik der Werte:

- 1.1 Die Entwertung einer äußeren Kraft, die das Selbstwertgefühl unbeabsichtigt abzieht (der Europäischen Union, des „verrotteten Westens“ oder des Mainstreams im eigenen Land);
- 1.2 die Aufwertung der eigenen Gruppe und ihrer Attribute („America first“, „Get back control“, „wahrer Patriotismus“, „Johannes Paul II. der Große“, „Wir sind das Volk“). Einen besonderen Stellenwert hat hier – neben der simplen Betonung der eigenen Identität – die Geschichtspolitik. Die Auslegung der Geschichte – entweder der glorreichen oder der leidvollen Geschichte bzw. beider Aspekte zugleich – dient einer massiven Aufwertung des eigenen politischen Kreises.
2. Es wird ein negatives Rahmenbild der Außenwelt geschaffen, das nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren die Aufwertung der inneren Gruppe auslöst:
 - 2.1 Die Gesellschaft sei bedroht durch: den „Deep State“, eine Regierung, die einen „Bevölkerungsaustausch“ betreibe, „fremde Agenten“, die das Land infiltrierten, einen „jüdisch-ungarischen Finanzmagnaten“, einen besitzergreifenden Nachbarn wie Deutschland, einen bürokratischen Drachen aus Brüssel und Ähnliches.
 - 2.2 Die Gesellschaft sei durch Abtrünnige („Volksverräter“, „Agenten fremder Kräfte“, „Pseudodemokraten“) bedroht. Der Gesellschaft drohe ein „Dolchstoß“.
3. Ein übermäßig positiv-wertschätzendes Bild der populistischen politischen Basis wird gefördert, ihre Mitglieder seien „wahre Patrioten“, „mit gesundem Menschenverstand“ ausgestattet, „Menschen der Tradition“, „Träger ewiger Wahrheiten“, Anhänger der „wahrsten Religion“. Die Aufwertung der eigenen Identität führt „hydrodynamisch“ zur Abwertung Anderer.
4. Die abwertenden kognitiven Dilemmata – die Komplexität und Ambivalenz der globalen Entwicklungen, ihre Geschwindigkeit, die Erosion traditioneller Wahrheitsvorstellungen, traditioneller sozialer Rollen, traditioneller Ge-

schlechtermuster und traditioneller Institutionen – werden durch eine möglichst weitgehende Vereinfachung der Erklärungsmuster aufgelöst.

5. Eine einfache Technik wird eingesetzt, um wirtschaftliche und soziale Unterschiede auszugleichen: monetäre Transfers aus dem Staatshaushalt. Diese Transfers sind nur in den Staaten zu beobachten, in denen Populisten die Macht ergriffen haben und den Haushalt kontrollieren. Sie sind jedoch eine logische Folge der Ersetzung des adäquaten ökonomischen Wissens im sozialen und politischen Diskurs durch Techniken der Hydraulik der Werte. Mit der Zeit verlieren Geldströme jedoch ihren Wert, denn entweder erreichen sie die Grenze der Haushaltskapazität oder sie verursachen Inflation. Der axiologische Faktor erweist sich hier jedoch als dauerhafter. Die Durchschnittsbürger sind bereit, Armut in Kauf zu nehmen, um ihr hohes Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten – ein Selbstwertgefühl, das sich aus der Identifikation mit ihrem „Führer“ speist. Als ich einen in der Türkei lebenden Türken fragte, warum er auch nach fast 20 Jahren Regierung Recep Erdoğans weiterhin zu dessen Anhängern zählt, obwohl Erdoğan mit seiner Wirtschaftspolitik eine Inflation von 50 Prozent verursacht und damit große Teile der Bevölkerung in Armut gestürzt hat, antwortete der Mann: „Armut gab es, gibt es und wird es immer geben – aber zumindest glaubt Erdoğan aufrichtig an Gott!“
6. Es wird die Stärke des Handelns demonstriert, denn Stärke stellt immer einen hohen Wert für die populistische Gemeinschaft dar. Leider betrifft diese Stärke in erster Linie das Ignorieren oder Missachten von demokratisch festgelegten Regeln.

Die polnischen populistischen Parteien (eine Koalition aus ihnen regierte von 2015 bis 2023) demonstrierten diesen Mechanismus auf sehr spektakuläre Weise. Besonders unglücklich war, dass die Machthaber in der letzten Phase ihrer Herrschaft als diesen negativen Bezugspunkt für alle Arten von Hydrauliktechniken den mächtigen Nachbarn Deutschland wählten. In ihrem propagandistischen Narrativ war Deutschland das Land, das heimlich die gesamte Europäische Union regiere, um seine eigenen Interessen zu verfolgen (Technik: Abwertung Deutschlands = Aufwertung Polens). Deutschlands Strategie sei es, durch Richtlinien der Europäischen Kommission (wie z. B. die Klimarichtlinien) die polnische Wirtschaft zu schädigen (Abwertung Deutschlands = Aufwertung Polens), weil Deutschland Polen um seine dynamische Entwicklung beneide (Aufwertung Polens = Abwertung Deutschlands). Doch trotz dieser Maßnahmen werde Polen bald wirtschaftlich so weit zu Deutschland aufschließen, dass deutsche Bürger zum Spargelstechen nach Polen kommen würden (Abwertung Deutschland = Aufwertung Polens). Deutschland versuche ständig, sich in die polnischen Angelegenheiten einzumischen und den Polen seinen Willen aufzuzwingen (Abwertung Deutschlands = Aufwertung Polens). Aber die polnische, patriotische Regierung wehre sich dagegen und weise die Deutschen auf ihre Pflichten gegenüber Polen hin (Aufwertung Polens = Abwertung Deutschlands). Eine besondere Verpflichtung der Deutschen sei die Zahlung von Reparationen für die im Zweiten Weltkrieg entstandenen Schäden, da

das Leid der Polen als einzige Nation in Europa nicht entschädigt worden sei (Aufwertung Polens durch Abwertung Deutschlands und Aufwertung Polens durch nicht entschädigtes Leid). Die von der populistischen Regierung errechnete Höhe der Reparationszahlungen war gigantisch und betrug 1,3 Billionen Euro (enorme Abwertung Deutschlands = enorme Aufwertung Polens).

Das Einzige, was hier kommentiert werden kann, ist der absolut irrationale Charakter dieser Aussagen. Die Vorwürfe, Deutschland wolle Polen wirtschaftlich erdrücken (während es gleichzeitig der größte Wirtschaftspartner des Nachbarlandes ist, und zwar ein zuverlässiger und kooperativer), es sei neidisch auf den Wohlstand der Polen, oder es werde Reparationen zahlen, die noch nie jemand in der Geschichte der Menschheit gezahlt habe, nur aufgrund einer politischen Forderung, lassen die Vermutung zu, dass die Verfechter dieser Thesen selbst nicht daran glauben. Und wenn dies der Fall war, finden wir ein weiteres Argument für die obige These, dass in friedlichen und saturierten Gesellschaften die Sphäre des politischen Umgangs mit dem Selbstwertgefühl eigentümlichen Gesetzen unterliegt und von der Sphäre des angemessenen Denkens über wirtschaftliche, politische und soziale Realitäten relativ getrennt ist.

4.6 Die wütenden Reiter der Geschichtspolitik

Davon konnte ich mich überzeugen, als ich 2022 eine Gruppe prominenter populistischer Politiker aus Warschau im Collegium Polonicum empfing. Es sei darauf hingewiesen, dass die Viadrina und das Collegium Polonicum bis 2015 ein sehr beliebter Ort für politische Besuche von „Mainstream“-Politikern aus Polen, Deutschland und Europa waren. Ab 2015 fanden praktisch keine Regierungsbesuche aus Warschau oder Besuche polnischer Diplomaten aus Berlin mehr statt. Allerdings kann man sagen, dass es auch keine „feindlichen“ Handlungen der Machthaber gegenüber den beiden Universitäten gab.

Der damalige Besuch der Politiker aus Warschau betraf die Stiftung für das Collegium Polonicum, nicht die Universität. Sie waren zu dritt zur Regionalkonferenz der Stiftung gekommen und haben den Vorstand sowie die Mitarbeitenden der Stiftung im Gebäude des Collegium Polonicum mit ihrem Besuch ziemlich überrascht. Als Vorstandsmitglied war ich ebenfalls anwesend. Nach einem kurzen Austausch unter Kolleginnen und Kollegen kamen wir zu dem Schluss, dass der Zweck des Besuchs eine politische Prüfung war. Nun war die Stiftung, die 15 Jahre zuvor gegründet worden war, ein großer Erfolg. Sie wurde zu einer der größten NGOs in Westpolen, und unsere Kollegin wurde zur Präsidentin des Nationalen Verbands der NGOs gewählt. Sie wurde auch Mitglied des Wirtschafts- und Sozialausschusses bei der Europäischen Kommission in Brüssel. Sie war vier Jahre lang Vorsitzende einer der Fachgruppen, und nach dieser Zeit fragte der Ausschuss die polnischen Behörden, ob sie ihr Amt weiter ausüben könne. Die PiS-Regierung war jedoch nicht besonders daran interessiert, dass Polen in diesem Ausschuss von einer Person mit demokratischen, proeuropäischen und liberalen Ansichten ver-

treten wurde. Also machten sich die Entscheidungsträger, die in Polen mit Nicht-regierungsorganisationen zu tun haben, vor Ort ein Bild davon, was die Stiftung tatsächlich leistete – und wer diese Kollegin in Wirklichkeit war.

Als Menschen, die gesellschaftliche Hierarchien achten, begrüßten wir die Gäste und gewährten ihnen zuerst das Wort am Podium. Zu meiner Überraschung enthielten ihre Reden über die moderne Vision der NGOs, ihre Aufgaben, die Haltung des Staates ihnen gegenüber nichts Kontroverses. Fast alle Behauptungen würden von mir und, wie ich vermute, von den meisten modern denkenden Europäern unterzeichnet werden. Das Rätselraten darüber, warum die Herren den weiten Weg an die Grenze zu einer nicht sehr bedeutenden Konferenz auf sich genommen hatten, ging also weiter.

Nach einigen weiteren Vorträgen, einer Zusammenfassung lokaler Projekte und Danksagungen unserer kleineren Partner-NGOs wurde der letzte Vortrag von unserer „Brüsseler“ Kollegin gehalten. Es ging um die Politik der Europäischen Union gegenüber den NGOs. In 15 Folien stellte unsere Kollegin verschiedene Aspekte dieser Politik vor. Die 13. Folie widmete sich der Entstehungsgeschichte der NGOs in der westlichen Welt, insbesondere in Europa. Auf der Leinwand erschienen sieben Punkte, die als Meilensteine in der Entwicklung der NGOs dargestellt wurden. Der erste Punkt war, wenn ich mich richtig erinnere, „1886 Haymarket-Massaker in Chicago“. Einer der letzten lautete „1970er und 1980er Jahre – Entstehung von Dachverbänden der NGOs auf europäischer Ebene“. Ebenfalls erwähnt war der dritte Punkt: „1937 – Spanischer Bürgerkrieg und die Entwicklung der NGOs“. Dieser Punkt wurde von der Kollegin ausgelassen, da er als irrelevant für die Konferenz eingeschätzt wurde und die Veranstaltung unter Zeitdruck stand.

Das wichtigste Mitglied der Warschauer Delegation sprach als Letzter. Er dankte sich für die Gastfreundschaft, lobte die Leistungen der Stiftung – ohne dabei ein Wort darüber zu verlieren, dass das Collegium Polonicum eine deutsch-polnische Einrichtung war und dass das, was uns auszeichnete, die universitäre und zivilgesellschaftliche deutsch-polnische Zusammenarbeit war – und äußerte folgende Bitte: „Könnte die Kollegin, die das Referat über die EU-Politik hielt, bitte noch einmal die Folie Nr. 13 öffnen?“ Als die Kollegin seiner Bitte nachkam, fuhr er mit folgenden Worten fort: „Bitte beachten Sie Punkt 3: ‚1937 – spanischer Bürgerkrieg und die Entwicklung der NGOs‘. Dieser Punkt suggeriert, dass das wichtigste historische Ereignis in Europa zu dieser Zeit der spanische Bürgerkrieg war. Nun, wir alle wissen, dass das wichtigste Ereignis dieser Zeit der deutsche Überfall auf Polen im Jahr 1939 war. Die Ablenkung von diesem Ereignis scheint ein wichtiger Aspekt der Politik der Europäischen Union zu sein, die die Geschichte zum Nachteil vor allem des polnischen Volkes verfälscht.“ Und er holte weiter aus. Er sprach davon, dass die Polen und ihr Heldentum nie gewürdigt worden seien. Dass niemand Wiedergutmachung für die Leiden Polens geleistet habe, dass die aktuelle Regierung sich mit aller Kraft dagegen wehre und Polens Ehre und Würde mit allen Mitteln verteidigen werde.

In mir kochte es. Als Gründer der Stiftung, langjähriger Vorstandsvorsitzender und Vorstandsmitglied fühlte ich mich verpflichtet, auf diese groteske Rede zu

reagieren. Ich stand auf und erklärte, dass wir uns nicht für die Vergangenheit, sondern für die Zukunft interessierten, dass die Europäische Union nicht die Geschichte verfälsche, sondern eine Vision von ihr präsentiere, die die am wenigsten umstrittene aller parteiischen nationalen Visionen sei, und dass es in dem Papier nicht um diese völlig irrelevanten Themen gehe, sondern um die Auslösung der sozialen Energien, um die Unterstützung der Regierung bei ihren komplexen Aufgaben, um die Zusammenarbeit mit dem Nachbarn, der ebenso wie wir an einem friedlichen Zusammenleben interessiert sei. Die Herren reisten dann nach Warschau ab, und die polnische Regierung lehnte es ab, die Kollegin zu unterstützen. Ein anderer wurde nach Brüssel geschickt.

Wie verhält es sich nun mit dem Populismus und seiner Rationalität beziehungsweise Irrationalität? Voraussetzung für den Aufstieg auf eine höhere Stufe in Maslows Bedürfnispyramide ist die Befriedigung der Bedürfnisse der jeweils aktuellen Stufe. Es gibt also so etwas wie eine Basisstufe des Lebens im Menschen, wo er das Gefühl hat, dass die Dinge sich stabil entwickeln, dass es Nahrung, Wohnung, Familie, soziale Absicherung gibt. Und darüber beginnt eine Ebene, auf der sich die Frage stellt: Aber bin ich etwas wert? Was ist mein Leben wert? Welchen Sinn hat es? Wie fühle ich mich bei alldem?

Die Populisten, die in Polen acht Jahre lang an der Macht waren, haben niemanden umgebracht, niemanden ins Gefängnis gesteckt und nicht einmal ihre Gegner mit Geldstrafen überzogen. Sie haben die Wirtschaft nicht spektakulär geschädigt (oder sogar, wie sie behaupteten, sehr gut entwickelt), sie haben den Kulturschaffenden nicht den Mund gestopft, sie haben die soziale, spontane Energie nicht blockiert. In der elementaren Sphäre des Lebens haben sie die Dinge nicht verschlechtert und sogar – durch Sozialtransfers – einem großen Teil der Gesellschaft ein Gefühl der wirtschaftlichen Sicherheit gegeben.

Aber in der Sphäre oberhalb dieser Lebensgrundlage haben sie enorme Verwüstungen angerichtet. Vergleicht man die Gesellschaft mit dem griechischen Oikos, dem Familienanwesen, das für das materielle und geistige Wohlergehen der gesamten Mikrogemeinschaft sorgt, so sind die Populisten in das Gebäude hineingestürmt, haben die früheren Hausherrn niedergeschrien, den Verwalter gefeuert, die Familienmitglieder beleidigt, die Möbel im Wohnzimmer umgestellt, die Familiengemälde umgehängt, einige mit Kitschlack überzogen und andere mit stinkender Jauche übergossen. Doch das Leben auf dem Hof geht weiter, die Ernte wird eingebracht, im Hof werden Versammlungen abgehalten und in der Küche werden die Knechte mit üppigen Mahlzeiten versorgt.

Die polnischen Populisten haben das Ego von 30–40 Prozent der Bevölkerung erhöht und es (so die eisernen Regeln der Hydrodynamik des Wertes) bei den restlichen 60–70 Prozent radikal gesenkt. In Polen wurde ein Zustand geschaffen, in dem ein großer Teil der Bürger auf die Frage, wie es ihnen gehe, antwortete, dass das Leben unerträglich sei. Das Eindringen der Populisten in die Sphäre der Würde und ihre Inbesitznahme fanden leider im formalen Rahmen demokratischer Regeln statt. Auch das konnte niemand vorhersehen – solange die Welt auf den unteren Stufen der Maslow'schen Pyramide verharrte. Es ist eine große Aufgabe

für die Intellektuellen der Gegenwart, Wege zu finden, um die Demokratie gegen den Missbrauch ihrer eigenen Regeln zu schützen. Doch die polnischen Populisten machten sich auch anderer Verfehlungen schuldig. Sie haben die Atmosphäre außerhalb des Landes verdorben, vor allem im Hinblick auf Deutschland.

4.7 Vergiftete Verlobung

Die Angriffe auf Deutschland durch Mitglieder der polnischen Führungselite wurden in Deutschland selbst mit erstaunlicher Geduld aufgenommen. Ich beobachte die deutsche politische Szene und die deutschen Medien seit Jahren und nicht ein einziges Mal ist mir eine Reaktion begegnet, die auf dem gleichen intellektuellen Niveau wie die Angriffe angesiedelt war. Es kam nie zum „Zurückbeißen“. Natürlich reagieren zivilisierte Menschen nicht auf primitive Unterstellungen, aber ein gewisses Maß an Reaktion auf Häme, Beißen oder zumindest Kneifen ist durchaus gerechtfertigt. Die Standardreaktion auf das Diktum, 1,3 Billionen Euro zu zahlen, war indes: „Wir müssen mehr Aufmerksamkeit aufbringen, damit das Leid der Polen tiefer in das Bewusstsein der breiten Masse der deutschen Gesellschaft dringt“. Und die Erwiderung auf die Unterstellung: „Die Deutschen wollen unsere Wirtschaft an sich reißen, um uns zu ersticken“, lautete: „Wir sollten in Berlin ein Deutsch-Polnisches Haus eröffnen, damit die Deutschen die Polen besser verstehen können.“ Nach 30 Jahren Erfahrung wusste ich, dass sowohl diese Geduld als auch diese Entschuldigung für den Zweiten Weltkrieg, von der ich vorhin sprach, eine der hydrodynamischen Techniken war, die die Deutschen vielleicht als einzige Gesellschaft (anscheinend) perfekt beherrschen. Dazu mehr an einer anderen Stelle. Wirklich traurig war jedoch, dass sich – trotz dieser Geduld – die tatsächliche Haltung der Deutschen gegenüber den Polen in den letzten Jahren verschlechtert hat. Es war keine Lawine der Verschlechterung, aber sie war spürbar. Statistische Erhebungen – wie die des Deutschen Polen-Instituts in Darmstadt – zeigten zweierlei: ein relativ stabiles (wenn auch leicht verschlechtertes) Bild von Polen und den Polen in den Augen der Deutschen und ein etwas besseres Bild – trotz der Bemühungen der polnischen Regierungspropaganda – von Deutschland und den Deutschen in Polen. Ich erinnerte mich an das fantastische erste Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, in dem die Akzeptanz des Nachbarn in Polen und Deutschland in verschiedener Hinsicht 70 bis 80 Prozent erreichte (im Vergleich zu 5 bis 7 Prozent in den frühen 1990er Jahren). Die aktuellen „Pi mal Daumen“ etwa 50 Prozent erfüllten mich jedoch nicht mit Freude. Dennoch zeigten die Statistiken weder Hass noch Abneigung, sondern schlicht eine freundliche Nachbarschaft. Da man – wie Tolstoi zu sagen pflegte –, wenn man sein Dorf beschreibt, die ganze Welt beschreibt, werde ich die Geschichte der deutsch-polnischen Annäherung am Beispiel der Viadrina skizzieren. In dieser Geschichte wird es um Imponderabilien gehen, also um Dinge, die schwer zu fassen sind. Und die sahen meiner Meinung nach folgendermaßen aus:

Nach den Plänen der ersten brandenburgischen Regierung sollte die Viadrina eine Brücke zwischen West- und Osteuropa sein, was für die damalige Zeit konkret

eine Öffnung in Richtung Polen bedeutete. Diese Öffnung war intentionell, etwa wie bei einem jungen Mann, der sich in ein Mädchen verliebt, von dem alle sagen, dass es eine wunderbare Frau sein wird. Als Teilnehmer an den ersten brandenburgisch-polnischen Begegnungen und als jemand, der von brandenburgischer Seite wie ein „Mannschaftsmitglied“ behandelt wurde, habe ich gesehen, wie wenig die Brandenburger über Polen wussten und wie wenig sie mit der Realität des polnischen Hochschulwesens zu Beginn der 1990er Jahre vertraut waren. Auf der polnischen Seite sah es ähnlich aus. Das polnische Mädchen lächelte den deutschen Junggesellen an, weil er aus einer besseren Welt kam. Beide Seiten lebten in einer Welt der Illusionen, träumten zeitweise von einer Verlobung. Und es ist kein Wunder, dass Illusionen manchmal zerplatzen. Hier einer der dramatischen Momente:

Als die erste Delegation unter der Leitung des Vizeministers für Wissenschaft und Hochschulwesen aus Warschau in Frankfurt (Oder) eintraf, wurden die Bedingungen für eine Zusammenarbeit bei der Gründung der Viadrina und eines grenzüberschreitenden Universitätszentrums erörtert. Das Collegium Polonicum war zu diesem Zeitpunkt überraschenderweise noch nicht im Gespräch. Ich hatte das Vergnügen, während der Gespräche zu dolmetschen, denn ich war nur der bescheidene Koordinator für internationale Kontakte beim Gründungsbüro der Universität. Der polnische Vizeminister erklärte, dass die polnische Regierung einen Campus für Viadrina-Studierende in Ślubice errichten, polnische Studienkandidaten rekrutieren und die Aktivitäten der Brandenburger politisch unterstützen werde. Allerdings stellte er eine Bedingung: Alle künftigen Viadrina-Absolventen müssten einen polnischen Sprachtest bestehen. Bei dieser Bedingung staunte die deutsche Delegation nicht schlecht. Ein deutscher Studierender soll nach vier bis fünf Jahren Studium kein Diplom erhalten, weil er mit den sieben Fällen der Deklination von „dziesięcioro dzieci“ nicht zurechtkommt? Warum eigentlich?

An diesem Punkt drohten die Gespräche zu scheitern. Die Delegationen begaben sich in getrennte Räume, um unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu beraten, und ich ging als Kompromissbote zwischen diesen Räumen hin und her. Dieser Kompromiss wurde schließlich erreicht. Die Polen gaben ihre Bedingung auf, und die Brandenburger versprachen, dass jeder Studiengang Aspekte der polnischen Geschichte und Kultur einbeziehen werde. Rückblickend lässt sich sagen, dass sie diese Zusage einlösten, solange es die historischen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen zuließen.

Nebenbei bemerkt: Diese verrückte polnische Forderung ist nichts weniger als eine perfekte Illustration des von mir erwähnten Phänomens der Wertedynamik: Der Bürgermeister runzelt die Stirn, wenn Deutsche ihn spontan zu Gesprächen mitschleppen, nichtdeutschsprachige polnische Diskutanten negieren den Sinn des Projekts. Wenn wir unbewusst das Gefühl haben, dass unser Selbstwertgefühl sinkt, weil die andere Seite uns überragt – und für die im kommunistischen Polen aufgewachsenen Akademiker war die im wiedervereinigten Deutschland entstehende Universität, die nach Gottfried Wilhelm Leibniz sowie den Gebrüdern Humboldt duftete und jungen Polen als erste Hochschule in der westlichen Welt ein kostenloses Vollstudium ermöglichte, die überragende Seite –, dann versuchen

wir, uns mit allen Mitteln auf eine höhere Ebene des Selbstwerts zu erheben, auch gegen die Vernunft.

Aber die Hydraulik des Wertgefühls wurde auch von den deutschen Partnern angewandt. Ich erinnere mich an die ersten Bewerbungsgespräche für eine Professur in den Rechts-, Wirtschafts- und dann in den Kulturwissenschaften. Manchmal wurde ich als Beobachter eingeladen, sozusagen informell, weil ich Pole war – und das war bereits die besagte Hydraulik, die den Wert dieser Gespräche steigerte und natürlich mein Ego stärkte. Alle Kandidaten, die vor den Ausschuss traten, liebten Polen! Alle hatten sich schon immer für Polen interessiert, sie hatten Freunde in Polen, sie versuchten schon seit langem, Polnisch zu lernen, aber irgendetwas war ihnen immer in die Quere gekommen. Dieser und jener hatte einmal eine polnische Freundin gehabt und – soweit ich mich erinnere – zwei hatten polnische Ehefrauen. Ich konnte kaum glauben, was ich da hörte. Als ich zuvor in Westdeutschland gewesen war, hatte ich dort ein deutlich höheres Maß an Wissen über Polen festgestellt als in Frankreich oder Großbritannien – aber in diesem Ausmaß? Ich konnte natürlich nicht ausschließen, dass sich gerade die Personen, die bereit waren, die politische Mission der Viadrina zu erfüllen, um Professuren bewarben, aber der Wunsch, sich durch Verbindungen zu dieser verschleierte Geliebten aufzuwerten, war offensichtlich.

Die Kandidaten für die Viadrina-Professuren waren damals Mitte vierzig und älter, gehörten also zur '68er Generation, also zu der Generation, die als Erste über die Kriegsschuld der Deutschen diskutierte und die Polen nicht als Wilde betrachtete, die vielen Deutschen die östliche Heimat weggenommen hatten. Es waren Menschen, die Andrzej Wajdas Filme gesehen hatten, die wussten, wer Jerzy Grotowski und Tadeusz Kantor waren, die eine Vorstellung davon hatten, dass die polnische Poesie großartig war. Sie wollten sich mit Polen versöhnen und etwas für Polen tun. In ihrer Generation entstand und verbreitete sich in Westdeutschland eine Haltung der Demut, deren Bedeutung für Europa enorm war. Aber davon wird noch die Rede sein. Diese Haltung keimte auch unter den Ostdeutschen auf, aber in viel geringerem Maße, vor allem unter den evangelischen Christen, die mit der Aktion Sühnezeichen verbunden waren. Diejenigen, die diese Haltung der Bescheidenheit teilten, glaubten, dass Polen etwas Wertvolles sei – wegen seiner Kultur, seiner leidvollen Vergangenheit, seiner edlen Aufstände für die Freiheit und seines geringen Durchdringungsgrades mit totalitärer Ideologie – und dass dieser Wert hochgehalten werden müsse, auch um sich selbst herabzusetzen (das eiserne Prinzip der Werthehydraulik), wobei das Sichherabsetzen die edelste Manifestation der Menschenwürde sei.

Für mich als Pole war diese Zeit an der Viadrina wunderschön. Alle sprachen gut von Polen, alle wollten mit Polen zusammenarbeiten, alle wollten die polnische Sprache lernen (tatsächlich meldeten sich jedes Jahr nur 150–170 von 6000 Studierenden an, um Polnisch zu lernen, aber wer hätte das schon prüfen wollen). Es war in Mode, den Wunsch zu äußern, in Wohnheimen auf der polnischen Seite zu leben, nach Polen in den Urlaub zu fahren, polnisch-deutsche Paare unter den Studierenden zu suchen, sie zu fotografieren und zu interviewen. Die Lehrenden versuchten,

polenbezogene Schwerpunkte in ihre Forschungsprogramme einzubauen. In der Studierendenorganisation dominierte die polnisch-deutsche Bewegung „Begegnung“, welche das Studierendenparlament und die Agenden des AStA eroberte.

4.8 Normalität als moralisches Nichtsein

Das geistige Leben der Menschen ist wie das Leben der Erdatmosphäre: Winde wehen, Hochs und Tiefs wechseln, Stürme ziehen vorbei, das Klima verändert sich. Mehr oder weniger bis zum Ende des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts war das Klima für Polen ausgezeichnet. Dann ging die '68er Generation der Professorinnen und Professoren in Pension. Die nächste Generation – die in den 1970er-Jahren geborenen Vierzigjährigen, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs erwachsen wurden – empfand deutlich weniger für Polen und betrachtete das Land auch nicht als besonders bedeutsam auf der Weltkarte. Für sie war Polen der gleiche Nachbar wie Dänemark, die Tschechische Republik, Österreich und die Schweiz, d.h. ein Nachbar, der durch das Prisma der Anzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen, der Platzierung der Universitäten in internationalen Rankings und der Attraktivität bilateraler Projekte betrachtet werden musste. Und hier war die Attraktivität Polens – leider – schwächer als die Frankreichs oder der Schweiz. Schließlich waren nicht einmal diese Länder die Magneten, die die Nadel des geistigen Kompasses ausrichteten. Dieser Magnet waren – wie könnte es anders sein – die USA, und die kleineren Magnetpole waren China und die lateinamerikanische Welt. Auch bei den Studierenden ging das Interesse an Polen zurück. Statt der polnischen Sprache kam Spanisch in Mode und statt des Lebens auf der polnischen Seite wurde das Leben in Berlin cooler, in einer Stadt, die sich zu einer echten multinationalen, multikulturellen und multikonfessionellen Metropole entwickelt hatte. Obendrein trat Polen der Europäischen Union bei, die Grenze wurde geöffnet, man konnte auf der Autobahn nach Warschau bei McDonald's speisen, genau wie in Deutschland, Frankreich oder Portugal. Und warum sollte man sich über die Lehrenden beschweren? Im Jahr 2010 wurde ich eingeladen, für die Akademie für Zivildienstleistende in Westdeutschland ein Seminar über Polen zu halten. Zu Beginn des Seminars – im Saal saßen 20 junge Männer, die den Wehrdienst verweigert hatten, also die moralische Instanz darstellten – versuchte ich, sie mit antipolnischen Stereotypen zu provozieren, dass die Polen Autodiebe, Spargelstecher, Schmutzfinken und Säufer seien. Die Zuhörer reagierten nicht auf die Provokationen, sondern lächelten nur höflich. Ich begann, ihr Wissen auszuloten. Nach einer halben Stunde stellte ich fest, dass sie nichts über Polen wussten. Buchstäblich nichts! Sie wussten nicht, wer Lech Wałęsa oder Andrzej Wajda, was Solidarność war, geschweige denn, dass es die Teilungen Polens gab. Ich verstand, dass in dieser wunderbaren neuen Welt des vereinten Europas ein Land so viel bedeutete, wie viel es an Vergnügen (Pizza? Fjorde? Coffeshops?), spektakulären Produkten (Lego? Whisky? Nokia?) oder spektakulären Politikern (Emmanuel Macron? Angela Merkel? Viktor Orban?) bot.

Natürlich sind solche oberflächlichen Merkmale Ausdruck des inneren Potenzi- als – jener Energie, die eine Gesellschaft insgesamt hervorbringt. Polen hat davon nie genug erzeugt, um junge Menschen dazu zu bewegen, lieber auf Polnisch als auf Englisch zu studieren oder Wissenschaftler zu motivieren, ihre Arbeiten eher in Polen als in Großbritannien zu veröffentlichen. Die „Normalisierung“ der Beziehungen zwischen Polen und Deutschland verlief natürlich nicht geradlinig. Die Faszination für Polen an der Viadrina ging zwar vorüber. Auch die Faszination junger Polen für die Viadrina war vorbei, weil sie sich nach dem Beitritt Polens zur EU von anderen, vor allem britischen Universitäten angezogen fühlten. Aber die große gegenseitige Sympathie hielt bis Mitte des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts an. Ich erinnere mich an mehrere soziologische Umfragen, in denen die Deutschen den Polen bessere Eigenschaften zusprachen als den Tschechen. Wenn man sie fragte, behaupteten sie, dass die Polen fleißiger und wohlhabender seien als die Tschechen und der polnische Staat gesetzestreu. Bei allem Patriotismus war ich überzeugt, dass diese Einschätzungen übertrieben waren. Es gab schon immer einen zivilisatorischen Unterschied zwischen Polen und Tschechen, der zugunsten der Tschechen ausfiel. Auch in Bezug auf die Weltanschauung hatten die Tschechen einen viel rationaleren Ansatz für die Lösung geopolitischer Probleme und dachten im Allgemeinen viel moderner als die Polen. (An dieser Stelle erinnere ich mich auch an eine Reportage über die Situation der Roma in verschiedenen europäischen Ländern, die auf dem Sender Arte gezeigt wurde. Diese in Deutschland produzierte Reportage dokumentierte die Schwierigkeiten, mit denen die Roma konfrontiert waren. In Frankreich wurden ihre Lager geräumt, im Vereinigten Königreich und in Spanien machte man ihnen das Asylverfahren faktisch unmöglich, in Deutschland lebten sie zusammengepfercht in Unterkünften unterhalb des Mindeststandards, und in Ungarn sowie der Tschechischen Republik wurden sie misshandelt. Nur in Polen hatten sie ein staatlich bezahltes Festival ihrer eigenen Kultur, sie lebten nicht in Ghettos, es wurde ein Film über ihre Dichterin, Bronisława Wajs, bekannt als Papsza gedreht und selbst das Wort „Zigeuner“ wurde nicht als beleidigend angesehen. Polen als das Licht der Nationen! Dieser Film hat mich so bewegt, dass ich meinen Kindern davon erzählt habe.)

Diese hohe deutsche Wertschätzung war lediglich die jüngste Ausprägung dessen, was man als deutsch-polnische Versöhnung bezeichnete – ein Phänomen, das sich als Welle öffentlicher Stimmung oder gegenseitiger Faszination deuten lässt, die beide Länder erfasste. Ich hätte wohl wissen müssen, dass eine Welle immer sowohl einen Aufstieg als auch einen Abstieg kennt. Und doch war ich schockiert, als die deutsch-polnischen Beziehungen in die Phase des Abschwungs gerieten. Dieser Abstieg war keineswegs von beiden Seiten gewollt oder initiiert. Er wurde von der populistischen Wählerschaft eingeleitet. Dabei zeigte diese Wählerschaft anfangs keine klaren antideutschen Tendenzen. Einige Umfragen zeigten lediglich, dass die Akzeptanz der Deutschen als Nachbarn abnahm, je weiter man sich von der Grenze entfernte. Aber es war kein signifikanter Rückgang. Die antideutsche Stimmung wurde von einer Gruppe von etwa einem Dutzend polnischer Politiker geweckt oder vielmehr nach den klassischen Regeln der Wertehydraulik angefacht

worden. Natürlich kann nur das bewegt werden, was bewegt werden kann, woraus sich potentiell Spannungen ergeben können. Dieser Faktor war vorhanden. Und die Verlobung wurde vergiftet.

An dieser Stelle sei nur gesagt, dass von 2015 bis 2025 die antideutsche Rhetorik der polnischen Regierung ungeheuerliche Ausmaße annahm. Es gab Tage, an denen in der Hauptnachrichtensendung des staatlichen Fernsehens (das früher ein normales öffentliches Fernsehen gewesen war, dann aber von der Regierungspartei übernommen und zu einer Propagandamaschine umfunktioniert wurde) der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft ein Dutzend Mal als Quelle des Übels, als Bedrohung für den Frieden, als zerstörerische Wirtschaftsmacht und als Zentrum aggressiver Aktionen gegen Polen bezeichnet wurden. Viele dieser Anschuldigungen wurden mit dem Oppositionsführer Donald Tusk in Verbindung gebracht, der als „deutscher Agent“ und generell als jemand dargestellt wurde, der seine polnische Identität verleugnet und aus niederen Beweggründen eine deutsche Identität angenommen habe. Dies wurde mit scheinbar absurden Bildern veranschaulicht, wie z.B. einer Sequenz, die aus einer von Tusk auf Deutsch gehaltenen Rede herausgeschnitten wurde. Die Sequenz dauerte drei Sekunden und enthielt die beiden Wörter „für Deutschland“. Sie wurde nicht hunderte, sondern tausende Male wiederholt, um den Eindruck zu erwecken, dass Donald Tusk, der mit den Stimmen von 27 Ländern gegen die 1 Stimme der polnischen Regierung zum Präsidenten des Europäischen Rates (2014–2019) gewählt wurde, ein Deutscher sei oder zumindest die Essenz des „Polentums“ verraten habe. Diese Intensität der Propagandabemühungen erinnerte an die Zeit der größten Verbissenheit der europäischen Totalitarismen der 1930er Jahre.

An dieser Stelle möchte ich den deutsch-polnischen Faden von dem Faden der Flüssigkeit in den kommunizierenden Röhren trennen, die die polarisierten gesellschaftlichen Gruppen in der westlichen Zivilisation zu Beginn des 21. Jahrhunderts hatten schaukeln lassen. Wir werden wegen der Haltung Deutschlands auf den deutsch-polnischen Faden zurückkommen. Und wir werden uns wegen der Viadrina und der Rolle der Universitäten in der kommenden Welt mit den Bewegungen in kommunizierenden Röhren beschäftigen.

Obwohl die neue Generation der Professorinnen und Professoren keine besondere Neigung Polen gegenüber hatte und die neue Studierendengeneration sich ideologisch eher an globalen Themen orientierte – Klima, soziale Gerechtigkeit, Minderheitenrechte –, drängte die Viadrina-Leitung auf Kontakte mit Polen, denn es war allen klar, dass eine Schwächung oder ein Abbruch dieser Kontakte die Viadrina mit der Frage aus der Öffentlichkeit konfrontieren würde: „Wenn ihr mit Polen, das jenseits der Grenze liegt, nicht zusammenarbeiten könnt, was könnt ihr dann überhaupt?“ Das Feld der Zusammenarbeit mit Polen verengte sich jedoch von Jahr zu Jahr weiter. Nachdem die gesamte politische und symbolische Sphäre – der Ort, an dem sich Politiker treffen, an dem Abkommen unterzeichnet werden, an dem besondere Ereignisse gefeiert werden – verschwunden war, blieben nur noch die zugegebenermaßen großen, aber alternden Teile des polnischen Establishments und die Zusammenarbeit mit der Adam-Mickiewicz-Universität (die

in Polen an vorderster Front für den Europäismus, den Liberalismus und jene triviale grenzüberschreitende Zusammenarbeit kämpfte, die weder spektakulär noch einfach ist) oder auch die tägliche Zusammenarbeit am Collegium Polonicum. Es wurde auch immer deutlicher, dass eine große polnische Universität wenig zu bieten hat, wenn es um die neuesten Forschungsergebnisse und wissenschaftlichen Trends geht. Die European New School of Digital Studies, die am Collegium Polonicum eingerichtet wurde, wurde zu 90 Prozent von der Viadrina und Brandenburg und nur zu 10 Prozent von der polnischen Seite getragen. In einer Zeit, in der Polen den Bonus seines Sonderstatus genoss, wäre die wertemäßige Gesamtbilanz der Zusammenarbeit ausgeglichen gewesen. Und das ist – wie eines der Theoreme der Hydrodynamik der Werte lehrt – die beste Voraussetzung für den Energiefluss in beide Richtungen, also die beste Voraussetzung zur Kooperation.

Aber der Wert Polens für die Viadrina nahm ab, so wie der Wert Polens in der Außenwahrnehmung der Deutschen abnahm. Die unerbittlichen Angriffe der polnisch-populistischen Propaganda, die sicherlich in erster Linie darauf abzielten, die Stimmung der eigenen Wähler aufzuwärmen und die Opposition anzugreifen, begannen in die tieferen Schichten des deutschen gesellschaftlichen Bewusstseins einzudringen und dessen Einstellung zu verändern. Wenn man 30 Jahre lang eine sehr freundliche Beziehung zu einer Familie über den Zaun hinweg geführt hat und wenn man dann sieht, wie der Ehemann anfängt, seine Frau zu beschimpfen, wenn man jede Nacht ihr Geschrei hört und jeden Morgen ihre Klagen, dann vergeht irgendwann – auch wenn der Ehemann weiterhin grüßt und man mit ihm weiterhin gut beim Garagenbau zusammenarbeiten kann – der Wunsch nach Freundschaft.

4.9 Eine neue Liebe am Horizont

Und die Sehnsucht der Viadrina nach einer Freundschaft mit Polen begann langsam zu schwinden, und dies umso mehr, als eine neue verschleierte Braut auftauchte. Obwohl das Mädchen eine aufgeplatzte Lippe und eine blutende Nase hatte, war sie frisch, leidenschaftlich, geheimnisvoll und strahlte gleichzeitig mit edlen Tugenden. Ihr Name war Ukraine. Könnte man sich vielleicht mit ihr verloben?

Diese oberflächlichen Metaphern werten den Inhalt nicht ab. Der wissenschaftliche Diskurs hat manchmal Schwierigkeiten, einfache und grundlegende Zusammenhänge zu erfassen. Und diese Schwierigkeiten nehmen zu, je komplizierter und differenzierter die wissenschaftlichen Diskurse werden. Die Metaphern sollen dagegen die allgemeinen Beziehungen zwischen den größten Akteuren der sozialen Interaktion, nämlich den Staaten, erfassen. Und diese gewinnen und verlieren in der gegenseitigen Wahrnehmung am häufigsten aus nicht substantiellen Gründen. Wenn Staaten über ein großes Potenzial verfügen, das anderen Angst macht, begegnet man ihnen entweder mit Furcht und wirft ihnen alles Mögliche vor – oder man erwartet von ihnen, die Führungsrolle zu übernehmen und für Ordnung zu sorgen, selbst wenn sie sich redlich bemühen, vorsichtig aufzutreten und sanft zu sprechen. Ist ein Staat hingegen klein und unbedeutend, neigt er ent-

weder dazu, in Ressentiments zu verharren oder – sobald sich eine Gelegenheit bietet – alles aufblitzen zu lassen, selbst das eigene Leid. Die Ukraine, die 30 Jahre lang am Rande Europas und gleichzeitig am Rande Russlands vegetierte, erregte nach dem russischen Angriff weltweite Aufmerksamkeit – die Aufmerksamkeit Deutschlands und auch die der Viadrina.

Die Viadrina begann aufgrund ihrer Lage und aufgrund der Zusammenarbeit mit der AMU im Collegium Polonicum etwa zehn Jahre vor dem russischen Angriff, eine Art Ukraineaffinität zu entwickeln. Es handelte sich dabei um ein sehr merkwürdiges Phänomen, das schlicht mit der Hydrodynamik der Werte zu tun hat und sich spontan und für alle Beteiligten überraschend einstellte. Es begann wahrscheinlich damit, dass die Adam-Mickiewicz-Universität am Collegium Polonicum im Zusammenhang mit dem allgemeinen Rückbau der polnischen und slawischen Studien in ganz Deutschland – die „Normalisierung“, von der wir gesprochen haben – beschloss, eine angeblich ignorierte Nachfrage zu befriedigen und am Collegium einen Studiengang Polnisch als Fremdsprache zu initiieren. Die Hoffnung richtete sich auf deutsche Studierende, obwohl sich jeder unabhängig von seiner Nationalität bewerben konnte. Im ersten Jahr wurden 30 Plätze ausgeschrieben, und es bewarben sich nur 2 oder 3 Studierende aus Deutschland, aber 27 aus Russland, Belarus und vor allem der Ukraine! Man dachte, es handle sich einfach um einen Fehler in der Informationspolitik. Im folgenden Jahr wurde die Werbeaktion in Deutschland intensiviert, aber das Ergebnis war dasselbe: wenige Studierende aus Deutschland und Westeuropa und eine erdrückende Mehrheit aus dem europäischen Osten oder dem Kaukasus.

4.10 Von der Peripherie fast ins Zentrum

Für mich als Leiter einer Einrichtung, die immer nach Westen, nach Deutschland, geschaut und versucht hat, westeuropäischen Standards gerecht zu werden, war diese Erfahrung eine Offenbarung. Ja, man sollte in Richtung der „besseren“ Welt schauen, aber dann wird man immer auf eine alptraumhafte Weise eine „minderwertige“ Welt bleiben. Wenn man sich dagegen umdreht und den Blick um 180 Grad wendet, erkennt man, dass der eigene Standort für viele Menschen eine „bessere“ Welt darstellt – für eine Zahl von Menschen, die doppelt so groß ist wie jene, die zuvor im „westlichen“ Blickfeld lag. Seitdem versuchten mein Team und ich, die Wissenschaftler und Entscheidungsträger der Adam-Mickiewicz-Universität und der Viadrina, die uns unterstützten, gleichzeitig Signale gen Westen und den Osten zu senden.

Eine andere Frage ist, warum sich ukrainische Studierende für eine kleine Grenzstadt interessieren, obwohl – wenn sie in Polen oder in Deutschland studieren wollen – ein paar Dutzend große, renommierte Universitäten zur Verfügung stehen. Auch hier wird die Antwort am klarsten durch die Theorie der Hydrodynamik der Werte gegeben. Jeder von uns hat in seinem Unbewussten eine axiologische Karte der Welt und kann darauf mehr bzw. weniger wertvolle Gebiete einzeichnen. Das

deutsch-polnische Grenzgebiet ist für die Ukrainer aus zwei gegensätzlichen, aber sich positiv überlagernden Gründen wertvoll. Erstens sind die polnische Kultur und die polnische Sprache für die Ukrainer seit Jahrhunderten Träger der Hochkultur, so wie es die französische oder deutsche Sprache und Kultur für die Polen waren. Zweitens war Polen damals ein „kleines Eldorado“ für Ukrainer. Es war leicht, eine Arbeitserlaubnis zu bekommen und sich unter Slawen zu bewegen, die vor einer Generation genauso stark vom Kommunismus geschädigt waren wie die Ukrainer und die jetzt in einem demokratischen und – aus der Sicht der Ukrainer – „appetitlichen“ und wohlständigen Land leben. Die Deutschen hingegen gelten natürlich als die oberste Klasse: in kultureller Hinsicht, zivilisatorisch und in einer verdrehten Hassliebe. Sie haben zwar in der Ukraine gemordet, aber keiner außer ihnen hat die Unabhängigkeitsideale der Ukrainer gefördert. Sie unterstützten „Patrioten“ wie Stepan Bandera oder Roman Schuchewytsch und waren einst das einzige Gegengewicht zu Russland. Ja, die Deutschen waren und sind im Unterbewusstsein der Ukrainer genauso positiv kodiert wie die Polen.

So begann der kleine, aber axiologisch attraktive grenzüberschreitende Standort Viadrina-Collegium Polonicum in der Mitte Europas, Ukrainer anzuziehen, und zwar ganz bewusst. Am Collegium Polonicum wurde aus den brandenburgischen Mitteln eine Professur für Ukrainistik eingerichtet, und das 2011 gegründete Zentrum für interdisziplinäre Polenstudie, das von dem damaligen Universitätspräsidenten Gunter Pleuger als „Leuchtturm“ der Viadrina bezeichnet wurde, wurde in das Center of Polish and Ukrainian Studies umgewandelt.

Im Hinblick auf die Interessen der Viadrina war dieser Schritt durchaus vernünftig. Die staatlichen Rahmenbedingungen des polnischen Partners in der PiS-Ära waren zu einem undankbaren oder zumindest unsicheren Faktor geworden. Es war daher rational, dieses Ärgernis mit etwas oder jemandem zu neutralisieren, der der Viadrina – zumindest für die nächsten Jahre – Legitimität und damit ein institutionelles Selbstwertgefühl verschaffte.

*

Ein paar Jahre vorauszuschauen, selbst wenn es nur ein paar Jahre sind, erscheint heute sehr riskant. Wir alle haben den Eindruck, dass die westliche Zivilisation eine beispiellos lange Periode von 80 Jahren Frieden, Stabilität, wachsendem Wohlstand, blühender liberaler Demokratie und Menschenrechten bereits hinter sich hat und nun in eine Zeit eintritt, in der diese Errungenschaften entweder unhaltbar oder direkt in Frage gestellt sein werden. Russlands Angriff auf die Ukraine hat den Krieg als Verhaltensweise eines europäischen Staates „entzaubert“, der Klimawandel hat die Freundlichkeit der Biosphäre als Wiege der Menschheit „entzaubert“, die Massenmigration hat die Gastfreundschaft der reichen Länder „entzaubert“, und der Schwund der Gestaltungskraft demokratischen Regierens hat direktes, gesetzesbrecherisches Handeln als Instrument der Politik auch „entzaubert“. Es sieht so aus, als ob das Verhältnis zwischen politischen und institutionellen Akteuren in den kommenden Jahrzehnten sehr schwankend sein wird. Und dieses Schwanken kann zunächst im Bereich der Werte – als radikales Ringen

um das Selbstwertgefühl – gesehen werden und dann vielleicht in den Bereich der physischen Auseinandersetzungen hinabsteigen.

Der Aufstieg in der Maslow'schen Pyramide verlagert den Schwerpunkt des Zusammenspiels zwischen Individuen, Institutionen und Staaten in den Bereich des Selbstwertgefühls. Dies ist ein sehr subtiler Bereich, der wenig mit physischen Zusammenstößen, Brutalität oder Krieg zu tun hat. Aber der Fahrstuhl, der uns Individuen und auch ganze Gesellschaften nach oben, in diese subtilen Bereiche führt, kann sich auch nach unten bewegen. Wir vergessen das, weil wir alle in den oberen Etagen der Zivilisation sein wollen. Wir erliegen der Illusion von Donald Duck, der seinen Urlaub mit einem Sprung vom Trampolin in einen Swimmingpool begann, selig am höchsten Punkt der Luft schwebte und den Eindruck hatte, er würde zwei Wochen lang so hängen. Doch irgendwann erinnerte ihn die Schwerkraft an die Realität und Donald Duck begann, nach unten zu fallen. Und im letzten Moment bemerkte er, dass kein Wasser mehr im Pool war. Der sich nach unten bewegende „ontische Fahrstuhl“, wie wir ihn nennen können, bedeutet nicht automatisch eine Katastrophe, aber er ist heftigen Erschütterungen ausgesetzt, wenn es bergab geht. Wer mit ihm fährt, sollte darauf vorbereitet sein.

4.11 Die Universität ist eine Schmiede – aber was schmiedet sie eigentlich?

In diesem Zusammenhang stellt sich eine grundlegende Frage: Wie sollte sich eine Universität in der zivilisierten Welt inmitten der Reibungen und Auseinandersetzungen der Wendezeit verhalten? Soll sie aktiv Partei ergreifen oder eher von der Seitenlinie aus zusehen und politische Neutralität wahren? Soll man die liberale Demokratie verteidigen oder lieber die Staatsmacht – selbst wenn sie autoritär ist – hinter sich haben? Und wenn man die liberale Demokratie verteidigt, bedeutet das, dass man auch uneingeschränkte Forschungsfreiheit unterstützt – die beispielsweise zulässt, den Intelligenzgrad der afroamerikanischen Bevölkerung zu untersuchen und mit dem der WASPs zu vergleichen? Oder verteidigt man lieber die Sensibilität der Afroamerikaner und lässt die „Wokeness“ an der Universität walten?

Diese Fragen sind keine theoretischen Dilemmata. In vielen Ländern sind die Universitäten bereits mit diesen Entscheidungen konfrontiert und in einigen beginnen sie, der autoritären Macht zu huldigen. Ein Szenario, in dem die Viadrina oder das Collegium Polonicum und die dahinter stehende AMU mit dem Dilemma der moralischen Legitimität ihrer eigenen Existenz konfrontiert werden, scheint zum jetzigen Zeitpunkt höchst spekulativ. Natürlich ist jede Zukunftsprognose spekulativ, denn die Zukunft hat nicht nur ein Szenario, sondern viele. Dennoch sind einige wahrscheinlicher, andere unwahrscheinlicher. Und Veränderungen in der Realität vollziehen sich nicht linear, sondern sprunghaft. Wenn wir die Zukunft vorhersagen, wetten wir also auf eine Variante einer Situation, die eintreten kann. Es lohnt sich also, die Zukunft vorherzusagen.

Und hier kommen wir wieder auf unsere Behauptung zurück, dass die überwiegende Mehrheit der Universitäten in dieser Welt heute kein wirklich anwendbares

Wissen produziert, sondern ein kollektives Selbstwertgefühl; in erster Linie für sich selbst. Die Wissenschaftler an den Universitäten erforschen, analysieren und vergleichen Inhalte, die in 99 Prozent der Fälle nicht über den akademischen Bereich hinausgehen, weil sie zu komplex, sprachlich zu perfekt und zu detailliert sind, um von der externen Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Diese Gemeinschaft ist informationsmäßig gesättigt und ermüdet durch die ständige Verarbeitung alltäglicher Informationen. Sie empfindet Spannungen anderer Art als wichtiger als kognitive Spannungen. Wenn die intellektuelle Produktion aller Universitäten (und davon gibt es angeblich 10.000) mit Wasser verglichen werden kann, dann ist die externe Gemeinschaft ein gesättigter Boden, in den dieses Wasser nicht eindringt, sondern hinunterfließt. (Am Rande sei erwähnt, dass die Ausnahme die wenigen Dutzend Universitäten unter den Top 100 der Shanghai-Rangliste bilden, von denen die gesellschaftlich aufnehmbaren Inhalte ausgehen.) Empirische Belege sind z. B. die erschreckende Bereitschaft selbst bei den Bürgern hochentwickelter Gesellschaften, sich bei politischen Wahlen von antiwissenschaftlichen, populistischen Argumenten leiten zu lassen, Verschwörungstheorien zu akzeptieren oder die bemerkenswert einfachen Erklärungsmuster der Realität aufzugreifen. Die These der 1990er Jahre, dass wir in eine Phase der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft eingetreten seien, hat sich schlichtweg als falsch erwiesen.

Was die Universitäten hervorbringen, ist in erster Linie ein kollektives Selbstwertgefühl, und zwar das der einzelnen Mitglieder der akademischen Gemeinschaften und der einzelnen akademischen Einrichtungen. Man forscht und schreibt in erster Linie, um Titel und Beförderungen zu erhalten und um mit dem eigenen oder dem reflektierten Licht der intellektuellen Potenz zu erstrahlen. Und all dies wird mit großem Eifer vorangetrieben. Junge Akademiker in Teilzeitjobs, die die Gründung einer Familie um zehn Jahre aufschieben, produzieren Doktorarbeiten, auf die niemand auch nur einen Blick werfen wird. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schreiben Artikel, die, abgesehen von den Gutachtern und Herausgebern der Zeitschrift, im Jahr nach der Veröffentlichung von 1,5 Lesern gelesen werden. (Es gibt solche Studien!) Und selbst wenn diese Artikel zitiert werden, ändert die Tatsache des Zitierens nichts an der sozialen Relevanz des wissenschaftlichen Inhalts: Er zirkuliert durch die internen intellektuellen Kanäle des wissenschaftlichen Weltnetzes und dringt nur selten in die Außenwelt vor; und wenn doch, dann nicht von der beliebigen Stelle, sondern von der Spitze der globalen Universitätspyramide. Wenn in der fiktiven Millionenstadt Marhataban die Quecksilberkonzentration im Wasser, das der Öffentlichkeit zur Verfügung steht, die Gesundheit von zehntausenden von Menschen bedroht und drei örtliche technische Universitäten sich bemühen, eine Methode zu entwickeln, um dieses Quecksilber zu neutralisieren, dann greift das Unternehmen, das von der Stadtverwaltung mit der Reinigung des Wassers beauftragt wird, in den allermeisten Fällen ohnehin zu einer Methode, die am Massachusetts Institute of Technology entwickelt wurde.

Aus globaler Sicht unterliegen sowohl die Viadrina als auch das Collegium Polonicum und die AMU globalen Prozessen. Produzieren die Universitäten also etwas

ganz anderes als das, wofür sie finanziert werden? Moment mal, was für eine unsinnige These! Und die Ausbildung der Studierenden? Denn ohne universitäre Bildung würde die Gesellschaft in einen mittelalterlichen Zustand zurückfallen. Entspannen Sie sich! Es ist keineswegs so, dass Hochschulwissen junge Menschen zu effizienten, kompetenten, produktiven und dynamischen Mitgliedern des Zivilisationsprozesses macht. Auch hier werden 90 Prozent der Energie darauf gerichtet, das Selbstwertgefühl junger Menschen zu stärken – und nicht ihr „Kompetenzpaket“.

Im Jahr 2000 nahmen 33 Prozent der Abiturienten in Deutschland ein Studium auf. Im Jahr 2012 waren es bereits fast 60 Prozent. Seit diesem Jahr ist das Interesse an der Hochschulbildung leicht zurückgegangen, aber 2022 sind es immer noch 54,7 Prozent. Gleichzeitig ist das Land in Panik, dass die Fachkräfte nicht reproduziert würden. Das heißt, dass das Studium etwas anderem dient als der Reproduktion des rein zivilisatorischen Bereichs. Anstatt Kaderschmiede für die Gesellschaft zu sein, wird dort etwa Schaumschlägerei betrieben, bei der hart verdientes Geld für Eitelkeiten ausgegeben wird?⁴⁶

Ja und nein. Wenn zwei Drittel der Universitäten in einem durchschnittlichen Land geschlossen würden, würde sich im gesellschaftlichen Alltag nichts ändern. Es würden die gleichen Autos auf den Straßen fahren, in den Restaurants würde das gleiche Essen serviert und im Radio würde die gleiche Musik laufen. Aber die soziale Atmosphäre hätte sich verändert. Die Dynamik der Realität würde sich verändern und auch etwas, das man das Glücksniveau der Menschen nennen könnte, hätte sich verändert.

Das Selbstwertgefühl ist keine flüchtige Manifestation der Eitelkeit, sondern eine der zentralen Steuerungsinstanzen eines jeden Organismus und damit auch eines höheren, menschlichen Organismus. Es diagnostiziert das Potential dieses Organismus, setzt es in Beziehung zum Potential der zehn, hundert oder gar tausend anderen Organismen, die ihn umgeben, und sagt ihm, wie er dieses Potential präsentieren soll, damit seine Beziehungen zu seiner Umwelt optimiert werden. Das Selbstwertgefühl hat eine weitere, sehr merkwürdige Eigenschaft: Indem es das Potential diagnostiziert, kann es dieses gleichzeitig stimulieren, und zwar in

⁴⁶ Das Problem betrifft die ganze Welt. Zum Vergleich ein aktueller Hinweis zur Lage in China: „Jahrzehntelang ermunterte Peking Familien dazu, den Nachwuchs auf die Universität zu schicken. Die Regierung baute die Hochschulen in atemberaubendem Tempo aus. Das Problem: Viele Unternehmen benötigen inzwischen Facharbeiter statt Akademiker. Doch ein System der dualen Ausbildung wie in der Schweiz, Deutschland und Österreich gibt es in China nur in Ansätzen. Auch strebt der überwiegende Teil der Eltern für seinen Nachwuchs nach wie vor einen Universitätsabschluss an – aus Prestige Gründen. In ihrer Not versuchen manche junge Arbeitslose nun, einen Job als Kurier- oder Taxifahrer zu finden. Andere machen es sich bei ihren, nicht selten vermögenden, Eltern bequem. Manche werden zu Aussteigern und ziehen in die Berge im Süden Chinas. Zumindest ein Teil der jungen Generation – gewöhnt an sozialen Aufstieg, Karriere und Wohlstand – droht zur Generation Hoffnungslosigkeit zu werden.“ Vgl. Matthias Kamp/Peter A. Fischer: Ein giftiger Cocktail: Wieso China mehr als nur ein Immobilienproblem hat, Neue Züricher Zeitung, 23.8.2023, <https://www.nzz.ch/wirtschaft/ein-giftiger-cocktail-wieso-china-mehr-als-nur-ein-immobilienproblem-hat-ld.1752493> (23.10.2023).

die eine oder andere Richtung, in Richtung Plus oder Minus. Das ist sehr merkwürdig. Es ist so, als ob ein Mann, der 500 Euro in seinem Portemonnaie hat und überzeugt ist, dass er 600 Euro hat, tatsächlich Waren für 600 Euro kaufen könnte, oder andersherum. Wenn er davon überzeugt ist, dass er nur 200 Euro besitzt und einkaufen geht, dann sind auf seltsame Weise in seinem Einkaufswagen am Ende Dinge im Wert von 200 Euro. Es ist hier nicht der Ort, dieses Phänomen zu analysieren. Wir alle kennen es aus Erfahrung, denn wir wissen, dass Lob, Respekt und Liebe uns Kraft geben, während Kritik, Abneigung und Verachtung uns Kraft rauben. Wir weisen lediglich darauf hin, dass auch Gesellschaften diese institutionelle Kontrolle brauchen, die beim Individuum in den Tiefen des Gehirns angesiedelt ist, während sie in großen sozialen Organismen im Netz der kulturellen Institutionen, der sozialen Organisationen und der Universitäten angesiedelt ist. Universitäten forschen und lehren. Aber je unbedeutender das Land ist, je provinzieller die Gegend, je geringer das Volkseinkommen, desto wichtiger ist die unausgesprochene und nie niedergeschriebene, aber dennoch eindringliche Botschaft: Wir sind etwas wert, ihr seid etwas wert und du, lieber Landsmann, bist auch etwas wert!

Und hier sind wir wieder bei der Hydraulik des Wertes. Diese Wasserleitung kann, wie die Wasserleitung jeder Form oder jedes Energieträgers, die Umwelt auf vielfältige Weise beeinflussen. Mit kontrolliertem Feuer kann man Prozesse der Schöpfung, des Wachstums, der Reifung, der Verschmelzung und der Durchdringung in Gang setzen, mit konzentriertem Feuer kann man schneiden, schmelzen, zerstören.

Unter den vielen Techniken zur Stimulierung des Selbstwertgefühls ist es wichtig, an dieser Stelle zwischen defensiven und offensiven Techniken zu unterscheiden. Offensivtechniken sind – kurz gesagt – die Gestaltung des eigenen, fremden oder gruppenspezifischen Selbstwertgefühls in der Weise, dass in der Umgebung eine heftige Dynamik entsteht: dass ich gelobt und mein Gegner kritisiert wird, dass traditionelle Arrangements als wertlos angeprangert und neue als die einzig richtigen angepriesen werden, dass die Debatte ein Kampf ist und dass die Gewissheit der eigenen Argumentation ihr Schlagkraft verleiht. Diese offensiven Techniken wurden mehr als einmal mit dem Wesen des akademischen Lebens in Verbindung gebracht. Die Universitäten der Renaissance, deren Gelehrte ihr Leben aufs Spiel setzten, um das düstere mittelalterliche Weltbild zu erschüttern, und die Universitäten der Aufklärungszeit, deren Denker für die Emanzipation der menschlichen Vernunft, die Emanzipation des Wissens und die Emanzipation des Bürgers kämpften, sind hierfür die besten Beispiele. Soll in der Gegenwart und insbesondere in der Zukunft der offensive Stil der Universitätsdebatte gepflegt werden?

4.12 Die Schwuchteln mit Gewehren

Am 17. Januar 2023 veranstalteten die Europa-Universität Viadrina und die Humboldt-Universität eine virtuelle Debatte mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj. Die Debatte stieß auf großes Interesse bei Studierenden und Wis-

senschaftlern. Der große Audimaxsaal war fast vollständig gefüllt. Der virtuelle Raum wurde durch eine Übertragung aus dem Audimax der Humboldt-Universität ergänzt.

Nach Ansprachen der Präsidentin der Viadrina Eva Kocher und der Präsidentin der Humboldt-Universität Julia von Blumenthal richtete Selenskyj aus Kiew eine Botschaft an die akademische Gemeinschaft in diesem Teil Deutschlands. Er sprach über die Tragödie des Krieges, die Entschlossenheit der Ukrainer, Freiheit und Demokratie zu verteidigen, die Bedeutung der Wissenschaft für den Erhalt des zivilisatorischen und kulturellen Niveaus und die Hoffnungen, die er mit der jungen Generation verbinde. Nach seiner Rede übergab Julia von Blumenthal das Wort an Studierende beider Universitäten. Diese hatten die Möglichkeit, dem ukrainischen Präsidenten eine Frage zu stellen.

Die erste, die ihre Hand hob, war eine Studentin der Humboldt-Universität. Mit lauter Stimme, aufgeregt, als ob sie unter großem Druck stünde, fragte sie: „Herr Präsident, was tun Sie und Ihre Regierung, um sicherzustellen, dass in Kriegszeiten die Rechte der LGBT+-Community in der Ukraine respektiert werden und dass ukrainische Frauen vor häuslicher Gewalt durch von der Front zurückkehrende Soldaten geschützt werden?“

Als ich diese Frage hörte, hielt ich den Atem an. Die Frage entsprang einer ganz anderen Welt als der, in der Selenskyj die Hauptrolle spielt. Seine Erzählung handelt von einem Land, das einen Krieg ums Überleben führt; ein klassischer Krieg, wie ihn die Menschen führen, seit sie sesshaft geworden sind. Da ist eine Gemeinschaft, die auf einem Territorium lebt, dort ist ein Nachbar, und dieser Nachbar beschließt, sein Territorium, auf dem er lebt, zu erweitern, indem er einen Teil oder das gesamte Territorium dieser Gemeinschaft an sich reißt. Zu diesem Zweck schickt er Krieger aus, die die Verteidiger töten. Sie werden immer auf die gleiche Weise getötet – indem man harte Gegenstände in ihre Richtung schickt (Speere, Pfeile, Gewehrkugeln, Kanonenkugeln, Bomben, Raketen, Sprengladungen auf Drohnen), d.h. geballte Energieportionen, die darauf abzielen, die Organismen der Verteidiger zu zersetzen, so dass die Lebensprozesse in ihnen abreißen. Je größer die Zahl der getöteten Verteidiger ist, desto größer ist die Chance, das Gebiet zu erobern. Die Aktionen der Verteidiger sind von genau derselben Art, nur in umgekehrter Richtung. Je mehr Angreifer getötet werden, desto größer ist die Chance, das Territorium zu verteidigen und vielleicht sogar einen Teil des Territoriums des Angreifers zu übernehmen. Im Laufe der Jahrtausende hat sich dieser Mechanismus zu Ritualen entwickelt, sogar zu humanitären Ritualen. So verzichtete man z.B. darauf, gefangene Angreifer zu töten, in der Hoffnung, sie gegen gefangene Verteidiger auszutauschen. Niemals aber ist im Zusammenhang mit der Kriegsführung von Menschenrechten die Rede, etwa dem Recht eines jungen Mannes, über sein eigenes Schicksal zu entscheiden, also nicht an einem Krieg teilzunehmen, weil er ihm nicht gefällt, oder dem Recht eines jungen Mannes, den Militärdienst zu verweigern, weil er die Zersetzung des eigenen oder fremden Körpers nicht akzeptieren kann, oder dem Recht auf Selbstbestimmung über das eigene Geschlecht, d.h. vor einer Einberufungskommission zu erklären, dass man sich nicht als Mann, sondern als Frau fühlt.

Ich war gespannt, was Präsident Selenskyj antworten würde. Wird er sich über die Studentin lustig machen? Wird er sanft ironisieren? Wird er ernste Töne anschlagen und sagen: „Meine Liebe, wissen Sie überhaupt, was Krieg ist?“ Aber Präsident Selenskyj, ein erfahrener PR-Akteur und wahrscheinlich ein Naturtalent auf diesem Gebiet, ließ die Situation nicht unangenehm werden. Er wich dem Thema einfach aus. Er antwortete, dass die ukrainische Regierung ihr Bestes tue, um die Bedürfnisse der Bevölkerung zu befriedigen. Aber das sei schwierig, weil die Ressourcen knapp seien und ausländische Hilfe benötigt werde.

Zufällig war mir eine weitere Dimension der Absurdität in der Frage der Studentin bekannt. Einige Tage zuvor hatte ich einen Bericht des polnischen Schriftstellers Szczepan Twardoch gelesen, der mit einem humanitären Transport an die Frontlinie der ukrainisch-russischen Kämpfe gelangt war und zwei Wochen in den Frontquartieren der Ukrainer verbracht hatte. Als ehrlicher und unparteiischer Beobachter beschrieb er, was er dort gesehen hatte. Und er sah das Leben selbst: das Leben von Menschen, die töten müssen, um nicht selbst getötet zu werden, das Leben von Menschen, die Sinn suchen und ihn in den ultimativen Taten finden, aber das Pathos vermeiden, den Kampf „Arbeit“ nennen. Er sah den Alltag von Menschen, die mit ihren Zweifeln kämpfen, manchmal durchhalten und manchmal zusammenbrechen. Er beobachtete, wie Menschen an der Front von den Höhen intellektueller Berufe hinabsteigen – entlang der Stufen sozialer und zivilisatorischer Entwicklung – bis zu einem Wesen, das primitive Aggressionen hervorbringt. Der Mensch muss Aggression generieren können, und er hat erprobte Mittel zur Hand. Dazu gehört der Mechanismus der Entmenslichung des Gegners, der Mechanismus, die Aggression an einer schwächeren sozialen Gruppe zu üben, der uralte Mechanismus, die Muskeln an „andersartigen“ Menschen zu trainieren. In Kriegszeiten erweisen sich diese „andersartigen“ Menschen als wenig nützlich; in Friedenszeiten jedoch bieten sie den „vollwertigen“ Gesellschaftsmitgliedern Gelegenheit, ihre Boshaftigkeit auszuleben. Ein Schachspieler spielt Schach zwischen Turnieren, ein Boxer übt Kämpfen, indem er auf einen Sandsack schlägt. Für eine Gemeinschaft waren dieser uralte „andere“ Sandsack ethnische und religiöse Minderheiten, die des Verrats beschuldigt wurden, „Abweichler“ zu sein. Alte Frauen wurden der Hexerei beschuldigt, Homosexuelle der Unfruchtbarkeit und Zügellosigkeit.

Als ein ukrainischer Späher, so schrieb Twardoch, in die Hütte hereinplatzte, in der das ukrainische Frontteam, das den polnischen Schriftsteller beherbergte, Wache hielt, rief er nicht: „Achtung, die Feinde unserer Heimat kommen!“ oder: „Hier kommen die unmenschlichen Aggressoren!“ Er rief nicht einmal: „Hier kommen die Russen!“ Er rief: „Hier kommen die Schwuchteln!“ Der polnische Schriftsteller stellte mit philosophischer Distanz fest, dass das Wort „pidary“ auf der Skala der Anstößigkeit nicht extrem sei. Selbst ukrainische Homosexuelle akzeptierten es, wenn sie gut gelaunt seien, versteht sich. Ich habe irgendwo gelesen, dass die Russen an der Front Ukrainer auch „Schwuchteln“ nennen. Und das war der real existierende Zusammenhang der Forderung der Studentin der Humboldt-Universität, dass sich der Präsident der Ukraine in Kriegszeiten um die Rechte der LGBT+-Community kümmern solle.

Die Frage, die sich hier stellt, ist, warum der kognitive Bezug zur Realität bei dieser Studentin abgerissen war. Dass sie den Krieg nicht aus eigener Erfahrung kannte, ist offensichtlich. Selbstverständlich, 95 Prozent der Menschen, die heute in Europa leben, kennen ihn nicht. Dass junge Menschen ideologischen Faszinationen erliegen, ist, so könnte man sagen, ein uraltes Phänomen.

Für dieses Phänomen haben wir sogar Sympathie. Wir denken mit Sympathie an den Idealismus der '68er Generation, an die amerikanischen Blumenkinder, an die Studierenden, die in den kommunistischen Ländern für einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ protestierten, an die tausenden von Studierenden, die sich auf dem Platz des Himmlischen Friedens versammelten. Aber in diesem Fall ist der Kontext dieses Idealismus ein anderer. Die Proteste der Vergangenheit waren Proteste gegen eine Gesellschaft, die ein und derselben strengen Entwicklung unterworfen war. Wirtschaftliches Wachstum, politische Disziplin, die Logik des Systems, die vorherrschende Moral, das vorherrschende Modell der Familie und das vorherrschende Modell des Patriotismus – das waren die Fesseln der Gesellschaften, ob es sich nun um sogenannte kapitalistische (demokratische) oder kommunistische (totalitäre) Gesellschaften handelte.

Der Idealismus der Studierenden – und der Idealismus des Geistes der dahinter stehenden Universitäten – öffnete alternative Türen (oder vielmehr kleine Fenster) im mächtigen Strom der Expansion, der sich in verschiedene politische und systemische Kostüme kleidete. Durch diese Fenster sollte die Energie aus dem Mainstream für andere Zwecke als Rüstung, Krieg, Massenproduktion, Massenkonsum, ideologische Konfrontation und ein eindeutiges (wenn auch gegensätzliches) Menschenbild kanalisiert werden. Die heutige Weltlage ist ganz anders.

4.13 Nichts ist, wie es war, und es wird auch noch ganz anders

Die Welt von damals war eine Welt der Expansion. Die Welt von heute ist eine Welt, die glaubt, dass eine weitere Expansion die Vernichtung des Klimas, der Biosphäre und des sozialen Friedens auf der Erde bedeutet. Es ist eine Welt der „Impansion“.

Die Welt von damals war eine Welt des Vereinens, Anhäufens, Zusammensetzens. Die Welt von heute ist eine Welt des Teilens, des Reduzierens, des Zersetzens.

Die Welt von damals war eine Welt der Eroberungskriege. Ein politischer Organismus versuchte, einen anderen zu verschlingen oder zumindest einen Teil von ihm abzutrennen. Die Welt von heute und morgen ist eine Welt der Erhaltungskriege: Ein großer Organismus bekämpft seinen Teil, der sich von ihm lösen will, und versucht, seinen früheren Besitz zu retten.

Die Welt von damals war eine Welt der ideologischen Eindeutigkeiten, wenngleich es sich um seltsame Eindeutigkeiten handelte, die aus sich selbst und ihrem Spiegelbild bestanden. Die Welt von heute ist eine Welt der vielfältigen Interpretationen, eine Welt der konkurrierenden Narrative, in der kein traditioneller Begriff ein gegebenes Phänomen in seiner Gesamtheit genau zu beschreiben scheint.

Die Welt von damals war eine Welt mit einem, zwei oder höchstens drei politischen und sozialen Paradigmen. Die Welt von heute ist ein wahres Feuerwerk politischer und sozialer Modelle, von Kombinationen von Elementen, hybrider Kombinationen, politischer und sozialer Asymmetrien, kultureller Verengungen, moralischer Konfrontationen, weltanschaulicher Auseinandersetzungen im Mikrobereich.

Die Welt von damals war eine Welt großer menschlicher Gruppen, die durch Sprache, Kultur, Religion, Kleidung und anthropologische Typen vereint waren. Die Welt von heute ist eine Pulverisierung all dieser Aspekte, eine Gesellschaft der Singularitäten.

Die Welt von damals war eine Welt des Kampfes um Wahrheit, wenn auch mit dem Wissen, dass der Intellekt diese Wahrheit anders interpretieren konnte. Die Welt von heute ist eine Welt des Kampfes zwischen Vernunft und Irrationalismus und zwischen Varianten der Ersteren und der Letzteren. Es ist eine Welt des Kampfes von Wahrheiten gegen Halbwahrheiten, von Lügen gegen Lügen, von Viertellügen und Viertelwahrheiten gegen Sechzehntel-lügen. Es ist eine Welt, in der klares Urteilsvermögen der Demagogie bezichtigt wird.

Die Welt von damals war eine Welt der nationalen öffentlichen Meinung und der Weltöffentlichkeit. Die Welt von heute ist der Ersatz breiterer Meinungen durch eine Fülle von Kommunikationsblasen, zwischen denen der Fluss von Inhalten oder Argumenten praktisch nicht vorhanden ist.

Die Welt von damals war eine Welt, in der es den Menschen um Sicherheit und die Befriedigung materieller Bedürfnisse ging. Die Welt von heute ist ein Kampf um Selbstwertgefühl, in dem die Menschen bereit sind, die Welt in Brand zu setzen, nur um ihr eigenes Ego zu befriedigen.

Es wird deutlich, dass der jugendliche Idealismus und die feurige Botschaft der akademischen Gemeinschaft, die dahinter steht und für Wahrheit, Freiheit, Gleichheit und für die Freiheit der Forschung eintritt, vielleicht nicht so sehr Benzin ins Feuer gießt, sondern es mit einem Faktor löscht, der auf seine eigene Weise brennt und das Chaos vervielfacht. In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten hat der edle Trend der Gleichheit („Identität“, Befürwortung der Gleichheit der Geschlechter, der Chancengleichheit, der Gleichheit des Alters und der Gleichheit der Erwartungen) im westlichen Universitätsumfeld eine Intensität erreicht, die weit über seine frühere regulierende Rolle in der traditionellen Gesellschaft hinausgeht, sich selbstständig hat und sogar zu einem Instrument der Kontrolle der gesamten Universitätsstruktur durch die Aktivisten, die sie vertreten, geworden ist. Ein gutes Beispiel dafür ist der sogenannte Wokeismus. Es ist ein sehr diffuses Phänomen. Es vereint z. B. Klimaapokalyptiker, Genderfanatiker und Vertreter der Critical Race. Das, was sie vereint, ist dasselbe Endziel: eine antiwestliche Utopie. Sie hat es auf die Pfeiler der westlichen Gesellschaft abgesehen, einschließlich der Religion, der Monogamie, des Nationalstaats, des Kapitalismus und der Kultur. Manche Kritiker behaupten, dass die Woken eine Art Gottesstaat anstrebten, obwohl sie an keinen konkreten Reformen interessiert seien. Gleichzeitig wirken sie mächtig, obwohl ihre Zahl alles andere als überwältigend ist. Ihre Macht, so Kritiker, beruhe

auf einer Täuschung, auf einem Prinzip: „Es gibt nicht nur die Macht, die man besitzt, sondern auch jene, von der der Feind glaubt, dass man sie besitzt“.⁴⁷

In der Tat ist dieses Phänomen kaum überraschend. Das Wissen um die Hydrodynamik von Werten zeigt uns, dass jeder Trend für eine ausgewählte Gruppe zur unabhängigen Quelle ihres Selbstwertgefühls werden kann und – im Einklang mit einer Dynamisierungsstrategie – andere Trends bis hin zu einer Art moralischem Terror kontrollieren kann. Für die universitäre Welt würde dies bedeuten, dass sie zu einem Schlachtfeld wird, analog zur nichtakademischen Welt. In dieser hypothetischen universitären Welt würden Sachargumente (Beschreibungen von Fakten) nicht unter dem klassischen Gesichtspunkt (Übereinstimmung mit der Realität, Kohärenz des Systems oder logische Integrität), sondern unter dem Gesichtspunkt der Loyalität gegenüber der Doktrin oder der persönlichen Legitimität (Integrität des Verhaltens der Person, die die Argumente vorträgt) beurteilt werden. Dies würde die Verlagerung der Ordnung-Unordnung von außen in die universitäre Welt mit all ihren Konsequenzen bedeuten. Dieses Phänomen lässt sich im Übrigen an verschiedenen Orten in der westlichen Welt beobachten. In den Vereinigten Staaten wird angesichts der „Ideologisierung“ der traditionellen Universitäten überlegt, neue Universitäten zu gründen, die frei von ideologischem Druck sind, während sich in Ländern, die bereits von Populisten regiert werden, die Situation umkehrt und Universitäten oder universitäre Einrichtungen gegründet werden, in denen die konservative Ideologie dominieren soll, während „offene“ Universitäten ideologischem Druck ausgesetzt werden.

Gibt es ein Rezept, das es einer Universität ermöglicht, die Wirbelstürme der nächsten Jahrzehnte zu überstehen oder überhaupt zu überleben in einer Ära, in der es darum geht, Erkenntnis und Wissen zu fördern und gleichzeitig das kollektive Ego der Gesellschaft nachhaltig zu steigern?

4.14 Der Charme der Demut

Ich stelle diese Frage nicht nur aus Sorge um die Zukunft meines grenzüberschreitenden Universitätszentrums, sondern auch aus Sorge um die Zukunft einer Institution, der ich mein ganzes Berufsleben gewidmet habe.

An dieser Stelle eine kleine Abschweifung. Die menschliche Kultur erlebte Zeiten, in denen die Weitergabe von Wissen oder einer Wissenskultur davon abhing, ein Biotop zu finden, in dem ausgewählte Inhalte, Haltungen und Werte gespeichert werden konnten. Und das waren nicht unbedingt die Universitäten. Beispiele sind die Klosterbibliotheken des Frühen Mittelalters, die griechischen und arabischen Bibliotheken des Mittelmeers, die Bibliothek von Timbuktu oder die Text- und Übersetzungssammlungen in tibetischen Klöstern. Der gemeinsame Nenner

⁴⁷ Vgl. Ayaab Hirsi Ali: In Amerika greift die Ideologie des Wokeismus um sich, Neue Züricher Zeitung, 18.7.2023, <https://www.nzz.ch/feuilleton/in-amerika-greift-die-ideologie-des-wokeismus-um-sich-ld.1745600>.

dieser unterschiedlichen Typen von Institutionen war ein elementarer Respekt vor dem Anderen, Andersartigen, vor den Texten einer anderen Religion, vor den Werken einer anderen Literatur, vor den Meinungen aus anderen Kulturen. Die Haltung des Bibliothekars ist eine defensive, die Haltung des Mönchs auch. Bis auf wenige Ausnahmen kämpfen weder die einen noch die anderen für ausgewählte Inhalte. Sie vertrauen darauf, dass andere das endgültige Urteil sprechen, und sie selbst rücken ihr eigenes Ego in den Hintergrund.

Schulinitiativen sind ein weiteres Beispiel. In Zeiten des Krieges, der Besatzung, der kolonialen Herrschaft oder repressiver Regime hat es immer wieder Lehrer gegeben, die unter Androhung von Strafen versuchten, ihren Schülern das Wissen zu vermitteln, das sie für den Fortbestand der Gemeinschaft, für die Ausübung elementarer menschlicher Haltungen oder für die Entwicklung von Widerstand gegen konjunkturellen ideologischen Druck für notwendig hielten. Während die offiziellen Schulsysteme in Europa unter den Bedingungen ideologischer Verschärfung und sozialer Spannungen häufig fanatische Haltungen hervorbrachten, fielen diese konspirativen oder halbgeheimen Gruppen in dieser Hinsicht nur selten auf.

Einfache private Treffen in der westlichen Welt wirken ebenso heilsam für Kulturen und kulturelle Strömungen. Menschen, die Inhalte und Haltungen pflegen wollten, trafen sich von Zeit zu Zeit in einem privaten Rahmen, diskutierten und stellten ihre eigenen Texte vor. Durch die Kraft einfachster Rituale verwurzelten sie kulturelle Inhalte in einem System, das sie vor Stürmen schützte.

Ein Kritiker meiner Argumentation könnte an dieser Stelle sagen, dass diese Bibliotheken, konspirativen Gruppen und privaten Treffen auch toxische Inhalte und Haltungen transportieren könnten. Beispiele hierfür sind Schulen in Moscheen, die die Terroristenbrut nähren, private Sammlungen extremistischer Literatur, private Treffen von Rechtsextremisten in Wohnungen oder Wäldern, Musikkonzerte, die Menschen zusammenbringen, die eines Tages die Welt in Brand stecken wollen, oder Chaträume und Fangruppen im Internet oder Darknet. Ja, aber *c'est le ton, qui fait la musique*. Was diese lobenswerte institutionelle Haltung auf der Mikroebene auszeichnet, ist der defensive Charakter, den wir im Zusammenhang mit den Bibliothekaren erwähnt haben. Wie ist sie zu verstehen?

Wir haben bereits gesagt, dass Universitäten kein originäres Wissen produzieren, sondern anderswo produziertes Wissen replizieren. Was sie stattdessen originär produzieren, ist das kollektive Wertgefühl ihrer eigenen lokalen akademischen Gemeinschaft in Verbindung mit der Bereitstellung von Selbstwertgefühl für das soziale Umfeld. Die Produktion und Verteilung von Selbstwertgefühl wiederum ist die Domäne der Hydrodynamik von Wert als Wissen und der Hydraulik von Wert als praktischem Wissen. Erstere besagt, dass sich in der Welt der Werte Zeiten der Stürme und Erdbeben mit all ihren negativen Folgen – radikale Abwertungen, temporäre Verachtung elementarer Werte und der Menschenwürde – mit Zeiten der Ruhe, der Zusammenarbeit, des Respekts und einer blühenden Wertelandschaft abwechseln. Letzteres sagt Ihnen, welche Techniken wir anwenden sollten, wenn wir uns auf eine dieser Phasen zubewegen wollen.

Wenn ein Individuum, eine Institution oder ein Staat bewusst oder unbewusst aktiv in den Strudel der Ereignisse eingreifen will, in der Hoffnung, sich zu profilieren, eine bessere Position zu erlangen oder gar in der sich abzeichnenden neuen Ordnung auf der Siegerseite zu stehen, sollten wir (das rhetorische „Wir“) Techniken der offensiven Art anwenden. Und dazu gehört immer, gegenüber den anderen Akteuren in der Relation (dem rhetorischen „Sie“) zu betonen, wie wertvoll unsere Ansichten, wie wertvoll unsere Ressourcen sind, wie positiv unsere Eigenschaften und wie edel unsere Ziele sind. Nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren wird diese Anhebung des Selbstwertgefühls auf unserer Seite automatisch eine Senkung des Selbstwertgefühls auf seiner Seite, d. h. des Interagenten, auslösen. Dies wiederum wird ihn oder sie zu symmetrischen Handlungen provozieren, zumindest zum Loben der eigenen Seite. Das Niveau der Konfrontation wird angehoben. Aber es kann noch höher steigen, denn wir können das andere Ende der kommunizierenden Röhren beeinflussen. Wir können den Anderen herabsetzen und kritisieren, seine Struktur oder ihn selbst entwerten, ihn zu einem Nichts degradieren oder gar suggerieren, dass er im Bereich des reinen Bösen agiert. Diese „sie“ werden sich wahrscheinlich revanchieren, indem sie uns das Gleiche antun, denn niemand empfindet seinen eigenen Wert als besonders niedrig oder gar negativ. Ein moralischer Sturm, ein kultureller Sturm und höchstwahrscheinlich ein echter sozialer Sturm wird ausgelöst werden.

Wenn aber ein Individuum, eine Institution oder ein Staat den sozialen, gesellschaftlichen oder politischen Frieden aufrechterhalten will, können sie auf defensive, beruhigende Techniken zurückgreifen. Diese zielen im Wesentlichen darauf ab, das Schwanken des Flüssigkeitspegels in kommunizierenden Röhren zu deeskalieren, denn nur ein Zustand des Gleichgewichts oder Beinahegleichgewichts eröffnet den psychologischen Weg zur Kooperation zwischen „uns“ und „ihnen“.

Eine einfache Möglichkeit, dies zu tun, besteht darin, den Selbstwert auf der anderen Seite des Gefäßes zu erhöhen. Wenn man seinen Partner lobt, ihm Respekt zollt oder auch nur Interesse entgegenbringt, verringert sich die Spannung in der Beziehung und die Energie verlagert sich von der Verteidigung der eigenen Identität auf die Suche nach einer Quelle des gegenseitigen Nutzens. Der Nachteil dieser Technik ist das mögliche psychologische Unbehagen auf unserer Seite. In der Regel lässt sich niemand gern belehren, schon gar nicht, wenn es um berufliches Wissen geht. Und die Situation, der anderen Seite mit aufrichtigem Interesse zuzuhören, verschmilzt in der Psyche mit der Situation, belehrt zu werden, es sei denn, man geht mit der Überzeugung in das Gespräch, dass man ein Lernender ist. Keiner Institution ist es angenehm, mit einer „besseren“ Institution konfrontiert zu werden. Keine Gemeinschaft verkraftet es problemlos, sich einzugestehen, dass ihr gesamtes Leben im Vergleich zum einer anderen Gemeinschaft minderwertig ist. Und Staaten haben damit ein besonderes Problem – mehr dazu im nächsten Kapitel.

Aber es gibt eine noch wirkungsvollere Variante dieser Defensivtechniken: die bewusste Reduktion des eigenen Selbstwertgefühls. Diese nahezu perfekte Methode ist so effektiv, dass sie sich in den Verhaltensmustern von Herdentieren, die mit Hierarchien leben, erhalten hat. Aus diesen Mustern haben sich mehrere Beruhi-

gungsrituale in der menschlichen Welt etabliert – etwa die Verkleinerung der Körperhaltung im Angesicht eines Gegenübers, ein weltweit verbreitetes Verhalten, das als Verbeugung oder schlichte Begrüßung bekannt ist. Einige Techniken haben sich von physischen Techniken zu sprachlichen Techniken gewandelt, wobei sie ihr Wesen behalten haben, d. h. das Potential, den Wert auf meiner Seite schmälern. Ein Beispiel: Wenn wir in einem überfüllten Bus schnell zum Ausgang gelangen wollen, wenden wir keine offensive Technik an, indem wir schreien: „Aus dem Weg! Was stehst du denn da wie ein Pflock! Mach Platz, denn ich muss aussteigen!“, sondern eine defensive Technik, indem wir sagen: „Entschuldigung, es tut mir leid, Entschuldigung ...“, obwohl wir niemandem etwas zuleide getan haben und wir uns wirklich bei niemandem entschuldigen müssen. Die Natur hat dafür gesorgt, dass diese Turbodefensivtechnik wirksam ist. Wenn wir uns verbeugen, verbeugt sich in 99,99 Prozent der Fälle auch die andere Partei. Es wird ein momentaner Pakt der Zusammenarbeit geschlossen. Genauso verhält es sich, wenn wir uns entschuldigen. Wir hören: „Es ist in Ordnung.“

Aber diese Technik hat die gleiche Schwäche wie die defensive Aufwertung der Gegenpartei. Das Absinken des Selbstwertgefühls, auch wenn es nur vorübergehend ist, ist mehr als das Gefühl des Unbehagens. Es muss ein freiwilliger Akt sein. Und der Unterschied zwischen einer unangenehmen Folge der Fremdaufwertung und der Selbstabwertung ist – *toutes proportions gardées* – so, als würde man sich von jemandem einen Zahn ziehen lassen oder sich selbst einen Zahn ziehen müssen. Um sich zu entschuldigen, sich zu beugen, sein Selbstwertgefühl zu senken, die „werthaltige Flüssigkeit“ aus dem System auf der eigenen Seite abzulassen, muss man diese Flüssigkeit einfach in seinem eigenen Reservoir haben. Man muss einen Vorrat an Selbstwertgefühl haben, den man für taktische Zwecke anzapfen kann. Und diesen besitzt nicht jeder.

Menschen mit geringem Selbstwertgefühl entschuldigen sich nicht, bitten nicht um Verzeihung, wenn sie Fehler gemacht haben, geben ihre Fehler in der Regel nicht zu und sind nur allzu gern bereit, die offensiven Instrumente der Wertehydrologik zu nutzen, d. h. Repressalien zu verüben, „Feinde“ aufzuspüren, Minderheiten zu verfolgen, „Schädlinge“ ins Visier zu nehmen oder verhasste Institutionen und Nationen zu markieren. Sie sind die ewige Klientel extremistischer – religiöser, ideologischer, populistischer – Bewegungen. Institutionen mit einem geringen Selbstwertgefühl lassen sich sehr leicht auf die Seite der aggressiven Macht ziehen. Sie fügen sich der Macht, werden zu deren Instrumenten und Nutznießern. Staaten mit instabilen Identitäten und kaschierten Minderwertigkeitskomplexen bringen oft diktatorische Systeme, chauvinistische Politiken und gewalttätige Handlungen hervor.

4.15 Universitäten als Inseln?

Welche Lehren lassen sich aus all diesen Beobachtungen für die heutigen und zukünftigen Universitäten ziehen, vorausgesetzt, die Zukunft bewegt sich zumindest bis zu einem gewissen Grad in die von uns vorhergesehene Richtung? Ich nenne

diese Richtung „Impansion“, die langsame Reduzierung der Aktivitäten der Menschen auf diesem Planeten. Natürlich werden andere Schlüsse für eine Universität in Oxford oder MIT gezogen, und andere für eine Universität in Ouagadougou, Burkina Faso. Uns geht es um die Schlüsse, die für diese tausenden von dazwischen liegenden Universitäten formuliert werden können, und damit auch für die Viadrina/Collegium Polonicum/AMU.

Lassen Sie uns an dieser Stelle für die unerträgliche Leichtigkeit des Essays plädieren (die Gewohnheit, sich in einen seriösen, von komplexen Sprachfiguren durchdrungenen Diskurs zu flüchten, ist einer der Gründe, warum die moderne Wissenschaft mitunter so radikal abgelehnt wird – und warum der Traum von einer verwissenschaftlichten Gesellschaft ins Reich der Märchen verbannt werden musste). Lassen Sie uns Empfehlungen so leicht – oder beinahe so leicht – formulieren wie die Lebensweisheiten, die derzeit von animierten KI-Gurus auf TikTok verbreitet werden – und dabei dennoch wissenschaftlich unangreifbar bleiben:

- 1.1 Versuchen Sie nicht, in einer instabilen Welt die Rolle der Vorhut eines neuen Trends zu übernehmen. Trends werden schnell vergehen, die Welt wird sich verändern, ein schwarzer Fleck auf der Ehre deiner Universität wird bleiben.
- 1.2 Seien Sie bewusst, dass es in deiner Gemeinschaft keine Genies gibt. Aber achten Sie auf Ihre wissenschaftliche Identität, auf Ihren Wert. Wenn jemand in Ihrer Gemeinschaft etwas Wertvolles geleistet hat, sorgen Sie für ihn. Wenn er weggegangen ist, um eine internationale Universitätskarriere zu verfolgen, dann mach ihm keine Vorwürfe. Vergeben Sie ihm – und bemühen Sie sich, die Beziehung zu ihm zu erhalten.
- 1.3 Die Anzahl der Publikationen sollte kein Fetisch sein – auch eine seltene Stimme kann einen Gedanken formulieren, der den Weg zu einer neuen geistigen Perspektive ebnet.
- 1.4 Messen Sie akademischen Titeln nicht zu viel Bedeutung bei. Binden Sie Promovierende in öffentliche Debatten mit erfahrenen Lehrenden ein. Eine wirklich engagierte Lehrperson wird in solchen Diskussionen das Entwicklungspotenzial der Promovierenden fördern – vielleicht sogar den künftigen wissenschaftlichen Nachwuchs sichtbar werden lassen.
- 1.5 Loben Sie gute Forschungsergebnisse, aber ohne zu übertreiben. Konzentrieren Sie sich nicht kritisch auf schlechte Forschungsergebnisse, schlechte Artikel, schlechte Bücher, schlechte Aussagen. Die Zeit ist ein gerechter Richter und wird die Spreu vom Weizen trennen. Wenn Sie den Prozess beschleunigen wollen, geraten Sie in ein konjunkturelles Tauziehen, bei dem Sie jemand kratzen wird. Den gefährlichen Ideen müssen Sie sich aber stellen.
- 1.6 Kennen Sie Ihren Platz in der Rangliste. Sie sind nicht Stanford oder Cambridge. Aber Sie sind die Viadrina, die AMU, das Collegium Polonicum – ein Dreiklang, der Hunderttausende zwischen Berlin und Poznań mit Stolz erfüllt. Genießen Sie es.

- 1.7 Geben Sie Ihre eigenen Fehler zu. Sprechen Sie sie an. Je lauter Sie über sie sprechen, desto freier sind Sie – paradoxerweise – von Fehlern. Fehlerhaftigkeit ist ein beständigeres Merkmal von adäquatem Wissen als Unfehlbarkeit.
- 1.8 Untersuchen Sie auch unangenehme Dinge: kognitive Fehler, Paradigmen, die in Sackgassen geraten, eigene Thesen, die bei der Überprüfung auf der Strecke geblieben sind. Was Sie finden, ist so wertvoll wie die Funde von Archäologen in den Ruinen antiker Gebäude.
- 1.9 Leisten Sie Fronarbeit für das Wissen der Menschheit: Nehmen Sie an Debatten teil, die Sie für oberflächlich halten. Besuchen Sie Gastvorlesungen von Menschen, die Sie nicht besonders schätzen. Vergeuden Sie Zeit mit Universitätsfesten, mit rituellen Treffen mit Partnern aus Polen, der Ukraine, Deutschland und anderen Ländern, auch wenn Sie es im Grunde als Zeitverschwendung empfinden. Investieren Sie Energie auch in scheinbar unnötige Dinge, denn Energie bleibt stets irgendwo erhalten und kehrt immer wieder zu Ihnen zurück.
- 1.10 Denken Sie daran, dass alle Phänomene dieser Welt pulsieren. Mal blühen sie auf, mal verwelken sie, dann blühen sie wieder auf, dann verwelken sie wieder ... Man weiß nie, wo man sich in diesem Prozess befindet. Mobilisieren Sie sich, als ob das Welken vorüber ist, prognostizieren Sie, als ob das Blühen bevorsteht.
- 1.11 Betrachten Sie die Universität nicht als eine vorübergehende Zwischenstation in Ihrer Karriere. Das Hochschulrecht begrenzt Ihre Zeit, aber versuchen Sie, Wurzeln zu schlagen. Vielleicht bleiben Sie unter den einen oder anderen Umständen, vielleicht verlassen Sie die Universität. Aber selbst wenn Sie diese Phase hinter sich lassen, wird sie eines Tages mit dem Wert, den Sie hier hinterlassen haben, zu Ihnen zurückkehren.
- 1.12 Man weiß nie, was in der Wissenschaft und in der Welt wirklich wertvoll ist. Was wirklich wertvoll ist, ist nicht die elegante Pirouette von Konzepten und Argumenten, die Sie in Ihren Artikeln aufgenommen haben, sondern Ihre Hingabe, Ihr Leiden, Ihre Gedanken in schlaflosen Nächten. Nietzsche sagte: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur Das, was Einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut: und du wirst erfahren, dass Blut Geist ist.“
- 1.13 Setzen Sie sich mit den Texten anderer auseinander. Selbst wenn sie nach Zeitverschwendung aussehen. Noch einmal Nietzsche: „Es ist nicht leicht möglich, fremdes Blut zu verstehen: ich hasse die lesenden Müßiggänger.“
- 1.14 Seien Sie stolz auf Ihre Universität und die kleinen Dinge, für die sie sich engagiert. Wenn eine Handvoll Rentner aus der Stadt oder eine Handvoll Schüler die Vorlesungen besuchen, kann das wertvoller sein als der Besuch eines Nobelpreisträgers. Wenn ein Wirbelsturm über die Welt der Wissenschaft hinwegfegt, können die großen Bäume fallen und die fest verwurzelten Sträucher bleiben.
- 1.15 Verteilen Sie großzügig Selbstwertgefühl in Ihrer Umgebung. Wenn sich gegenüber dem Gebäude der Universität ein unscheinbarer Bau befindet, zeigen Sie der Stadt seine Geschichte. Lassen Sie ihn in einem neuen Licht erstrahlen, das jeder Passant sehen kann.

- 1.16 Reflektieren Sie nicht das Licht, das von Cambridge oder Stanford strahlt. Leuchten Sie Ihr eigenes Licht.
- 1.17 Wenn Sie Preise vergeben, sollen Sie sie nicht nur an diejenigen vergeben, die berühmter sind als Ihre Universität. Das ist ein trauriges und billiges Verfahren. Sie trinken ihren Wert wie ein Blutegel. Selbstverständlich müssen sich auch die Blutegel ab und zu ernähren. Vergeben Sie also von Zeit zu Zeit Auszeichnungen auch an diejenigen, die sie verdienen und die durch das Licht Ihrer Universität so strahlen können, wie sie es verdienen. Die Welt ist zynisch, sie verlangt harte Regeln, aber die Moral – wie Kant lehrte – erlaubt den Zynismus nur dann, wenn außer Ihnen auch der Andere davon profitiert.

Man kann sich fragen: Was ergibt das alles praktisch? Wodurch unterscheidet sich ein defensiver akademischer Diskurs von einem offensivem? Was ist eine Wissenschaft, die sich möglicherweise selbst abwertet? Ist der Wissenschaftler dann nicht ein Fernsehkoch, der nach einer halben Stunde kommentierten Rührens in den Töpfen einen Teller mit Essen unter die Kamera schiebt und sagt: „Ich habe mein Bestes gegeben, aber ob das jemandem schmecken wird, weiß ich nicht“? Um zu zeigen, wie diese defensive universitäre Haltung in der Praxis funktionieren kann, sei hier das letzte Fragment aus dem Festvortrag im Rahmen der feierlichen Sitzung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zitiert, gehalten im Jahr 2022 in Wien von Andreas Kappeler, Mitglied der Österreichischen und Ukrainischen Akademie der Wissenschaften, einem der bedeutendsten Spezialisten für die Geschichte Russlands. Der Vortrag hatte den Titel „Russlands Krieg gegen die Ukraine – Historische Hintergründe“.

„Ich habe mich seit 4 Jahrzehnten mit der Ukraine und noch länger mit Russland und ihrer Geschichte beschäftigt. Ich hätte aber noch vor 10 Jahren einen russisch-ukrainischen Krieg für höchst unwahrscheinlich, ja für unmöglich gehalten. Die Annexion der Krim, der von Russland angezettelte Krieg im Donbass und die seit 2014 offen verkündeten späteren Expansionsziele strafen mich Lügen. Dennoch erwartete ich bis zum vorigen Jahr nur eine Fortführung der regional begrenzten militärischen Auseinandersetzung in der Ostukraine. Ein großer Krieg oder gar ein brutaler Vernichtungskrieg waren außerhalb meiner Vorstellungskraft. Zu groß waren meine Gutgläubigkeit, mein Vertrauen auf die Tradition der Brudervölker, mein Glaube auch an die Widerstandskraft und Friedensliebe der russischen Gesellschaft, der Glaube an die menschliche Vernunft. Kurz: der Historiker bekennt, dass er aus der Geschichte wenig gelernt hat. Er kann zwar historische Hintergründe beleuchten, [...] kann aber nicht erklären, weshalb Russland diesen Angriffskrieg gegen die Ukraine führt. Umso weniger kann der Historiker voraussagen, wie es weitergehen soll. Ich enthalte mich deshalb jeder Prognose.“

Schmeckt dieses Gericht nicht gut? Zeugt nicht diese Demut gegenüber der Welt, gegenüber der Ungeheuerlichkeit ihres Rätsels von der Größe des Geistes und des Herzens dieses Mannes? Verleiht sie diesem Vortrag nicht einen besonderen Wert? Ist es nicht eine Wissenschaft, die niemanden verletzt und nicht zu weit geht, die mehr aufbaut als zerstört? Ist es nicht ein Wissen, das uns ein Gefühl der Größe

gibt, aber niemals auf Kosten eines anderen Wissens, einer anderen Weltanschauung, einer anderen Kultur und eines anderen Menschen? Kann diese Haltung radikale Studierende hervorbringen, die die Autoritäten ihrer Welt schikanieren, kann sie den Zorn eines radikalen Herrschers auf die Universität ziehen? Macht sie nicht gleichzeitig die radikalen Machthaber lächerlich, stellt sie sie als Narren dar? Wenn unser kleiner, grenzüberschreitender Universitätsstandort diese Fragen in Zukunft so beantworten kann, wie es Andreas Kappeler in Bezug auf Russland und die Ukraine getan hat, wird es Geschichte schreiben.

5 Your Life

Wir haben im vorigen Kapitel gesagt, dass Deutschland als Staat und als Gesellschaft vielleicht das einzige Land der Welt ist, das die defensiven Techniken der Wertehydraulik beherrscht. Was ist damit gemeint? Die Antwort ist relevant für unseren grenzüberschreitenden Universitätsstandort.

Die Defensivität des Wertehydraulik besteht darin, dass man (bewusst oder instinktiv, absichtlich oder durch kulturelle Rituale) das Niveau des Selbstwertgefühls senkt, um es auf Seiten des Interagenten (automatisch) zu erhöhen. Auch eine weichere Variante ist möglich, nämlich den Interagenten zu loben, um ihn in eine positive Stimmung zu versetzen und das kollektive Ego der beiden Partner auf ein vergleichbares Niveau zu heben. Diese Angleichung ist die günstigste Ausgangsbasis für eine Kooperation. Das absolute Minimum an Verhaltensoptionen in dieser Angelegenheit ist es, einfach geduldig zu sein, d. h. nicht auf abwertende Sticheleien zu reagieren. Über dieses Phänomen wurde zuweilen nachgedacht, insbesondere in der Managementlehre. Von dort stammt der abgedroschene Spruch, dass man mit einem Kooperationspartner auf Augenhöhe sein müsse.

Doch wie lässt sich diese härtere Variante (Selbstabwertung) auf einen Staat anwenden? Staaten werten sich schließlich nicht selbst ab. Staaten (in den Personen ihrer Führungsorgane) entschuldigen sich nicht, Staaten bekennen ihre Sünden nicht, üben keine öffentliche Beichte und keine Selbstkritik, waschen öffentlich keine schmutzige Wäsche, machen sich nicht über ihre Vergangenheit lustig und kritisieren sie nicht – es sei denn, sie können sich durch diese Kritik entlasten und andere Faktoren als die zentralen Aspekte ihrer eigenen Staatlichkeit verantwortlich machen. Diese moralische Unmündigkeit im Sinne eines „Außerhalb-der-Reflexion-Bleibens“ liegt auf der Hand, denn wenn wir von Staatsführern Aussagen über die eigene Staatlichkeit hören, dann sind das entweder Lobeshymnen oder billige Prahlerei (vor allem bei Diktatoren) oder bestenfalls gedämpfte Selbstrechtfertigungen („Wir tun alles, um ...“, „Wir bemühen uns ...“, „Wir werden konsequent umsetzen ...“). Das tun alle Staaten – außer Deutschland!⁴⁸

⁴⁸ Die Haltungen der Staaten sind natürlich sehr unterschiedlich. Es ist hier nicht der Platz, sie im Detail zu analysieren. Der fruchtbarste Moment dafür wäre zu zeigen, wie sich die offiziellen Narrative der Staaten zu den Verbrechen verhalten, die diese Staaten in der Vergangenheit begangen haben. Die Belgier, Franzosen, Briten und Portugiesen haben jahrzehntelang zu den in den Kolonien begangenen Verbrechen geschwiegen, die

5.1 Demütiges Deutschland

Am 7. Dezember 1970 legte der deutsche Bundeskanzler Willy Brandt bei seinem ersten Besuch in Warschau einen Kranz am Denkmal für die Helden des Warschauer Ghettos und kniete nieder. Diese Geste dauerte nicht länger als 10 Sekunden und blieb in der polnischen Öffentlichkeit fast unbemerkt. In Deutschland hingegen war sie – trotz mäßig positiver Leitartikel in der bürgerlichen und linken Presse und negativer Reaktionen der konservativen Presse – ein Riss, der den mentalen Damm für defensive Praktiken in der Frage der Operationalisierung des kollektiven Selbstwerts zum Bersten brachte. Seit den 1970er Jahren wurden in den Äußerungen deutscher Politiker und in der politischen Praxis die Kritik an der eigenen Geschichte und die Artikulation des eigenen Schuldbewusstseins zu wesentlichen Werkzeugen. Und dies wurden von einem großen Teil der westdeutschen Gesellschaft verinnerlicht.⁴⁹

Darüber haben wir im vorigen Kapitel geschrieben. Mit eigenen Augen habe ich Dutzende, wenn nicht hunderte von Vertretern deutscher Organisationen, Verbände, staatlicher Stellen, aber auch Privatpersonen gesehen, die ihre Reden bei deutsch-polnischen Begegnungen mit einer Entschuldigung für den Zweiten Weltkrieg und für die Ungeheuerlichkeit der begangenen Verbrechen begannen. Gleichzeitig lobten sie die Polen und die polnische Gesellschaft für ihren Freiheitswillen, den Mut der Solidarność-Bewegung und ihren Beitrag zur Zerschlagung des kommunistischen Systems. Ich glaubte, dass diese Selbstkritik echt war, obwohl ich, wenn sie von Menschen geübt wurde, die aus der DDR stammten, mich daran erinnerte, dass zur Zeit der Solidarność niemand in der DDR (mit Ausnahme von überzeugten Oppositionellen) Sympathie für die Solidarność empfand. Der durchschnittliche Ostdeutsche vermied es, darüber zu sprechen, und wenn man ihn irgendwie überreden konnte, sich zu äußern, sagte er, wenn man ein besseres Leben wolle, solle man gut arbeiten und nicht streiken. Aber nachdem sie das „geistige Ritual“ aus dem Westen übernommen hatten, wurden die ehemaligen Ostdeutschen auch authentisch.

US-Amerikaner haben sich nie für die in Vietnam begangenen Verbrechen entschuldigt, die Russen für die Verbrechen, die sie in den letzten zweihundert Jahren in den von ihnen besetzten Gebieten begangen haben, und die Japaner für die ungeheuerlichen Verbrechen, die sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Ostasien begangen haben. In den letzten Jahrzehnten zeichnet sich in der westlichen Welt ein gewisses Umdenken in Bezug auf diese Frage ab, aber diese Veränderungen sind begrenzt und sehr zaghaft im Vergleich zu dem, was die Deutschen seit etwa 50 Jahren praktizieren.

⁴⁹ In Ostdeutschland war das anders. Hier wurde die Schuld auf einen „externen“ historischen Faktor „exportiert“, nämlich die nationalsozialistische Bewegung von 1920 bis 1945, und diese wurde propagandistisch mit der Vergangenheit der Bundesrepublik verbunden. Die Identität der DDR wurde auf der Basis der „fortschrittlichen Traditionen“ Deutschlands konstruiert, d. h., es wurde die klassische Technik der offensiven Wertehydraulik, nämlich die intensive Selbstaufwertung, eingesetzt. In diesem Sinne unterschied sich die DDR in der zur Debatte stehenden Angelegenheit nicht von 99 Prozent der Gesellschaften weltweit.

Schon vorher, als noch nichts den Zusammenbruch des Kommunismus ankündigte, habe ich während meines Aufenthaltes in der DDR Westfernsehen gesehen. Dabei fiel mir auf, dass fast täglich Kriegsfilme aus den USA, Großbritannien, Frankreich oder Polen gezeigt wurden, in denen die Deutschen nur in einem schlechten und karikierten Licht dargestellt wurden. Meistens waren sie entweder elegante, kaltherzige Offiziere, die sich darüber aufregten, dass die Alliierten ihre Pläne durchkreuzten, oder Gefreite, die stumpfsinnig zum Angriff übergingen, nur um entweder erschossen oder theatralisch auf einer Mine in die Luft geschleudert zu werden. Ich fragte mich, ob irgendein Land einen Kriegsfilm zeigen würde, in dem eigene Bürger als grausam, dumm, Spitzel und Feiglinge dargestellt wurden. Natürlich war ich auch mit der kritischen deutschen Literatur vertraut. Dann hatte ich die Gelegenheit, Schulbücher zu lesen, in denen die jüngste deutsche Vergangenheit äußerst kritisch analysiert wurde. Und schließlich lernte ich viele Gleichaltrige – junge Deutsche – kennen, die der jüngsten Vergangenheit nicht nur kritisch gegenüberstanden, sondern sich auch schämten, Deutsche zu sein.

Es ist hier nicht der Ort, dieses Phänomen zu analysieren. Und es wurde sogar in soziologischen Studien erfasst, wie ich bereits erwähnt habe. Für mich lief dieses Phänomen auf eine seltsame Beobachtung hinaus. Als ich eine junge Frau, die vor mir stand, mit den Worten ansprach: „Ihr Deutschen macht dieses oder jenes ...“, blinzelte sie kurz und ich konnte sehen, dass meine Worte nicht auf geradem Weg zum richtigen Platz in ihrem Gehirn gelangten, sondern eine Weile in den Ecken und Winkeln herumirren mussten. Ich denke, dass die durchschnittliche polnische Frau oder der durchschnittliche Pole ähnlich reagieren würde, wenn ein Ausländer in einem Gespräch über Wirtschaft oder Politik sagen würde: „... weil ihr Slawen dieses oder jenes macht.“ Sind wir die Slawen? Nun, das kann man natürlich nicht leugnen. Aber was zum Teufel bringt es, uns aus diesem Blickwinkel zu betrachten? Und das einte – überraschenderweise – die Westdeutschen und den Ostdeutschen. Auch die Ostdeutschen verleugneten ihr Deutschtum. Die junge Frau antwortete mir: „Ja, wir DDR-Bürger, tun das tatsächlich.“

Ich habe mir nie vorstellen können, dass eine Nation oder eine ethnische Gruppe freiwillig auf die einfachste, billigste, am weitesten verbreitete und dauerhafteste Quelle des kollektiven Selbstwertgefühls verzichten könnte, nämlich auf die eigene nationale Identität. Diese Identität entspringt den archaischen Mechanismen der Identifikation eines Individuums mit seiner eigenen Herde und verleiht ihm zusätzliche Kraft und Ausdauer. Wie groß diese zusätzliche Kraft und Beharrlichkeit ist, davon muss man sich – gerade im Falle der Deutschen – nicht überzeugen. Es genügt ein Blick auf das Ausmaß der Kriege, das Ausmaß der Zerstörungen und die Zahl der Toten als Folge der Intensivierung der nationalen Identifikation und des Aufeinandertreffens der Nationalismen.

Die Deutschen haben also nach dem Zweiten Weltkrieg auf die übliche „Aufmunterung“ des Nationalstolzes verzichtet. Warum haben sie das getan? Wohl wegen der Schande, an einem Krieg mitschuldig zu sein und einen Ausgelöst zu haben. Der zweite Krieg, nämlich die Vision des „Dritten Reiches“ unter Adolf Hitler, wird wohl bis zum Ende der Menschheit der Mythos des „Reiches des Bösen“

bleiben. Aber wie kann man ohne diesen „Stamm“ der nationalen Identifikation leben, ohne ein dichtes Zentrum zur Bündelung der Gruppenenergien, d. h. ohne den traditionellen Patriotismus?⁵⁰

Das deutsche Rezept lautet: „Schaffen wir ein Ersatzidentifikationssystem und erfinden wir dafür die funktionellste hydrodynamische Technik“. Das klingt sehr befremdlich, also greifen wir auf eine Metapher zurück. In tropischen Dschungeln gibt es Pflanzen wie die Würgefeige, die sich um den Stamm eines Baumes wickeln und ein so starkes äußeres Netzwerk bilden, dass, selbst wenn dieser zentrale Baum stirbt, die gesamte Pflanzenstruktur ihre frühere Tragfähigkeit beibehält. Dieser absterbende Baum war in der Bundesrepublik die nationale Identität, und die Kletterpflanzen, die Epiphyten waren fünf: Stolz auf die Qualität und Stärke der Wirtschaft („Wirtschaftswunder“, „Exportnation“), Stolz auf die Verbindung von Marktprinzipien mit sozialer Gerechtigkeit („soziale Marktwirtschaft“), Stolz auf einen gut funktionierenden Bundesstaat („Verfassungspatriotismus“), weitverbreitetes Umweltbewusstsein (die Grünen im Bundestag) und Demut als Prinzip zur Regelung der (meisten) Beziehungen zur Außenwelt. Diese fünf Faktoren konstituierten die Identität nicht nur der Bonner Republik, sondern auch des vereinten Deutschlands bis – geschätzt – ins zweite Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts.

Deutschland war damals – zu Beginn des mentalen Wandels – ein Wirtschaftskoloss, der in seinen politischen Beziehungen zur Außenwelt stets in einer angenehmen Verbeugung verharrte und, wenn der Partner besonders klein war, in einer Art Halbhocke mit ihm verkehrte. Diese gewollte Reduzierung des eigenen Potentials wies alle klassifizierbaren Abwehrtechniken der Wertehydraulik auf: Senkung des Selbstwerts auf der eigenen Seite (Entschuldigung für Kriegsverbrechen, Eingeständnis vergangener und gegenwärtiger Fehler, geduldiges Ertragen fremder Besatzung, Aufgabe vieler Attribute staatlicher Souveränität, Bereitstellung internationaler Hilfe und Zahlung von Reparationen, Aufnahme von Vertriebenen und Flüchtlingen) und die Anhebung des Niveaus auf der gegnerischen Seite (Wertschätzung einzelner Nationen und Kulturen, Politik der Versöhnung mit den Nachbarn, Politik der Versöhnung mit dem jüdischen Volk bis hin zu der Anerkennung, dass Israels Interessen deutsche Staatsräson sind, Forcierung der Idee eines vereinten Europas, weltweiter Export von Know-how und Technologie, allgemeine Appeasement-Politik).

Nach der Hydraulik der Werte führt die Kombination dieser Techniken zu einer Angleichung der Niveaus der werthaltigen Flüssigkeit in einem vernetzten Sys-

⁵⁰ Ich höre schon die Einwände, dass die Kulturgemeinschaft der Nation nicht immer die Hauptachse der Konsolidierung der kollektiven Identität sein müsse. Das ist richtig. Sie kann etwas breiter Gefasstes sein, wie das „Europäertum“, der religiöse Glaube, das Geschlecht, eine ideologische Identifikation, oder etwas enger Gefasstes, wie die regionale Ethnizität, die Berufskaste oder eine Gemeinschaft kultureller Trends. Aber in den Fällen, in denen eine „Nation“ ein konsolidiertes Territorium bewohnt und über einen funktionierenden Staatsapparat verfügt, ist die Auflösung oder fast vollständige Reduzierung der nationalen Identität einzigartig auf der Welt.

tem, was wiederum eine optimale Situation für die Zusammenarbeit der Akteure schafft, da die Beendigung der Konfrontation und der hierarchischen Kämpfe die Konsolidierung und Zusammenarbeit für das Allgemeinwohl bedeutet.

5.2 Gott oder Deutschland sei Dank?

Und dies ist die Praxis des wirtschaftlich stärksten und bevölkerungsreichsten Landes in der Mitte Europas geworden. Können wir uns vorstellen, was passiert wäre, wenn Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg nicht eine Haltung der Demut eingenommen hätte? Wenn jemand mit diesem Gedankenexperiment Schwierigkeiten hat, kann er ein anderes durchführen: Was wäre, wenn Frankreich nicht 50, sondern 100 Millionen Einwohner und ein entsprechend großes Potential hätte? Trotz meines Respekts und meiner Bewunderung für die Grande Nation glaube ich nicht, dass die Europäische Union in ihrer heutigen Form Wirklichkeit geworden wäre. Noch zweifelhafter fände ich es, wenn das Vereinigte Königreich, das, läge es in der Mitte des Kontinents und verfügte es über das Potential Deutschlands, das Land wäre, das die Union konsolidieren und seine Vorrechte in großem Umfang an Brüssel abtreten würde. Es gäbe kein geeintes Europa, wenn es die deutsche Demut nicht gäbe. Es hätte keine 80 Jahre Frieden gegeben, wenn es nicht die künstliche, psychologische Untertreibung des deutschen Potentials und die Übertreibung der Kompetenz und des Potentials der kleineren Völker in Europa gegeben hätte. Es hätte kein europäisches Mittel- und Osteuropa gegeben, wenn Deutschland auch nur einen Bruchteil seiner traditionellen Überzeugung bewahrt hätte, es sei seit tausend Jahren die führende zivilisatorische und kulturelle Kraft in dieser Region. Es hätte keinen Frieden gegeben, wenn Deutschland nicht dem ihm aufgezwungenen föderalen System zugestimmt hätte (das naturgemäß sehr viel Energie für die Koordinierung der internen Strukturen verschlingt), nie versucht hätte, es abzuschaffen oder zu reformieren. Es hätte keinen konsolidierten Westen gegenüber dem Osten und damit 80 Jahre Weltfrieden gegeben, wenn die Westdeutschen gegenüber den bei ihnen stationierten US-Amerikanern die Haltung gehabt hätten, die die Franzosen gegenüber US-Amerikanern hatten, und die Ostdeutschen gegenüber den bei ihnen stationierten Sowjets eine ähnliche Attitüde gehabt hätten, wie die Polen gegenüber der Macht hinter ihrer östlichen Grenze. Gibt es ein größeres Loblied auf eine defensive Haltung in der Werthydraulik als die Haltung Deutschlands gegenüber der Welt während der letzten drei Generationen?

Die erste Frage, die sich stellt, lautet: Warum haben die Deutschen diese Haltung eingenommen und nicht die Japaner, die Russen, die Franzosen, die Briten oder die US-Amerikaner? Wie war es möglich, dass ein derart seltsames Phänomen überhaupt existierte? Eine Antwort auf diese Frage zu finden, ist in der Tat schwierig, zumal diese Demut und Friedfertigkeit auf einen gewaltigen Ausbruch des Bösen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts folgten. Damals wurde die Frage gestellt: Wie konnte ein Volk von Philosophen und Dichtern solche Verbrechen begehen? Ich will hier keineswegs eine kulturwissenschaftliche Analyse beginnen.

Aber ich weiß, in welche Richtung sie gehen sollte: Es war die Kombination mehrerer widersprüchlicher Faktoren, die genau ein solches Ergebnis hervorbrachte: das Ausmaß der Niederlage der Gesellschaft und gleichzeitig ihr unbestreitbares moralisches Potential, das die Voraussetzung dafür schuf, dass eines Tages das Bewusstsein der Niederlage und des Verbrechens verinnerlicht werden würde. Der zweite Faktor war die Kollision der Machtträume – die nicht nur die Führungspersönlichkeiten, sondern die gesamte Gesellschaft lähmten – mit dem Ausmaß der endgültigen Niederlage. Dieser Zusammenprall hat die Beschwörung von Machtträumen im Allgemeinen gleichsam entwaffnet und lächerlich gemacht. Deutschland ist zu einem Riesen geworden, zu dem alle sagen: „Du bist ein Riese, tu was!“, und der hilflose Riese sagt: „Ich glaube, Sie verwechseln mich mit jemandem.“ Ein dritter Faktor – und vielleicht der entscheidende – ist das gigantische Energiereservoir der deutschen Gesellschaft, das es ihr ermöglichte, nach den Zerstörungen des Krieges neu geboren zu werden. Die Erfahrung lehrt uns, dass Gesellschaften nach einer Kriegsniederlage jahrzehntelang in Lethargie verharren und lange Zeit ihre Wunden lecken. Die Deutschen erreichten sehr schnell das „Wirtschaftswunder“, gefolgt von einem sozialen und schließlich einem moralischen Wunder. Da die einzige Quelle des Guten und des Wandels Energie ist, konnte dieser Prozess stattfinden. Und woher diese Energie in der deutschen Gesellschaft kam, ist ein Thema für eine ganz andere Überlegung.

5.3 Wie Stärke zu Schwäche wird

Die Hydrodynamik des Wertes lehrt uns, dass wir die Formen des Zusammenspiels dessen, was unser individuelles oder kollektives Ich in Bezug auf andere Subjekte ausfüllt, verstehen und klassifizieren können, weist aber nicht auf einen spezifischen Inhalt hin, der zum Objekt des individuellen oder kollektiven Stolzes werden kann. Die Plausibilität dieses Phänomens wird durch die Tatsache unterstrichen, dass es so etwas wie einen Wertumkehrschalter in der Psyche gibt, der es ermöglicht, die wertermäßige Färbung ein und desselben Dings im Laufe eines Augenblicks von gut zu schlecht und umgekehrt zu ändern. Im Falle der kollektiven Psyche sind diese Prozesse langsam, aber sie finden auch statt.

Ich habe 30 Jahre meines Lebens dem gewidmet, was man als deutsch-polnische Aussöhnung bezeichnen könnte, und das hat sich ganz konkret manifestiert. Es ist wunderbar, wenn es eine Universität an der Grenze gibt, die alles tut, um eine Annäherung an Polen zu erreichen. Es ist wunderbar, wenn es eine binationale Einrichtung wie das Collegium Polonicum gibt. Es ist großartig, wenn die Einwohner beider Städte von dem populärwissenschaftlichen Angebot beider Einrichtungen profitieren. Es ist ein Erfolg, wenn Absolventen der Viadrina und des Collegium Polonicum hohe Positionen im staatlichen Apparat Polens einnehmen. Dieser positive Inhalt erschien mir so universell, dass bei einer analogen Topographie die Japaner mit den Koreanern, die Mexikaner mit den Amerikanern oder die Eritreer mit den Äthiopiern darauf stolz sein könnten.

Es geschah ganz zufällig: Beim Tanken an einer Tankstelle in Stubice griff ich aus Langeweile zur „Gazeta Warszawska“ – einer rechten Nischenzeitung mit großem Namen – und stieß auf einen Artikel über die Viadrina und das Collegium Polonicum. Was ich da las, schockierte mich: Die Fakten stimmten zwar, doch waren ins Gegenteil verkehrt. Die Viadrina sei das Bollwerk der deutschen kulturellen und politischen Expansion nach Osten. Die Mitwirkung der Polen sei eine freiwillige oder motivierte Zusammenarbeit mit dem zukünftigen Besatzer. Die Absolventen seien der Vorposten der deutschen Rückeroberung des Ostens. Und das ganze Vorhaben sei eine große Bedrohung für Polen und der Beginn seines Untergangs. Ich traute meinen Augen nicht: Das Gute kann als das Böse und das Böse als das Gute gesehen werden. Und das alles las ich einige Jahre vor dem Ausbruch des polnischen Populismus.

Jede Tugend, jedes Gut, jeder Wert kann sich also in sein Gegenteil verkehren. Aber muss das so sein? In gewisser Weise ja. Der Lauf der Zeit und seine Unumkehrbarkeit auf jeder Ebene der gesellschaftlichen Organisation bedeutet, dass Ideen, religiöse und kulturelle Inhalte, politische Formen, Bündnisse und Einstellungen irgendwann beginnen, sich in etwas anderes oder direkt in ihr Gegenteil zu verwandeln. Und genau das geschieht vor unseren Augen mit der deutschen Demut. Sie existiert immer noch. Sie ist immer noch eine Art, auf äußere Probleme zu reagieren. Sie erlaubt immer noch, äußere Herausforderungen zu ertragen. Aber sie hat nicht mehr die Kraft, die die integrale Defensivität hat. Sie lässt die Gesichter derer, die sie erleben, nicht mehr aufleuchten. Sie verschafft gegenüber denjenigen, die die Konfrontation suchen, keinen Vorteil mehr. Sie beginnt, als Schwäche empfunden zu werden.

Dieses Wort Schwäche wurde mir in einer seltsamen Situation nahegelegt. Der Regionalexpress RE1, der Frankfurt (Oder) mit Berlin verbindet, der als eine Art mobiler Seminarraum der Universität gehandelt und von der Band KUWI-Stars sogar in einem Lied besungen wurde, ist ein Treffpunkt für Studierende und Hochschulmitarbeiter, die zwischen Frankfurt und Berlin pendeln und eine Stunde Zeit mit Gesprächen totschlagen müssen. Neulich sprach ich dort mit jemandem über die deutsche Dialogkultur, über die Geduld der politischen Klasse gegenüber Populisten, über die Hartnäckigkeit der deutschen Öffentlichkeit in der Flüchtlingsfrage – und irgendwann sagte ich, dass ich den Eindruck habe, dass diese großen Tugenden der Bundesrepublik und der Deutschen in der Welt empfunden würden als ... Und hier fand ich das Wort nicht. Also setzte meine Stimme für ein paar Sekunden aus. „Schwäche!“ Ein Stichwort kam von der anderen Seite des Ganges, von einem Sitz unter dem Fenster. Dort saß ein Mann um die vierzig mit einem nicht so ganz sauberen T-Shirt, tätowiert, der den Eindruck eines Facharbeiters machte. Mir wurde klar, dass er dem Gespräch, das mit leiser Stimme geführt worden war, die ganze Zeit zugehört haben musste. Er hatte mitgehört, weil ihn der Inhalt wahrscheinlich interessiert hatte. Und da der Stil des Gesprächs ein akademischer Diskurs war, muss dieser Mann sehr intensiv engagiert gewesen sein, um ihm zu folgen. Und wenn er auf diese Weise reagiert hatte, dann war im sozialen Organismus, bei tausenden oder vielleicht Millionen anderen Individuen, diese

Empfindung gereift – ob bewusst oder unbewusst, das spielt keine Rolle: Wo es eine öffentliche Nachfrage gibt, gibt es auch eine Antwort.

Um es noch einmal philosophisch zu formulieren: Alle Inhalte, die die Techniken der Wertehydraulik füllen, veralten mit der Zeit. Aber auch die Techniken selbst werden – vorausgesetzt, sie werden lange eingesetzt – identitätsstiftend und damit aufwertend. Die Aufwertung wird mit der Zeit zu einem Bedürfnis: Ein befriedigender Verhaltens- oder Handlungsstil dringt in alle psychischen und physischen Strukturen der Gesellschaften, so wie Alkohol oder Tabak, in den körperlichen Stoffwechsel ein. Das Subjekt – in diesem Fall die deutsche Gesellschaft – gewöhnt sich nicht nur an die praktizierten Gefühle und Verhaltensweisen, sondern verspürt auch das Bedürfnis nach Ihrer Ausübung. Und um diese Bedürfnisse weiterhin auszuleben, ist es bereit, dafür zu bezahlen, so wie ein Drogensüchtiger für Drogen bezahlt.

Aber die Gesellschaft ist ein vielfältiger Organismus als der einzelne Mensch. In ihr treten Warnsignale und Abwehrreaktionen viel schneller auf. Die Individuen, die sie repräsentiert, können nicht irgendwo am Rande mit Warnungstexten „brummen“, sondern beginnen, immer mehr Energie in Form von Emotionen, Gruppenaktionen und sogar Gewalttaten zu akkumulieren und in Richtung des Mainstreams zu feuern. Und dann setzt der Wertumkehrschalter ein: Demut wird in der allgemeinen Wahrnehmung zu Eitelkeit, Geduld zu einer Form von kaltem Psychoterror und ein Lächeln zu einer unerträglichen Erpressung. Und dann muss die Demut entweder die Maske fallen lassen und sich in den Kampf stürzen, oder sie wird zu einem Gesicht der Schwäche.

Millionen von Menschen spüren das und strömen nach Deutschland, weil sie wissen, dass ihnen, auch wenn sie nicht reich werden, sicher niemand etwas antun wird. Die Populisten in den Nachbargesellschaften spüren das und beginnen, Forderungen zu stellen. Die Populisten im Innern spüren es und beginnen, die Kultur der Demut, die Denkmäler – wie sie sie nennen – „der deutschen Schande“, die Politik der deutschen Freundlichkeit zu verhöhnen. Die innere Stärke der deutschen Mainstreamgesellschaft der letzten drei Generationen wird zu einer inneren Schwäche. Und die Schwäche eines Baumes zieht invasive Kleinorganismen an, die Schwäche eines Tieres zieht Raubtiere an, die Schwäche der Gesellschaft zieht Angreifer an. Es war schon immer so, und es kann nicht anders sein. Wie wird es weitergehen? „Deutschland first“?

5.4 Eisschollenlauf

Wagen wir an dieser Stelle eine philosophische Metapher, die vielleicht nicht sehr erbaulich, aber auch nicht pessimistisch ist. Die Fluidität der axiologischen Realität, die in letzter Zeit an Intensität gewonnen hat, bietet Raum für die Demonstration moralischer Kompetenz, auch wenn diese Kompetenz nicht leicht zu erwerben ist. Es geht hier um die Fähigkeit, einen Fluss zu überqueren (und das gilt für jede Existenz, sei es eine individuelle, eine Gruppen, eine soziale oder eine Gattungs-

existenz) zwischen dem festen Ufer des eingetretenen Sachverhalts und dem festen Ufer eines Endes der Sache. Das Wichtigste ist, dieses Ende der Sache konsolidiert und mit Würde zu erreichen, also nicht im Fluss zu ertrinken. Und der Fluss ist wie ein Fluss im Vorfrühling: voller Eisschollen, die einem vielleicht Halt geben, aber nach einer Weile brechen und sinken. Also muss man von einer Eisscholle zur anderen springen. Den Wandel der Werte muss man in Kauf nehmen, aber man muss ein Ziel vor Augen haben. Beim Springen muss man Geschicklichkeit, Lebenserfahrung, Verstand und Intelligenz beweisen. Man muss vorsichtig sein und darf seine eigene Kraft nicht überschätzen. Die Chance auf Erfolg ist eine Kombination aus Stärke, Weisheit und Demut. Unsere menschliche Reise ist ein Eisschollenlauf, eine unerbittliche Mühsal der Existenz, die Mühe, Entscheidungen zu treffen, die Mühe, sich zu verändern. Aber wie können wir diese Demut, die wir so schätzen, im Handwerk des Lebens wiederfinden? Und welche Schlussfolgerungen lassen sich für die Hochschulaktivitäten ziehen?

Die Vernetzung der menschlichen Gehirne nimmt in der heutigen Zivilisation gigantische Dimension an. Das weltweite kognitive System, das als „menschliches Wissen“ oder „Weltwissenschaft“ funktioniert, hat an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert beispiellose Ausmaße erreicht. Man kann sich fragen, welchen Zweck die weitere Ausdehnung der Grenzen der Kognition hat. Nun, auf den ersten Blick könnte man annehmen, dass uns weitere Forschungen und Analysen der objektiven Wahrheit näherbringen, mit all den Vorteilen, die wir bisher mit der objektiven Wahrheit verbunden haben: der Beherrschung der Natur und ihrer unangenehmen Seiten wie Krankheiten, Katastrophen und Hungersnöten, der Verringerung der Gefahr von Konflikten und damit der Sensibilisierung des menschlichen Verhaltens. Bei näherer Einsicht in die Natur der Dinge muss man jedoch feststellen, dass das Ziel der Suche nach der objektiven Wahrheit, die Begegnung mit ihrer letzten Form, eine Illusion ist. Die objektive Wahrheit hat eine unendliche Struktur, so dass jeder Schritt auf dem Weg zu ihr ein neues Fenster der Erkenntnis und neue Inhalte eröffnet. Dennoch muss das Ende der Erkenntnis eines Tages kommen, wie das Ende aller Dinge. Was wird es also sein?

Es wird die „Müdigkeit“ des Menschen in seiner kognitiven Tätigkeit sein. Diese Müdigkeit wird mehrere Facetten haben. Die erste ist die bereits erwähnte Unendlichkeit der Struktur der Realität. Die zweite ist das Bewusstsein, dass alles der zerstörerischen Wirkung der Zeit unterworfen ist, dass alles eines Tages vom kosmischen Staub bedeckt sein wird. Das dritte ist das wachsende Bewusstsein, dass alles – aufgrund des Wertumkehrschalters – einmal als richtig und einmal als falsch angesehen werden kann. Es gibt also keine unerschütterlichen Werte, und vielleicht ist alles sinnlos.

In höchstem Maße empfehlenswert ist es, den Eisschollenlauf einfach mal auszuprobieren. Doch nicht jeder kann sich diese ständige Anstrengung leisten. Menschen brauchen sinnvolle Tätigkeiten, um ihren Tag zu gestalten. Menschen, die an der Schwelle zur kognitiven Ermüdung stehen, sollten Aufgaben erhalten, die für sie zweifelsohne sinnvoll und wertvoll sind. Mir scheint, dass in unserem grenzüberschreitenden Universitätszentrum solche Aufgaben bereits angenommen

wurden. Ich empfinde Sympathie für alles, was kleinen Dingen einen großen Wert verleiht. Sowohl die Viadrina als auch das Collegium Polonicum (insbesondere in der „Person“ der Stiftung für das Collegium Polonicum) haben es geschafft, Praktiken zu entwickeln, die universell sind und die – auf intellektueller Ebene – diese „Kraft der Demut“ beinhalten. An dieser Stelle ist das Institut für angewandte Geschichte zu nennen⁵¹ – ein absurder Name, denn schließlich lässt sich Geschichte kaum auf etwas anwenden. Aber nur vordergründig: „Leute der Tat“ – wie ich Populisten aus Respekt vor dem Menschen nenne – haben in den letzten Jahrzehnten die „Geschichtspolitik“ erfunden, eine Methode, ihren politischen Gegnern mit einer aus historischen Interpretationen konstruierten Keule auf den Kopf zu schlagen. Dies ist die exakte Verkörperung dessen, was ich als die offensive Version der Wertehydraulik bezeichne. Die angewandte Geschichte ist dagegen „offensiv“ im defensiven Sinne. Was ist damit gemeint? Ein fiktives Beispiel, das auf einer erfundenen Geschichte beruht: Sie sind auf Ihrem Weg zur Arbeit dutzende Male an einem auffälligen Haus vorbeigekommen – ein unangenehmer Eindruck, ein sinkendes Selbstwertgefühl, der Glaube, dass Ihre Welt schlecht ist. Und siehe da, ein Studierender zeigt auf dieses verfallene Haus und sagt: „Wussten Sie, dass John Kasparo hier geboren wurde? Er gründete später in den USA die Mining Corporation, die Gold abbaut. Er verdiente Millionen und schenkte dem Metropolitan Museum of Modern Art eine Sammlung von Chagalls Werken. Er schenkte auch seinen Eltern, die das Haus bis 1945 bewohnten, drei Werke von Chagall. Wenn wir uns sehr anstrengen, werden diese Kunstwerke aus Russland in unsere Stadt zurückkommen, denn im Moment befinden sie sich in den Lagern der Eremitage.“ Und plötzlich kommt man auf dem Weg zur Arbeit an etwas vorbei, das in einem Bewunderung hervorruft. Und es ruft bei anderen Bewunderung hervor. Dann säubern die internationalen Studierenden der Viadrina dieses Haus und bringen eine Gedenktafel an. Eines Tages taucht ein Investor auf. Die Stadt stellt Fördergelder zur Verfügung. Drei Jahre später kommen Sie auf dem Weg zur Arbeit am „Chagall-Haus“ vorbei. Die Chagall-Bilder sind zwar nicht aufgetaucht, aber Ihr Leben hat auf der Werteskala 3 Punkte gewonnen.

5.5 Was ist ein Leben wert?

Als ich in Frankfurt (Oder) 1991 ankam, traf ich auf eine Gemeinschaft, die – wie die gesamte ostdeutsche Bevölkerung – in eine moralische Krise geraten war. Millionen von Menschen fragten sich: „Was ist mein Leben wert, wenn ich versucht habe, ehrlich für eine Gesellschaft zu arbeiten, die heute als unmenschlich gilt, ein

⁵¹ Das Institut für angewandte Geschichte wurde 2001 von einer Gruppe der Studierenden und Absolventen der Viadrina gegründet. Es richtet seine Aktivitäten darauf aus, das deutsch-polnische Grenzland als Dialograum zu erschließen und seinen Bewohnern – jenseits der Bedürfnisse des Alltags – ein Mehr an Wissen über das Gegenüber sowie über das eigene Habitat zu vermitteln.

loyaler Bürger eines Staates zu sein, der als Unrechtsstaat bezeichnet wird, und auf die Ratschläge von Leuten hören muss, von denen mir immer gesagt wurde, sie seien meine Klassenfeinde?“ Ich kannte die DDR sehr gut und wusste, dass dort viele ehrliche und fleißige Menschen lebten. Sie hatten ihre Schwächen, wie Menschen in jeder Gesellschaft, aber ihre Schwächen waren den Bedingungen geschuldet, unter denen sie lebten. Es gibt eine Optik des vollständigen Verständnisses, die zu einer vollständigen Rechtfertigung führt, und irgendwann überkam mich diese Optik. Ich begann das Gefühl zu haben, dass den Ostdeutschen eine große Ungerechtigkeit widerfuhr.

In den 1990er Jahren fanden an der Oberfläche des Lebens große politische und wirtschaftliche Prozesse statt, aber unter der Oberfläche wurde um die Würde von Individuen und sozialen Gruppen gekämpft. Es waren Selbstwertkämpfe, ausgetragen nach den klassischen Regeln der Wertehydraulik. Wer sich gedemütigt fühlte, machte die anderen nieder, um sich besser zu fühlen. Wer sich selbst gut fühlte, prahlte und setzte damit, vielleicht sogar ungewollt, andere Menschen herab. Wenn ich als Viadrina-Mitarbeiter in der Pause mit Kollegen aus dem Westen frühstückte, endete das Gespräch oft mit Beschwerden über Ossis: dass es ihnen an Initiative mangle, sie nicht sehr selbstständig seien, ihnen der Bleistift um 16 Uhr aus der Hand falle. Wenn ich gerade mit meinen Kollegen aus dem Osten frühstückte, beschwerten wir uns über Wessis: wie eingebildet sie seien, dass sie nichts wüssten, aber so täten, als seien sie Experten, dass sie sich immer in den Vordergrund drängten und nach allen möglichen Privilegien griffen. Wenn ich allein frühstückte, war ich mir sicher, dass Ossis und Wessis über die Polen herzogen.

Das alles waren im Grunde genommen nette Spielchen mit Selbstwertgefühl, aber die Frage hatte auch eine existenzielle Dimensionen. Von den ersten 30 Professuren, die an der Viadrina besetzt wurden, gingen nur 2 an Polen und 2 an Ostdeutsche. Das Auswahlverfahren für eine davon gewann ein Jurist aus der ehemaligen DDR, der sich mit internationalem Recht beschäftigte. Wir kannten und mochten uns. Er war fröhlich, freundlich, wollte sich in studentischen Angelegenheiten engagieren und startete mit Stolz und Tatkraft in einen neuen, vermutlich wunderbaren Lebensabschnitt in seinen Vierzigern. Nach zwei Jahren verbreitete sich die Nachricht, dass in den Stasi-Archiven etwas über ihn gefunden worden war. Ich weiß nicht genau, was, aber er verlor seine Professur. Ich habe ihn danach nur noch einmal getroffen, als er kam, um Sachen aus seinem Büro zu holen. Er war nur noch ein Schatten seiner selbst. Ich sah, er war am Boden. Wie konnte ihm geholfen werden? Wie sein Ego gestärkt werden?

Etwa zur gleichen Zeit besuchte ich einen kleinen Friedhof in dem Dorf Treplin, 20 Kilometer von Frankfurt (Oder) entfernt. Ich spazierte herum und las die Inschriften: „Helga Schmidt 1914–1984“, „Johann Müller 1921–1944“ ... Und dann überkam mich ein seltsames Gefühl, ein Gefühl des moralischen Protests. Ist das alles, was von einem Menschenleben übrig bleibt? Ich weiß, ich weiß, Familiengespräche, Andenken, Bild der Großeltern usw. Noch zwei Generationen später wird niemand mehr etwas über Johann Müller wissen, außer dass er an der wahrscheinlich im Zweiten Weltkrieg fiel. Und dann wird das Grab dem Erdboden gleichge-

macht, denn der Friedhof ist klein, der Platz wird an neu vermietet. Die Familie Müller wird 300 Kilometer weit wegziehen, und es wird keine Spur mehr von Johann geben. Und niemand wird wissen, dass er einer der größten Menschen war, die diese Gegend hervorgebracht hat. Er hielt Bienen, er sprach mit ihnen, und sie antworteten ihm, er malte schöne Landschaften auf Holzrindenstücke, er träumte davon, eine große Familie zu haben und allen seinen Kindern das Geigenspiel beizubringen, er hasste Hitler und den Krieg. An der Front weigerte er sich, an der Hinrichtung einer weißrussischen Familie teilzunehmen, die einen verwundeten sowjetischen Partisanen in ihrer Scheune versteckt hatte. Dafür wurde er hingerichtet. Helga Schmidt mag keine Heldin gewesen sein, und sie mag nicht mit Bienen gesprochen haben. Aber sie hat sechs Kinder großgezogen und von morgens bis abends gearbeitet, und das bedeutet mehr als Heldentum.

Jedes Leben ist faszinierend. Jedes Leben ist ein Baustein, aus dem unsere Welt aufgebaut ist. Jedes Leben ist schön und verdient es, bewahrt zu werden. Ist das nicht ein Skandal? Ist es nicht so etwas wie ein moralischer Genozid, dass wir zulassen, dass die Zeit Millionen von Menschen tötet? Sie werden antworten, dass es keine Möglichkeit gibt, sie zu retten ...

Was die heutige Helga Schmidt betrifft, so liegt uns ihr tausendseitiges Dossier vor: bei den Ärzten, dem Finanzamt, beim Einwohnermeldeamt, den Versicherungen, dem Gaswerk, den Wasserwerken und irgendwo auf Servern in Kalifornien mit hunderten von Fotos von ihr, die von ihrer Tochter, ihrem Sohn, ihrem Nachbarn aus dem Schrebergarten gemacht wurden. Aber es gibt keine 20–30 Seiten, auf denen ihr Leben niedergeschrieben ist, auch nicht, wie sie es sah, was sie fühlte, wovon sie träumte und was sie fürchtete. Wenn sie stirbt, wird nichts mehr da sein. Die Dokumente in den Institutionen werden zerbröseln, die Fotos auf dem Server werden verloren sein, weil jemand falsch geklickt hat, die Familie wird sie nach zwei Generationen vergessen haben. Sind diese 20–30 Seiten etwas, das unsere Kräfte übersteigt? Ganz und gar nicht! Mit den heutigen wirtschaftlichen und technologischen Möglichkeiten ist es so einfach wie Fingerschnippen. Man muss es nur wollen.

Einer der Aspekte des heutigen Humanismus, der angesichts der Zerstörungorgie, die wir auf diesem Planeten angerichtet haben, nicht mehr der triumphierende, den Menschen befreiende Renaissancehumanismus sein kann, der verkündete, dass er das Recht habe, nach allen Gütern zu greifen, zu malen, zu bauen, zu entdecken und zu reisen, ist genau dieses defensive Motiv – vor dem Vergessen zu retten. Doch um ein Menschenleben vor dem Vergessen zu bewahren, muss eine Biografie niedergeschrieben werden. Diese Biografie – die wertvollste und frischeste – schreibt man am besten auf, indem man der Geschichte der betreffenden Person zuhört. Dann gibt man der Biografie eine ästhetische Form, druckt sie in mindestens zwei Exemplaren aus, bewahrt eines in einem besonderen Archiv auf und schenkt das andere dem Erzähler. Und dann kommen die beiden Dinge, von denen wir gesprochen haben, zusammen. Die Praxis dieses neuen, defensiven Humanismus wird geboren und andererseits erhält dieser gewöhnliche Mensch ein Bild seines Lebens, das jemanden interessiert hat und das vielleicht noch viele andere inte-

ressieren wird. Sein Leben wird auf der Werteskala um 10 Punkte aufgewertet. Ist dies nicht eine jener kleinen Aufgaben, die in Zeiten des Umbruchs, in Zeiten des großen Eisschollenlaufs, absolute Bedeutung und Wert haben? Ist das nicht eine der kleinen Dinge, die ein grenzüberschreitendes Universitätszentrum entwickeln kann und die etwas von der „Kraft der Demut“ retten kann? Ist es nicht das, was den Schmerz des Einzelnen nach großen historischen Abwertungen lindern wird?

5.6 My Life

Das Aufschreiben und Lesen von Biografien hat noch einen anderen Sinn. Ich erinnere mich, dass in den späten 1990er Jahren ein polnischer Viadrina-Student mich fragte, ob ich seinem Vater helfen könne. Sein Vater war Filmemacher und hatte eine Idee für eine Art Dokumentarfilm über die deutsch-polnischen Beziehungen, verfügte jedoch nicht über die nötigen finanziellen Mittel. Auch ich hatte kein Geld, um Filme zu realisieren, aber ich führte ein langes und freundliches Gespräch mit diesem Studenten – wir wurden sogar Freunde. Einige Zeit später wurde ich von einer polnischen Studentin der Viadrina, Angelika Kuźniak, angesprochen. Sie stammte aus Stubice. Dieses unscheinbare Mädchen machte später eine große Karriere als Autorin von Biografien über berühmte Persönlichkeiten, darunter von Marlene Dietrich. Doch schon als Studentin arbeitete sie als Übersetzerin für Journalisten, die Berichte über Deutschland schrieben. Eine dieser Reportagen, die von Włodzimierz Nowak stammte, trug den Titel „Die Nacht von Wildenhagen“ und beschrieb die Massenselbstmorde der deutschen Bevölkerung im Frühjahr 1945 angesichts der heranrückenden Roten Armee, die von der Goebbels-Propaganda als Horde blutrünstiger Bestien dargestellt wurde. Diese Selbstmorde bewegten Angelika so sehr, dass sie mit der Idee zu mir kam, daraus einen Film zu machen. Und hier verband ich die beiden Stränge, Reportage und Film, miteinander. Ich vermittelte Angelika den Kontakt zum Vater des Studenten, und zwei Jahre später wurde der Dokumentarfilm im polnischen und im deutschen Fernsehen gezeigt. Soweit ich mich erinnere, kommt nur eine deutsche Frau, Adelheid Nagel, in diesem Film zu Wort. Die Selbstmorde werden von den Bewohnern der Häuser erzählt, in denen sie stattfanden. Und diese Bewohner sind heute die Polen, die im Grenzgebiet zu Deutschland leben. Trotz der 50 Jahre, die vergangen sind, kennen sie diese Geschichten und sind sehr bewegt. Einige weinen.

Die Tatsache, dass Menschen, die durch den von den Deutschen entfesselten Krieg ihre Familien verloren und aus ihrer Heimat vertrieben wurden, in der Lage sind, über das Schicksal – in gewissem Sinne – ihrer eigenen Peiniger zu weinen, hat mich sehr bewegt. Welch ungeheure Kraft der Empathie ruht in den Menschen, wenn sie die Barriere von „Ich gegen den Feind“, die Barriere der historischen Interpretationen, die Barriere der Sprache und Kultur zu überwinden vermag! Das ist es, was eine biografische Geschichte ausmacht, eine Geschichte, in der einer spricht und der andere zuhört. Dann verschwinden die Trennungen. Und wir Menschen finden uns alle auf einer Seite der Barrikade wieder, und auf der anderen Seite

steht der Wahnsinn der Ideologie, der Fluch des Fanatismus, die Bestie, die im Menschen schlummert, und das universelle Drama der Existenz.

Und wenn diese Empathie wirklich funktioniert – und das tut sie –, wird es dann nicht helfen, die Barrieren zwischen den Generationen zu überwinden? Vielleicht hilft es, der jüngeren Generation klar zu machen, dass Tod, Hunger, Angst, Flucht kein historischer Schrott sind, wie Gladiatorenkämpfe, sondern Dinge, die auch in ihrer Generation wieder passieren können? Und dass es sich lohnt, Energie darauf zu verwenden, sie zu verhindern, und nicht nur darauf, Likes auf Instagram oder TikTok zu bekommen.

Also fast ein Allheilmittel: Wertschätzung individueller Lebenswege, Überwindung von Barrieren zwischen Generationen und Nationen, Stärkung der lokalen Identität, Oral History als lebendiges Geschichtsbild – all diese Gründe haben mich dazu bewogen, 2004 einen Verein zu gründen, der sich der Förderung des biografischen Erzählens und seiner Rezeption widmet und Biografien von Bewohnern der deutsch-polnischen Grenzregion sammelt. In den 20 Jahren seiner Tätigkeit hat der Verein ein Archiv mit 1300 biografischen Einträgen angelegt, darunter 500 vollständige Biografien von Personen, die einen Bezug zum Grenzgebiet hatten oder haben. Rund die Hälfte davon sind Deutsche, die andere Hälfte Polen, Ukrainer, Russen, Migranten aus Zentral- und Nordafrika, Menschen jüdischen Glaubens – 15.000 Seiten, ein Sammelsurium der Geschichte, ein bewegendes Bild des 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts.

Es gibt auch reale Begegnungen auf beiden Seiten der Grenze, bei denen Menschen ihre Lebensgeschichten erzählen. Vor allem in Frankfurt sind die mindestens einmal im Monat stattfindenden „Abende mit Biografie“ in 15 Jahren zu einer kulturellen Institution geworden. In mehr als 100 Veranstaltungen erzählen Gäste ihre Lebensgeschichte. Das Publikum hört eine Stunde lang zu, stellt anschließend Fragen und diskutiert; eine scheinbar einfache Sache, die aber Kompetenz erfordert. Zu Gast waren Menschen, die wegen politischer „Verbrechen“ jahrelang im Gefängnis saßen, es waren darunter auch Stasi-Funktionäre, also diejenigen, die die Verurteilten ins Gefängnis gebracht hatten. Manchmal konnte man die Spannung im Raum spüren, die Stimme dieser oder jener Person zitterte, wenn sie eine Frage stellte. Aber nie, von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen, gab es Vorwürfe oder Anschuldigungen. Empathie wirkt Wunder.

Es entstand ein Klima der Toleranz und des Respekts in der rauen Grenzstadt, die jahrhundertlang eine Stadt der Soldaten, der Polizisten, der Zöllner, der Eisenbahner und der steifen Beamten gewesen war, in der jüngeren Geschichte eine Stadt der Geheimagenten und Sportler. Diese Stadt wandte ihrer kleineren, polnischen Hälfte 45 Jahre lang den Rücken zu. Die beiden Stadtteile begegneten einander mit Abneigung, teils sogar mit offener Verachtung. Und doch herrscht heute ein Klima der Toleranz. Dazu trugen nicht zuletzt die beiden Universitäten sowie der grenzüberschreitend agierende Verein „My Life – erzählte Zeitgeschichte“ e. V. bei.

Und wie sehen es die Studierenden? Wie sieht die wissenschaftliche Gemeinschaft die heilende Rolle der Biografie? In dem Zusammenhang müssen wir zwischen drei Fragen unterscheiden. In der wissenschaftlichen Welt ist das Interesse

am Life Writing tatsächlich erst in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten aufgekomen. An der Viadrina hat es sich nur sporadisch bemerkbar gemacht, wenn auch für den Verein My Life auf sehr angenehme Weise. An der Adam-Mickiewicz-Universität wurde die AMU Life Writing Research Group gegründet, in der Dutzende von Wissenschaftlern aus verschiedenen geisteswissenschaftlichen Disziplinen zusammenkommen, die Tagebücher, autobiografische Werke oder Reiseberichte aus verschiedenen Blickwinkeln analysieren. Auch ich wurde eingeladen, dieser Gruppe beizutreten. Aber ich habe schnell gemerkt, dass unsere Tätigkeitsbereiche unterschiedlich sind. Nehmen wir eine landwirtschaftliche Metapher: Die wissenschaftliche Untersuchung von Life Writing ist wie die Untersuchung der Wachstumsbedingungen, Saatguteigenschaften und klimatischen Anforderungen von bestimmten Pflanzen. Und unsere Verbreitung der biografischen Kultur ist wie das Pflügen, Eggen, Säen, Ernten und Dreschen.

Der zweite Aspekt betrifft die Haltung der Hochschuljugend. In den 20 Jahren, in denen der Verein besteht, hat er den Kontakt zu ihr gesucht und vielleicht nur 20 oder 30 Studierenden angezogen. Sie absolvierten Praktika, bereiteten Diplomarbeiten vor, suchten nach den Wurzeln ihrer Vorfahren. Aber sie sind nie zu den Erzählenden geströmt, weder auf der deutschen noch auf der polnischen Seite der Grenze. Trotz der Tatsache, dass der erzählende Gast eine Quelle lebendigen, man könnte sagen „köstlichen“ historischen, soziologischen und psychologischen Wissens ist, fühlen sich die jungen Leute in der Welt dieser Geschichten fremd. Während sie vor hundert Jahren noch im Schein einer Petroleumlampe saßen und gespannt den Erzählungen ihrer Großeltern lauschten, greifen sie heute schon nach den ersten Minuten verstohlen zum Handy. Die Explosion der Inhalte der Medienzivilisation macht die biografische Erzählung für die Jungen völlig unattraktiv. Steht diese Beobachtung nicht im Widerspruch zu meiner Behauptung, dass biografisches Erzählen wertvoll ist, weil es die Kluft zwischen den Generationen überbrückt? Ganz und gar nicht, sofern bestimmte Bedingungen erfüllt sind.

Kurz vor seiner Pensionierung erklärte sich Ulrich Kniefelkamp, Historiker an der Viadrina, bereit, ein Semester seiner eigenen Seminarzeit der praktischen Vermittlung von Biografiearbeit und der theoretischen Reflexion über diese Aufgabe zu widmen. Einen großen Teil der Didaktik übertrug er Menschen, die mit unserem Verein verbunden waren. Die Bedingung für den Schein, den die Studierenden bekommen konnten, war die Verfassung einer vollständigen Biografie von etwa 30 Seiten einer beliebigen Person nach den Standards von My Life. Und die Biografien wurden geschrieben, in nahezu perfekter Form. Insgesamt waren es etwa 80, denn das Seminar war so erfolgreich, dass es im folgenden Semester wiederholt wurde. Die Studierenden schrieben die Lebensgeschichten von Großmüttern, Großvätern, Nachbarn, bekannten Persönlichkeiten aus ihrem Umfeld und von Flüchtlingen auf. Ich vermute, dass die Erfolgsquote beim Scheinerwerb in diesen Seminaren überdurchschnittlich hoch war. Die Biografien mussten bei mir im Büro abgegeben werden, um sie zum Binden zu schicken. Bei dieser Gelegenheit sprach ich mit den Studierenden. Niemand beklagte sich, niemand hatte das Gefühl, dass er Fronarbeit habe leisten müssen. Alle waren froh, dass sie etwas Praktisches gelernt hatten.

Und hier berühren wir einen dritten Aspekt: Die Arbeit an Biografien entwickelt nicht nur akademische, sondern allgemeine Kompetenzen. In welchem Sinne? Die Erstellung einer Biografie bedeutet viele Stunden Arbeit. Was kann ein junger Mensch in dieser Zeit lernen? Der erste Schritt besteht darin, einen Interviewpartner zu finden und ihn zu einem biografischen Interview zu überreden. Alle Bildungseinrichtungen verfolgen das Ziel, die Selbstständigkeit von Lernenden auf allen Bildungsstufen zu fördern, aber nur wenigen gelingt dies tatsächlich. Ein Besuch bei einer lokalen Berühmtheit oder sogar bei der eigenen Großmutter ist ein kleiner, aber echter Schritt in Richtung Selbstständigkeit. Der nächste Schritt ist ernster: Die Person muss überredet werden, ein Interview zu geben. Dies ist die erste Aporie, die ich sehr gut kenne. Die Befragten wehren sich: „Ich habe nichts zu erzählen!“, „Mein Leben ist normal verlaufen und wird sicher niemanden interessieren!“, „Und wozu brauchst du das überhaupt?“ Hier kann der Widerstand bei Verwandten noch mit der aufrichtigen und zynischen Antwort gebrochen werden: „Weil das an der Uni von mir verlangt wird.“ Aber bei der nächsten Frage kann es ein Problem geben: „Und kannst du mir sagen, was mit meiner Biografie danach passiert? Wer wird sie lesen und wofür wird sie verwendet?“ (Einer meiner deutschen Interviewpartner verlangte von mir eine Garantie, dass die Geschichte seines Lebens nicht in die Hände von Jarosław Kaczyński gelangen würde.) Hier müssen die Erklärungen überzeugend sein – die Studentin oder der Student darf nicht einfach etwas Ungefähres murmeln. Es muss ein klares Argument vorgebracht werden: dass die Biografie ein bedeutendes Zeugnis unserer Zeit darstellt – ein Dokument, das von Journalisten, Wissenschaftlern und all jenen genutzt werden kann, die die Gegenwart verstehen und die Geschichte begreifen wollen (parallel dazu muss dieser Studierende den destruktiven Skeptikern widerstehen, die ihm ins Ohr säuseln werden: „Warum machst du das? Diese Person wird dir doch nichts als Lügen und Erfindungen erzählen!“). Ist dies nicht ein Schritt in Richtung „intellektuelle Souveränität“?

Es folgt der zweite Akt: die Festlegung von Termin und Rahmenbedingungen für das Gespräch. Banal? Nichts dergleichen! Der Interviewte sagt in der Regel: „Dann kommen Sie bitte nächste Woche Donnerstag zu mir. Ich habe um 10 Uhr einen Arzttermin und um 13 Uhr einen Elektrikerbesuch. Dann gebe ich Ihnen nach dem Arzt ein Interview.“ Wenn man den zu Befragenden an dieser Stelle die Initiative überlässt und seinen Bedingungen zustimmt, ist Misserfolg vorprogrammiert. Der Studierende muss sanft zu verstehen geben, dass er mit diesen Dingen nicht einverstanden ist, und erklären, dass es an diesem Tag keine weiteren Termine geben kann, weder früher noch später. Frühere Termine neigen dazu, sich in die Länge zu ziehen, und spätere Termine sind psychologisch störend. Es darf auch keine Gefahr bestehen, dass das Gespräch unterbrochen wird, denn – hier muss er sich auf die Erfahrung von *My Life* berufen – mit jeder Unterbrechung sinkt die Wahrscheinlichkeit, das Gespräch beim nächsten Termin zu Ende zu führen, um 50 Prozent. Das heißt, jedes zweite unterbrochene Interview wird nie wieder zu Ende geführt, und bei einer zweiten Unterbrechung wird nur jedes vierte vollständig abgeschlossen. Der Befragte muss sich auf eine Sitzung von etwa drei Stunden

einstellen, die durch nichts unterbrochen wird. Auch hier lehrt eine erfolgreiche Aktion eine Menge. Sie lehrt, wie man einem anderen Menschen ruhig und ohne Konfrontation den eigenen Willen aufzwingen kann. Wer diese Fähigkeit besitzt, hat den Schlüssel zu vielen Erfolgen im Leben gefunden. Hier kommt auch manchmal das Argument: „Aber ich kann das Erzählen drei Stunden lang körperlich nicht aushalten.“ Auch dieses Argument gilt es zu entkräften. Die Mitglieder des Vereins haben mehrere hundert Interviews geführt und nur bei einigen wenigen hatte der Befragte irgendwann einen Schwächeanfall. Andererseits konnte man in vielen Situationen eine große Mobilisierung des Organismus feststellen. Ein Kollege von mir wurde einmal zu einer 90-jährigen Dame gerufen, die auf dem Sterbepett lag und sich im letzten Moment entschloss, ihr Leben zu erzählen. Als er kam, lag sie mit geschlossenen Augen da, und die Pflegerin prüfte, ob ein Puls fühlbar war. Als man ihr ins Ohr flüsterte, dass Leute gekommen seien, stand sie auf, setzte sich auf das Bett und redete sieben Stunden lang ohne Unterbrechung. Ich weiß nicht, ob es Adrenalin oder ein anderer Mobilisierungsmechanismus ist, aber für ein biografisches Interview findet der Befragte immer die Kraft.

Ein weiterer Aspekt, der ausgeschlossen werden muss, ist die Begleitung der befragten Person durch eine zweite Person. Ein Interview kann nicht gelingen, wenn eine Ehefrau, eine Tochter oder sogar eine Krankenschwester danebensitzt. Das Instinkt der Konformität führt unbewusst immer zu der Frage: Und was denkst du über das, was ich gerade sage? Die Geschichte wird verzerrt. Zu erklären, dass der Ehepartner bei der Geschichte nicht dabei sein sollte, ist eine sehr heikle Angelegenheit. Es bedarf einer geschickten Argumentation und einer geschickten Wortwahl – ein weiterer Schritt in Richtung intellektuelle Souveränität.

Bevor das Gespräch beginnt, sollte der Interviewer zügig die technischen Voraussetzungen überprüfen. Alle Geräusche müssen ausgeschaltet werden, da z. B. manche Radiowecker unhörbar summen und die Aufnahme stören. Das Fenster zur Straße darf nicht geöffnet sein, weil auch dieses Geräusch stört. Kaffeetassen müssen eine Serviette auf der Untertasse haben, damit sie nicht klappern. Das Mikrofon muss richtig justiert und eingestellt sein, und der Befragte muss angewiesen werden, in welchem Abstand er sitzen soll. Sie oder er sollten auch darauf hingewiesen werden, dass sie beim Sprechen nicht mit der Hand auf den Tisch schlagen dürfen. Der Interviewer selbst muss darauf achten, dass er nicht gegen den Tisch tritt und das Mikrofon umstößt. Man muss auch die Probeaufnahme machen, indem man einen kurzen Abschnitt unter dem entsprechenden Namen auf dem Gerät notiert und von Zeit zu Zeit überprüft, ob alles aufgenommen wird. Es ist schon vorgekommen, dass der Interviewer nach zweieinhalb Stunden Interview zu seinem Entsetzen feststellte, dass nichts aufgezeichnet worden war. Zu diesen technischen Aspekten könnte man noch über einen langen Zeitraum reden. Um den Interviewern unangenehme Überraschungen zu ersparen, hat der Verein My Life Lehrmaterial erstellt. Dies ist auch eine Art Lernerfahrung und eine Lektion für die jungen Deutschen für die Zukunft.

In der Regel beginnt der Befragte bereits während der technischen Überprüfung, erste Erzählungen anzustoßen (er erzählt normalerweise auch bei der Ver-

abredung und bei jeder anderen Gelegenheit). Er sollte davon abgehalten werden, sonst „verbrennt“ er bestimmte Themen, die vielleicht am interessantesten sind. Beim Interview wird er die unbewusste Überzeugung haben, dass er den größten Teil der Geschichte bereits erzählt hat, oder er wird einfach sagen: „Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, haben meine Eltern ihr Haus unter diesen schrecklichen Umständen verloren.“ Die ganze Situation muss also eine Struktur bekommen, um einen guten Startpunkt zu finden. Und an dieser Stelle kommt vielleicht der schwierigste Moment. Man muss den Befragten auffordern, mit der Geschichte zu beginnen, aber man muss die Geschichte so lenken, wie ein Reiter die Bewegungen eines Pferdes lenkt. Ich erinnere mich an meine Erfahrungen aus den ersten Interviews, die ich führte. Der Befragte fing an zu reden, und ich war in Panik, was ich als Nächstes fragen sollte, ob er oder sie alles sagen würde, was für die Geschichte relevant war usw. Ich wurde abgelenkt, und dann schien es, als hätte ich einen wichtigen Inhalt verpasst, und ich begriff, dass ich nicht einmal realisierte, wie ich danach fragen sollte, weil ich nicht wusste, was ich verpasst hatte. Und schließlich kann ich nicht sagen: „Könnten Sie noch einmal anfangen, indem Sie zehn Sätze zurückgehen?“ Ich bin mir absolut sicher, dass alle unerfahrenen Interviewer, vor allem junge, diesen Moment erleben.

Menschen sind Herdentiere – sie leben in Gemeinschaften, die stets von Hierarchien geprägt sind. Jedes Mitglied einer Herde steht in einem Geflecht von Über- und Unterordnungen. Diese Struktur ist sowohl genetisch veranlagt als auch in sozialen Beziehungen tief verankert. Im biografischen Interview steht ein junger Interviewer vor der Herausforderung, dieses natürliche Gefälle umzukehren: Trotz seines Alters und seiner begrenzten Erfahrung muss er die Gesprächsführung übernehmen und Verantwortung tragen. Das ist keineswegs einfach, lässt sich jedoch erlernen. Der Verein hat zu diesem Zweck einen Leitfaden mit einem Fragenkatalog von 40 Punkten erarbeitet, die im Gespräch eingesetzt werden können. Ein rein mechanisches Abarbeiten dieser Fragen jedoch würde den Dialog zerstören.

Ein junger Mensch, der ein Interview führt, erwirbt die Fähigkeit des kreativen Zuhörens – eine Form des Zuhörens, die sich grundlegend vom passiven Zuhören in einer Vorlesung oder vor der Tafel unterscheidet. Er hört zu, versucht zu verstehen und zugleich kognitiv zu bewerten. Dabei geht es nicht um moralische Urteile, sondern um eine inhaltliche Einschätzung: Was ist für mich interessant – oder was könnte für künftige Leserinnen und Leser der Biografie von Bedeutung sein? Ein schlechter Interviewer fragt: „Wo und wann haben Sie die Grundschule begonnen?“ – und erhält die Antwort: „Ich wurde am 1. September 1946 in einer zerstörten Grundschule in Beuthen, Goethestraße 6, eingeschult.“ Danach stellt er einfach die nächste Frage. Ein guter Interviewer hingegen greift zentrale Begriffe wie „zerstört“ auf und entwickelt daraus ein vertiefendes Gespräch. Er fragt zum Beispiel: „Warum war die Schule zerstört?“, „Wie sahen die Klassenräume aus?“, „Gab es keine anderen Schulen?“, „Gab es Schultüten?“, „Wie waren Sie gekleidet?“, „Wie viele Kinder waren in einer Klasse?“ Dieses kreativ-kritische Zuhören war schon immer eine wertvolle Fähigkeit. Doch heute – im Zeitalter der allgegenwärtigen Informationsflut – wird es zum eigentlichen Salz der Erde.

Nach der Aufzeichnung des Interviews folgt eine zweite Phase, die in der Regel drei bis sechs Tage dauert: die Transkription. Was lässt sich in dieser Phase lernen? Zunächst scheint die Aufgabe einfach: Man spielt auf dem Handy einige aufgezeichnete Sätze ab und tippt sie am Computer ab. Doch dieser Eindruck trügt. Ein häufiger Denkfehler besteht darin, zu glauben, dass dies die einzig mögliche – wenn auch mühsame – Methode sei. Tatsächlich gibt es Transkriptionsprogramme, sogenannte Transcriber, die gesprochene Sprache automatisch in Text umwandeln. Doch diese technischen Helfer sind nicht unbedingt eine Erleichterung. Sie können sogar komplizierter sein als das manuelle Abtippen – nicht nur, weil ihre Installation und Bedienung oft umständlich ist, sondern auch, weil sie mitunter absurde Ergebnisse produzieren. Die Entzifferung solcher Texte kann mehr Zeit kosten als das sorgfältige, direkte Transkribieren. Ist dann endlich eine erste Version des Textes erstellt, erlebt der Schreiber meist einen kleinen Schock: Er blickt auf das schriftliche Abbild der gesprochenen Sprache – und diese wirkt chaotisch. Der Text ist gespickt mit grammatikalischen und stilistischen Fehlern, mit Füllwörtern, Wiederholungen, Sprüngen und Unlogiken. Würde der Interviewer diesen Rohtext dem Befragten zeigen, wäre die Reaktion vermutlich empört: „Das sind nicht meine Worte! Sie machen sich über mich lustig!“ Dabei handelt es sich keineswegs um Spott, sondern um ein zentrales Problem biografischer Arbeit: den tiefgreifenden Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache.

Die Schriftsprache ist die Sprache, die von Dutzenden von Generationen von Schriftstellern, Journalisten, Redakteuren, Politikern und Beamten entwickelt wurde, die in allen Lebensbereichen Denk- und Sprachmuster entwickelt haben. Diese Denk- und Sprachmuster wurden die von Generation zu Generation weitergegeben. Ihre Phrasen und Gedankengebäude sind wie vorgefertigte Elemente. Diese vorgefertigten Elemente werden uns von der Schule und der Universität, aber auch von Zeitungen, Büchern oder dem Fernsehen in den Kopf gesetzt. Die Produkte, die daraus hergestellt werden, sind elegant und werden millionenfach kopiert. Die gesprochene Sprache hingegen ist eine Ansammlung von Gedanken, die aus vorgefertigten Fragmenten besteht, die wir mit unserer Erfahrung auswählen, mit unserem Gedächtnis verbiegen und mit unseren Gefühlen kombinieren. Das Ergebnis sind – vergleichsweise – slumartige Häuser, Autos vom Schrottplatz, Patchworkkleidung, die für uns maßgeschneidert wurde. Diese sind unvollkommen, lächerlich, aber authentisch, individuell. Sie erregen Aufmerksamkeit.

Und nun muss derjenige, der das Transkript erstellt, und in gewissem Maße auch derjenige, der anschließend den Text lektoriert, beides in einem Text und in einem Stil vereinen. Das ist in der Tat eine schwierige Aufgabe. Der Stil muss kulturell akzeptabel, aber auch authentisch sein. Er muss die Persönlichkeit und das Temperament des Sprechers widerspiegeln – ebenso wie die regionalen Besonderheiten seiner Sprache –, denn gerade diese Authentizität verleiht vielen Biografien ihre Lebendigkeit und macht sie fesselnd.

Der Verein My Life hat kompakte Schulungsmaterialien entwickelt, die veranschaulichen, wie eine Transkription sachgerecht erfolgen sollte. Viel mehr kann er nicht leisten, denn jeder Text ist letztlich eine stilistische Mischung, die dem per-

sönlichen Ausdruck und Geschmack des Schreibenden folgt. Unterstützung kann der junge Mensch dabei von verschiedenen Seiten erhalten: von einem Familienmitglied, einer Lehrkraft, einer professionellen Lektorin oder sogar von der befragten Person selbst. Die fertige Transkription sollte dem Interviewten zur Durchsicht vorgelegt werden. Er oder sie sollte die Möglichkeit haben, Namen, Daten und Ortsangaben zu überprüfen und gegebenenfalls zu korrigieren.

Die nächste Phase ist die Endredaktion – also das Lektorat. In den Projekten des Vereins werden dafür, sofern die finanziellen Mittel vorhanden sind, (pensi-onierte) Journalistinnen und Journalisten engagiert. Studierende verfügen in der Regel über ausreichend sprachliche Reife, um diese Aufgabe selbstständig zu bewältigen. Schülerinnen und Schüler hingegen können in dieser Phase von einer muttersprachlichen Lehrkraft unterstützt werden.

In allen Phasen der „technologischen Abfolge“ bei der Erstellung einer Biografie entstehen fortlaufend neue Versionen des Textes. Dabei erleben so manche Studierende vielleicht zum ersten Mal ganz unmittelbar die fatalen Folgen unsauberer Dateioorganisation: Wenn Versionen nicht mit nachvollziehbaren Dateinamen gespeichert wurden, kann schnell Chaos entstehen. Spätestens jetzt wird deutlich, wie entscheidend ein systematisches Archivieren von Informationen ist. Auch wenn das gesammelte Material überschaubar erscheint, zeigt sich bereits an diesem kleinen Projekt, wie wichtig eine klare Struktur in der Welt der Dateien, Ordner und Lesezeichen ist.

Der vorletzte Schritt ist die Gestaltung des Layouts. Dabei wird der Text in ein vom Verein entwickeltes grafisches Format übertragen, das den Wiedererkennungswert der My Life-Biografien sichert. Anschließend werden die vom Befragten ausgewählten Fotos sowie die mit ihm abgestimmten Bildunterschriften in das Layout eingefügt. Diese Aufgabe ist anspruchsvoll, da das verwendete Layout-Programm – obwohl kein professionelles Gestaltungswerkzeug – eine Vielzahl von Funktionen bietet, deren Handhabung zunächst erlernt werden muss.

Nach dem Schwarz-Weiß-Druck – Farbige Ausdrucke sind ungeeignet, da sie mit der Zeit verblassen, und die My Life-Biografien sollen mindestens 500 Jahre überdauern – wird die fertige Ausgabe zur Buchbindung gegeben. Auch die Arbeit des Buchbinders muss kritisch geprüft werden. Bietet er nur geklebte Broschüren an, ist Vorsicht geboten: Der Leim trocknet nach etwa 15 Jahren aus, und das Buch fällt auseinander. Stattdessen sollte die Biografie in ein A4-Album mit Kunstledereinband und goldener Prägung eingebunden und dabei genäht werden. Nur Nähfäden, die jede Seite an mindestens vier Punkten durchziehen, garantieren die gewünschte Langlebigkeit der Publikation – auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte hinaus.

All das lernt ein junger Mensch, wenn er eine Biografie verfasst. Alles, was er gelernt hat, wird ihn für den Rest seines Lebens begleiten. Er wird 95 Prozent der Informationen, die er in der Schule oder an der Universität gelernt hat, wieder vergessen, aber er wird nie vergessen, dass wichtige Gespräche konzentriert geführt werden müssen, dass Informationen systematisch abgelegt werden müssen, dass man, wenn man ein Ziel erreichen will, seinen Willen einem anderen aufzwingen

muss. Vielleicht lernt er auch, besser auf einer Computertastatur zu tippen, begreift, dass die Dauerhaftigkeit der Dinge durch traditionelle Methoden und nicht durch digitale Methoden gewährleistet wird, und vielleicht begreift er das Wesen der Künstlichen Intelligenz, die nichts anderes ist als eine Werkstatt für den schnellen Zusammenbau von sprachlich vorgefertigten Elementen zu neuen Konfigurationen. Und vielleicht wird er aufhören zu befürchten, dass die Künstliche Intelligenz die Welt beherrschen und uns Menschen mit der Arbeit in unterirdischen Pilzfarmen bestrafen wird.

Keiner der Studierenden beklagte sich je darüber, mit dem Verfassen einer Biografie für einen Schein seine Zeit verschwendet zu haben. Bei den Schülern hingegen war die Erfahrung eine andere. Mehrfach habe ich versucht, ältere Klassen von weiterführenden Schulen zur Teilnahme an biografischen Projekten zu motivieren. Der beste Weg, sie zu erreichen, führte natürlich über ihre Lehrkräfte. Etwa jede dritte der angesprochenen Lehrerinnen und Lehrer griff das Thema auf – ein aus meiner Sicht beachtlicher Wert, der für das Engagement dieser Pädagogen spricht. Sie organisierten jeweils eine Gruppe von etwa zehn Schülern, die eine Einführung erhielten und anschließend selbstständig eine Biografie verfassen sollten. Doch das Ergebnis war ernüchternd: Von den zehn Schülerinnen und Schülern reichten am Ende des halbjährigen Programms nur drei oder vier einen Text ein, und nur ein bis zwei schlossen ihre Arbeit tatsächlich ab. Woran lag das? Bei den Studierenden lag die Erfolgsquote bei rund 95 Prozent. Ein entscheidender Unterschied war die formale Motivation: Für sie war die Biografie Teil einer benoteten Studienleistung – ein Schein, der erbracht werden musste. Zudem war ihre Arbeit klar strukturiert: regelmäßige Seminare, feste Abgabefristen, ein geregelter Ablauf. Für die Schülerinnen und Schüler fehlte ein vergleichbarer Rahmen. Ihre Teilnahme konkurrierte mit Freizeitaktivitäten wie dem Treffen von Freunden oder dem Konsum sozialer Medien – und der einzige greifbare Lohn war vielleicht die Freude, der eigenen Großmutter ein Heft zu überreichen. Ein systematisch eingebetteter Sinn, ein klarer, institutioneller Zweck: all das fehlte. Die Betreuung durch die Lehrkraft war meist zusätzlich zur regulären Unterrichtszeit zu leisten – ein Engagement, das viel Eigeninitiative verlangte. Und so gaben viele Schülerinnen und Schüler irgendwann einfach auf.

Aber was wäre, wenn die Fähigkeit, eine Biografie zu verfassen – sei es über ein Familienmitglied oder eine andere reale Person – zu einer offiziell anerkannten Kompetenz im Rahmen des Abiturs würde? Natürlich müsste dies klug gestaltet sein, um zu verhindern, dass Agenturen oder Fachbüros vorgefertigte Texte liefern, die dann als Eigenleistung abgegeben werden. Aber wenn es gelänge, diesen bislang fehlenden äußeren Rahmen zu schaffen – wenn die Biografiearbeit institutionell verankert und mit einem glaubwürdigen Anreizsystem versehen wäre – dann könnten wir etwas Großes erreichen. Stellen wir uns vor: Millionen von Biografien würden Jahr für Jahr in Europa entstehen. Millionen von Jugendlichen würden mit einer Vielzahl außerordentlich wertvoller Fähigkeiten ins Leben starten. Es entstünde eine Brücke zwischen den Generationen. Und vielleicht würden Historiker in 500 Jahren auf diesen Moment zurückblicken – als einen humanisti-

schen Durchbruch im kulturellen Leben der Mitte des 21. Jahrhunderts. Vorausgesetzt natürlich, wir haben die Erde bis dahin nicht in eine Wüste oder ein Trümmersfeld der Zivilisation verwandelt.

5.7 Your life, your strength

Das Schreiben von Biografien – sowohl auf individueller Ebene als auch als eine Form gesellschaftlicher Aktivität – kann offenbar als sinnvolle Tätigkeit angesehen werden. In der kommenden Zeit der großen Orientierungslosigkeit und der kognitiven und moralischen Ermüdung kann diese biografische Arbeit dem Einzelnen Kraft geben und die schwankenden Gesellschaften stärken. In wahrer Demut wird immer etwas von der Kraft bleiben.

Als der Verein My Life 15 Jahre alt wurde, beschlossen wir, eine kleine Feier zu organisieren. Wir luden Mitglieder des Vereins, Unterstützer und Gäste von Biografieabenden in die Stadtbibliothek Frankfurt (Oder) ein. Bei solchen Anlässen ist es üblich, dass ein Außenstehender die Festrede hält. Nach kurzer Überlegung entschieden wir uns, Martin Patzelt einzuladen.⁵² Mit diesem Politiker verband mich schon immer eine gewisse Zuneigung und gegenseitiger Respekt. Als er Oberbürgermeister von Frankfurt wurde, bot er mir den Posten des Kulturdezernenten der Stadt an. Leider musste er das Angebot zwei Tage später wieder zurückziehen, nachdem er erfahren hatte, dass die Stelle mit einer Verbeamtung verbunden ist – und ich die formalen Voraussetzungen dafür nicht erfüllte, da ich keine deutsche Staatsbürgerschaft besaß. Dennoch trafen wir uns bei verschiedenen Gelegenheiten und ich sah in Patzelt einen der wenigen Menschen, der ein intuitives Gespür für die Hydrodynamik der Werte besaß. Wenn er über die Notwendigkeit sprach, die Stadt zu entwickeln und kulturelle Initiativen zu intensivieren, benutzte er einen Satz, den ich oft später zitiert habe: „Sonst droht es uns, dass wir in Bedeutungslosigkeit versinken!“ Ich beschloss damals, im Jahr 2019, Martin Patzelt als Festredner zum Jubiläum des Vereins einzuladen. Seine Rede hat mich so bewegt, dass ich beschloss, ihm – als einzigem externen Autor – eine Stimme in diesem Buch zu geben.

Vermutlich kennen Sie alle – von einem Besuch von Friedhöfen – ältere, zumeist schon verwitterte Grabstellen. Viele wurden einmal prächtig ausgestattet, Skulpturen oder Bildhauereien schmückten die Grabanlage, manchmal wurden sie auch besonders aufwendig mit kunstvoll gefertigten Grabsteinen gestaltet. Und wer einen historischen Friedhof, z. B. in Berlin-Weißensee oder in Hamburg, besucht hat (den ich nur empfehlen kann), entdeckt nicht nur Familiengrüfte (die es übrigens auch auf kleinen

⁵² Martin Maria Otto Felix Patzelt, geboren am 23. Juli 1947 in Frankfurt (Oder), prägte das politische Leben seiner Heimatstadt und darüber hinaus über viele Jahre hinweg. Als Mitglied der CDU übernahm er von 2002 bis 2010 das Amt des Oberbürgermeisters von Frankfurt (Oder) und engagierte sich anschließend auf Bundesebene: Von 2013 bis 2021 war er Abgeordneter im Deutschen Bundestag.

Dorffriedhöfen gibt), sondern kann auch dort bekannte Namen aus der Kunst- und Kulturszene, aus Politik und Gesellschaft finden. Diese Gedenkstätten werden noch immer besucht und gepflegt.

In Paris fand ich zufällig das Grab von Heinrich Heine mit einer blühenden Rose geschmückt unter der eingemeißelten Inschrift seines Gedichtes „wenn du eine Rose triffst, sag, ich lass sie grüßen“.

Solche Grabmale dienen zunächst dem Einzelnen zur Erinnerung an geliebte Angehörige und der Gesellschaft zum Gedenken an bedeutsame Persönlichkeiten. Aber bei den Pyramiden wird es besonders deutlich, dass Verstorbene selbst, wenn sie über ausreichend Geld und Macht verfügten, sich bereits vor ihrem Ableben solche Monumente bauen ließen oder Verfügungen dazu trafen – dieses tiefe Bedürfnis: lebendig bleiben in der Erinnerung und so ein Überleben über Zeit und Raum sichern. Es ist uns heute nicht unbedingt fremd. Viele Menschen haben genaue Vorstellungen für den Ort ihrer Beisetzung, für die Gestaltung und Pflege der Grabanlagen nach ihrem Tode (manchmal zur Qual ihrer Erben) und stellen mit dem Erbe auch die Finanzierung sicher.

Aber es lässt sich bei der Pflege des Andenkens ein bedeutender Kulturwandel auch in Deutschland beobachten. Das Andenken an herausragende Künstler, Wissenschaftler und Philosophen wird mit Beiträgen in Funk und Fernsehen, mit Kalenderblättern oder Printbeiträgen geehrt. Archive sammeln Zeugnisse aus dem Leben solcher Menschen, und wissenschaftliche wie historische Forschungen versuchen Bedeutung und Lebenswerk in historischen Kontexten darzustellen und biografisch zu untersetzen. Was aber ist mit uns, mit unserem Andenken, was bleibt von uns übrig, von uns einfachen Menschen, zumal wenn der Glaube an Himmel und Aufgehobensein in einer unsere Rationalität übersteigenden Fantasie zunehmend aus der Mode gekommen ist?

Die Indizien für den Umgang mit den Beisetzungen von Verstorbenen sind widersprüchlich. Während auf der einen Seite konventionelle Erdbegräbnisse noch stattfinden, nimmt die Zahl der, insbesondere anonymen, Feuerbestattungen enorm zu – vielleicht auch, weil Kosten für die Grabstelle kleiner, der Pflegbedarf geringer ist? Seebestattungen und anonyme Waldbestattungen sind im Durchschnitt etwa 400 Euro billiger. Mir scheint – und das bestätigte sich in Gesprächen mit Menschen über ihre letzten Wünsche –, dass das Motiv für anonyme Bestattungen im Wald oder sogar im Meer weniger im Wunsch nach Schlichtheit liegt, sondern vielmehr darin, dass das eigene Andenken bewusst **nicht** mit einem festen Ort des Gedenkens, wie einem Grab oder einer Trauerstätte, verknüpft werden soll. Viele möchten vielmehr in die Natur, in das große Ganze der Welt eingehen. Vielleicht spielt auch die leise Befürchtung eine Rolle, dass sich ohnehin niemand lange an sie erinnern wird.

Sie werden sich fragen, warum ich über Begräbnisformen gesprochen habe – My Life hat vor allem mit Erinnern zu tun. Wir feiern doch heute My Life als eine neue, ungewohnte, innovative Form der Erinnerung. Lebensdaten werden gesammelt, strukturiert und vor allem aufgehoben. Sie stehen mit einer Vollständigkeit und Wiederabrufbarkeit lange zur Verfügung. Enkelkinder, die ich beobachte, interessieren sich stärker für ihre Großeltern und ihre Familiengeschichte. Sie versuchen, Stammbäume zu rekonstruieren, und fragen bei Verwandten und Bekannten nach Zeugnissen und Erinnerungen an ihre Vorfahren. Biografien haben in der Literatur und in Filmen Hochkonjunktur. Der persönliche Aspekt bekannter Zeitgenossen – etwa von Künstlern oder Politikern –, das, was ihr individuelles Leben ausmacht, rückt zunehmend in den Fokus des Interesses. Zugleich bemühen wir uns heute stärker darum, das Leben des

Einzelnen im Kontext der gesellschaftlichen und historischen Rahmenbedingungen seiner Zeit zu verstehen. Denken wir hier nur an die Frage der Schuld und Verwobenheit in der NS- und auch der DDR-Zeit. Es wird uns immer bewusster: Ein genaueres Hinschauen ermöglicht es uns, individuelle Biografien und Zeiten, Entwicklungen und Abläufe besser verstehen zu können.

Bei *My Life* können sich zwei Bedürfnisse begegnen: Das nach wie vor bestehende Bedürfnis nach Erinnerung – oder zumindest nach der Möglichkeit, erinnert zu werden – erfüllt das Projekt *My Life* durch seine inzwischen hunderten, akribisch dokumentierten Biografien. Diese Lebensgeschichten könnten, selbstverständlich in anonymisierter Form, als wertvolle Quelle für historische Analysen und Erkenntnisse dienen: *So* dachten, fühlten und lebten die Menschen damals; *so* wurden sie motiviert – und auch manipuliert. *So weit* reichte ihr individueller Gestaltungsspielraum – und *so* wirkten sie schließlich an der Geschichte mit.

Das Erinnern an Vergangenes – im Dienste der Zukunft, sowohl individuell als auch gemeinschaftlich – gelingt durch persönlich gestaltete Aufzeichnungen, wie sie *My Life* bietet, oft eindrücklicher als durch formalisierte Rituale an Gräbern oder offiziellen Gedenkstätten. Vielleicht tun sich manche von uns schwer damit, einem elektronischen Medium ihr Leben anzuvertrauen. Solch ein Medium ist nicht so recht greifbar, eben nicht gegenständlich wie z. B. ein Grabstein. Aber eine Biografiedatei überdauert das Verwittern und Vergessen vermutlich besser als Mausoleen. Und es ist ergiebiger und von allen Orten der Welt abrufbar. *My Life* ist eine globale wie kommunale, eine kollektive wie persönliche Erinnerungswerkstatt.

Zudem stärkt es jenes Verständnis von Menschenrecht, das das Grundgesetz ins Zentrum stellt: die unantastbare Würde des einzelnen Menschen. Es ermöglicht ein Mehr an Emanzipation: Der einzelne Mensch, der zumeist vergessene, unterschätzte, bisher Namenlose bedeutet wenig. Aber *wir* können mit unserer Lebensgeschichte zeigen, wie sehr wir an der großen, ganzen Entwicklung teilhatten und durch unsere Entscheidungen, unser Sosein beteiligt waren. Demokratie lebt von dem Verlangen und Willen der vielen, der Mehrheiten sagen wir. Im demokratischen Zusammenleben werden Entwicklungen mehr und mehr nicht durch die Entscheidungen und die Biografien der Mächtigen bestimmt, sondern – das können wir zunehmend beobachten – durch Erwartungen von Mehrheiten. So gestaltet jede und jeder von uns Zukunft mit. *My Life* könnte ein Zeugnis dafür werden. Dies schafft einen erheblichen Mehrwert an möglicher Erinnerungskultur. Deshalb ist *My Life* ein gutes Werk, eine mutige Initiative von Krzysztof Wojciechowski und der ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, ohne die dieses Projekt nicht so zu seiner Entwicklung gekommen wäre. Ein solches Projekt ist Pionierarbeit und darf nicht einfach vergehen, wenn sein Initiator, sein Schöpfer sozusagen, einmal nicht mehr dafür verantwortlich sein kann. Deshalb steht es Institutionen wie z. B. der Europa-Universität Viadrina und dem Collegium Polonicum in Stubiце bestens zu Gesicht, wenn sie dieses Projekt als Forschungsgegenstand oder als zeitgenössische Kulturzeugnisse bewerten, verwerten, an der Sammlung weiter arbeiten und *My Life* nur der Anstoß geworden wäre für eine moderne Erinnerungsform und für die Möglichkeit einer nachhaltigen Bewahrung von individuellem Leben, denn dieses persönliche Leben bliebe nicht allein Lebenszeugnis, es lässt in seiner Vielfalt und Verschiedenheit besser verstehen, woher wir kommen und wohin wir gehen.

6 Ausblick

Am 27. April 2023 wurde Eduard Mühle in sein Amt als neuer Präsident der Europa-Universität Viadrina eingeführt. Während der Amtseinführungszeremonie sprachen viele Redner. Der Tenor ihrer Äußerungen war ermutigend: Die Universität hat große Entwicklungschancen, muss sich jedoch neuen Herausforderungen stellen. Die deutsch-polnische Zusammenarbeit bleibt bestehen, sollte jedoch um neue Schwerpunkte ergänzt werden – etwa durch eine intensivere Auseinandersetzung mit dem ukrainischen Kontext. Die europäische Idee ist richtig, aber bedenkliche politische Trends sollten nicht ignoriert werden.

Ich habe diese Reden mit großer Freude angehört, denn für alle war offensichtlich, dass die Zeit, in der die Idee einer europäischen Universität selbstverständlich war, längst vergangen war. Die Zahl der Studierenden ging zurück, in Brandenburg zeigten 25 Prozent der Wähler populistische, antieuropäische Tendenzen, über Europa zogen dunkle Wolken auf. Zwar hatte die Vision des gemeinsamen Feindes Russland Europa konsolidiert, aber ein neutraler Beobachter durfte die Frage stellen, was passieren würde, wenn die russische Bedrohung von der politischen Bühne verschwinden würde.

Das vereinte Europa ruht auf zwei tragenden Pfeilern: dem Wunsch nach dauerhaftem Frieden als Antwort auf die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und dem Bestreben, die unterschiedlichen Macht- und Gestaltungspotenziale der Staaten anzugleichen und zu integrieren. Eine besondere Rolle spielte dabei Deutschland. Als zentral in Europa gelegenes Land mit der größten Bevölkerungs- und Wirtschaftskraft „sprengte“ Deutschland in der Vergangenheit die harmonische Zusammenarbeit und das friedliche Zusammenleben in Europa. Aber nach dem Zweiten Weltkrieg – territorial beschnitten, demilitarisiert und mit einer föderalen Struktur ausgestattet, die die kollektive Energie nach innen und nicht nach außen lenkte – stellte Deutschland keine Bedrohung mehr für den Kontinent dar. Es gab noch einen weiteren, „weichen“ Faktor, der möglicherweise entscheidend war. Die monströsen Kriegsverbrechen der Deutschen hatten ihr kollektives Selbstwertgefühl umgestaltet, so dass es nicht mehr als „Aufputzmittel“, sondern als „Deeskalator“ fungierte.

Die deutsch-französische Aussöhnung war die wohl sichtbarste und symbolträchtigste Ausdrucksform der Wechselwirkungen zwischen dem demütigten Nachkriegsdeutschland und seinem politischen Umfeld. Sie beendete eine jahr-

hundertelange Geschichte deutsch-französischer Kämpfe, bei denen beide Seiten – je nach Lage – politisch oder wirtschaftlich profitierten. In diesem (hoffentlich nicht nur vorübergehenden) letzten Akt der modernen Versöhnung mussten die Deutschen die Position der leicht gedemütigten Partei einnehmen (die letzte große Demütigung, der Vertrag von Versailles, hatte Deutschland und Europa geschadet). Diese leichte Demütigung nach dem Zweiten Weltkrieg war der Tatsache geschuldet, dass es eher Charles de Gaulle war, der als Erster die Hand ausstreckte, die Arme öffnete, der nicht einmal der NATO beitreten wollte, während die Deutschen weder verlauten lassen konnten, dass die Großzügigkeit der Franzosen, die 20 Jahre zuvor eine krachende Niederlage erlitten hatten, sie abwertete, noch konnten sie aus dieser Versöhnung politisches Kapital schlagen.

Der zweite spektakuläre Akt war die Versöhnung mit Polen, der 30 Jahre später stattfand. Sie unterscheidet sich jedoch in einem Punkt grundlegend von der französischen Versöhnung. Ein Land mit 200 Sorten Käse kann sich mit einem Land versöhnen, das 200 Sorten Bier bietet. Aber was kann ein kleineres, ärmeres Land Deutschland bieten? 200 Sorten Wodka? Die polnisch-deutsche Versöhnung geschah unter asymmetrischen Bedingungen. Zu dem Zeitpunkt war das Bruttoinlandsprodukt Deutschlands neunmal größer als das Bruttoinlandsprodukt Polens. Asymmetrie führt in der Regel zu einem niedrigen Egowert auf Seiten des Schwächeren, was wiederum dazu führt, dass er entweder seinen eigenen Egowert auf „künstliche“ Weise erhöht, indem er verschiedene Techniken der Selbsterhöhung anwendet (bei der deutsch-polnischen Versöhnung spielte der von der polnischen Seite geförderte Mythos der Solidarność-Bewegung eine entscheidende Rolle, die angeblich dem kommunistischen System einen entscheidenden Schlag versetzt und dadurch ganz Mittel- und Osteuropa befreit hatte) oder den Partner abwertet (indem man ihm Dominanz, böse Absichten oder verschiedene Mängel und Fehler vorwirft). Eine spezifische Technik besteht auch darin, Selbstabwertung zu üben, um beim Partner eine ähnliche Selbstabwertung auszulösen. Dies wurde auch von der polnischen Seite angewendet, z. B. in den berühmten Worten der polnischen Bischöfe: „Wir vergeben und bitten um Vergebung.“

Die Asymmetrie der deutsch-polnischen Versöhnung ist weltweit nahezu einzigartig. Vergleichbare asymmetrische Paare mit ähnlicher historischer Belastung – etwa Japan und Korea, China und Vietnam, Indien und Pakistan, Russland und die baltischen Staaten, Frankreich und Algerien – haben sich selbst nach zwei oder drei Generationen nicht wirklich versöhnt. Oft war die Arroganz des dominierenden Landes zu ausgeprägt, der Minderwertigkeitskomplex des schwächeren zu tief verankert. Es scheint berechtigt anzunehmen, dass solche Spannungen, die aus struktureller Asymmetrie entstehen, gewissermaßen zur Natur der Welt gehören – zur Essenz von Beziehungen zwischen sozialen, institutionellen oder gar biologischen Organisationen. Versöhnung jedoch, ob zwischen Staaten, sozialen Gruppen oder politischen Akteuren, gehört nicht zur natürlichen Ordnung, sondern zur kulturellen Sphäre. Sie beruht auf symbolischen, sprachlich vermittelten, sozialpsychologischen Techniken – die zur Verfügung stehen, aber keineswegs zwangsläufig angewendet werden. Ob es tatsächlich zur Versöhnung kommt,

hängt letztlich von politischen Konstellationen ab – von der Verteilung politischer Energien innerhalb einer Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt. Und diese Kräfteverhältnisse sind volatil: Sie verändern sich mit jeder Wahl, jeder wirtschaftlichen Entwicklung, jedem gesellschaftlichen Trend – und, mit etwas Ironie gesagt, vielleicht sogar mit jedem Sonnenzyklus.

In den dreißig Jahren meiner Tätigkeit an meiner Universitätseinrichtung habe ich die Tragweite dieser Bereiche lange nicht erkannt. Es erschien mir, als strebten wir durch das Erlernen und konsequente Anwenden der Techniken der Wertehydrodynamik vor allem danach, Kräfteverhältnisse auszugleichen – also die Egowerte der Partner anzugleichen – und so Annäherung, Verständigung und Versöhnung zwischen Individuen und Gemeinschaften zu ermöglichen. Über viele Jahre hinweg konnte ich beobachten, wie die deutsche Seite diese Form der Demut kontinuierlich praktizierte. Die polnische Seite revanchierte sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten, indem sie zum Beispiel weitgehend auf heikle historische Vorwürfe verzichtete oder politische Spannungen in der Gegenwart bewusst nicht thematisierte. Ich verfolgte dieses Geschehen aufmerksam, filterte aus dem Strom von Worten und Gesten bestimmte Muster heraus, gab ihnen Bezeichnungen und integrierte sie in meine Theorie. Neben der intellektuellen Befriedigung verspürte ich dabei auch eine tief empfundene moralische Genugtuung – ein Gefühl von Hoffnung und innerer Stärke: Es funktioniert tatsächlich! An diesem Ort der Welt, an den mich das Schicksal verschlagen hat, hörten Menschen auf, einander mit Misstrauen oder Verachtung zu begegnen. Stattdessen begannen sie, miteinander zu arbeiten, zu gestalten, zu kooperieren, sich anzunähern – großartig! Und all das dank dieser „Wertehydraulik“ – der Kunst, den Fluss subtiler Energien zu steuern in einer Welt, in der die „greifbaren“ Energieformen entweder beherrschbar geworden sind oder zumindest nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen.

Am 27. April 2023 fand im Collegium Polonicum die Präsentation eines Buches über sogenannte „Kriegskinder“ statt. Seit etwa einem Jahrzehnt bezeichnen sich manche Polen selbst mit diesem Begriff – nicht nur, weil sie während des Krieges oder kurz danach geboren wurden, sondern auch, weil sie bis heute unter den Folgen der Kriegstraumata leiden. Einige kamen sogar erst Jahre nach Kriegsende zur Welt, doch das Erleben des Krieges hatte ihre Familien so tief geprägt, dass auch ihr eigenes Leben nachhaltig beeinflusst wurde. Ich selbst habe diesen Begriff nie verwendet, doch ich habe über viele Jahre hinweg Biografien älterer Menschen aus dem deutsch-polnischen Grenzraum aufgezeichnet, angestoßen oder begleitet – und dabei selbstverständlich erlebt, wie tief die Wunden des Krieges reichen. Trotz der rund 400 entstandenen Biografien hat kein einziger der Befragten – weder auf polnischer noch auf deutscher Seite – jemals Hass oder offene Feindseligkeit gegenüber dem früheren Gegner geäußert. Die polnischen Zeitzeugen sprachen von ihrem Leid, doch nie fiel der Satz: „Die Deutschen sind Verbrecher.“ Deutsche Gesprächspartner berichteten von ihrer Vertreibung, doch niemand sagte: „Die Polen haben uns vertrieben.“ Im Gegenteil: Viele erzählten, dass sie nach Jahren in ihre alte Heimat zurückkehrten und dort herzlich empfangen wurden. Und die polnischen Befragten erinnerten sich mit Tränen in den Augen an das Leid jener Zeit:

„Uns wurde ein Haus zugeteilt – und als sich die Front näherte, erhängte sich die frühere Hausherrin mit ihren vier Kindern auf dem Dachboden.“

Der Autor des Buches über Kriegskinder präsentierte selbst sein Werk. Sein Publikum bestand aus einer recht großen Gruppe – größtenteils älteren Menschen aus der Region, deren Biografien ich über die Jahre hinweg aufgezeichnet hatte. Bei ihnen fühlte ich mich wie in einer Familie. Ich kannte sie gut, und sie begegneten mir mit Dankbarkeit und Sympathie. Die Veranstaltung wurde vom ältesten Mitglied der Gruppe eröffnet. Dann ergriff der Buchautor das Wort.

Ein etwa 70-jähriger Mann trat ans Rednerpult. Er begann mit einer kurzen Präsentation seines Lebenslaufs. Er erzählte, dass er zur Zeit des Kommunismus ein unpolitischer junger Mann gewesen sei, der das System nicht gemocht, aber durch Zufall zum Direktor eines bedeutenden lokalen Unternehmensernannt worden sei: Er sei einfach die Straße entlanggegangen, habe eine Anzeige gelesen, dass ein Wettbewerb um den Posten des Direktors ausgeschrieben worden sei, habe das Gebäude betreten, seine Bewerbung eingereicht und sei ausgewählt worden. Meine Lebenserfahrung und mein gutes Gedächtnis über die Mechanismen des „realexistierenden Sozialismus“ schlossen jede Wahrscheinlichkeit einer solchen Situation aus. Jemand, der in jungen Jahren Direktor eines Unternehmens wurde, musste eine starke politische Unterstützung bei den lokalen Eliten haben. Daher schuf dieser Redner Mythen.

Die weitere Geschichte des Redners folgte einem mir bekannten Muster. Nach dem Zusammenbruch des Systems fiel dieser Mann sozial sehr weit nach unten. Er gründete ein kleines Unternehmen, das nach einiger Zeit erfolgreich wurde. Aber im Alter widmete er sich einer besonderen Idee.

Der Auslöser für diese Idee sei eine Bemerkung seiner Mutter gewesen: Sie habe gesagt, sie habe nur die Grundschule besuchen können, weil der Krieg ihr eine weiterführende Ausbildung verwehrt habe. Der Krieg habe sich somit nicht nur auf ihr eigenes Schicksal ausgewirkt, sondern auch auf das ihrer Kinder und Enkelkinder. Auch sein Vater habe ein ähnliches Unglück erlebt. Er sei überzeugt gewesen, dass der Krieg – während er und seine Frau noch Kinder gewesen seien – seinen Lebensstandard erheblich verschlechtert habe. „Deine Mutter und ich sind unglückliche Kriegskinder“, habe sein Vater zu sagen gepflegt. Die Vorstellung, dass nicht nur seine Eltern, sondern auch er selbst, seine Geschwister und seine Kinder als Kriegskinder gelten könnten, habe ihn wie ein Blitz durchzuckt. Kriegskind zu sein, müsse ja nicht zwangsläufig bedeuten, in Lumpen durch Straßen zu irren, auf denen Panzerkolonnen vorbeizögen. Es könne auch ein Stigma sein – eines, das von Generation zu Generation weitergegeben werde: das Stigma, vom Unglück gezeichnet zu sein, mit einem unsichtbaren Handicap zu leben, eine schwere Kugel am Bein mit sich zu schleppen – das Stigma, ein Mensch des Leidens zu sein. In diesem Moment dachte ich, dass der sogenannte Wertumkehrschalter es ermögliche, die Bewertung von Dingen grundlegend zu verändern – von negativ zu positiv. Leiden, so habe ich es mir erklärt, eigne sich in diesem Zusammenhang besonders gut. Ich hörte schon die Gedanken der versammelten Senioren: „Hier bin ich – ein Kriegskind! Ich bin etwas Besonderes! Ich verdiene Respekt! Ich bin

würdig, Aufmerksamkeit und Mitgefühl zu erhalten! Ich bin sichtbar – und jeder, der an mir vorbeigeht, sollte sich verneigen!“

Der Redner begann nun, von seinen Aktivitäten zu berichten. Gemeinsam mit einigen Bekannten aus seiner Heimatstadt und der näheren Umgebung hatte er den ersten landesweiten Kongress der Kriegskinder-Verbände initiiert und war zum Vorsitzenden dieser Bewegung gewählt worden. Die Initiative traf einen Nerv der Zeit. In immer entfernteren Regionen entstanden regionale Zweigstellen, und die Idee des Vereins verbreitete sich bis in die Hauptstadt. Der Redner begann, Gespräche mit Abgeordneten und Mitgliedern der nationalkonservativen Regierung zu führen, um Wege zu finden, diese Idee in politisches Kapital zu verwandeln. Ein Vorschlag lautete, das Parlament möge einen landesweiten Gedenktag für Kriegskinder einführen. Zum Zeitpunkt seines Besuchs am Collegium Polonicum, so hieß es, habe dieser Plan kurz vor der Verwirklichung gestanden. Das hätte den Aufstieg in höhere politische Sphären bedeutet: Millionen aus dem Staatshaushalt für Gedenkveranstaltungen, hunderte von Events, Ehrungen, Auszeichnungen – und möglicherweise politische Ämter.

Ich hörte diesen Ausführungen – präsentiert als gerechte Geschichte einer gerechten Sache – mit großer Bestürzung zu. Seit 20 Jahren führte ich biografische Interviews und schrieb Lebensläufe älterer Menschen auf, aber nicht, um Einfluss zu gewinnen, sondern um ihre Schicksale vor dem Vergessen zu bewahren. Der Leitgedanke des Projekts *My Life* war die Überzeugung, dass alle Menschen, unabhängig davon, ob sie „Opfer“ oder „Täter“ seien – selbst Täter können in gewisser Weise Opfer sein oder zu Opfern werden –, auf derselben Seite stehen. Auf der anderen Seite sind das Tier im Menschen, der Wahnsinn des Krieges, die Tragik des menschlichen Daseins. Die vom Krieg geschädigten älteren Menschen litten tatsächlich mehr als ihre Vorfahren. Aber die Tatsache, ein Kriegskind zu sein, entwickelte sich bei ihnen nicht zu einem spektakulären Stigma. Ja, sie gründeten auch einen Verein und schlossen sich dem Verband des Redners an, aber die Abende, die unser Verein mit ihnen organisierte, waren Abende der Erinnerungen, der Reflexionen und der menschlichen Wärme. „Meine“ Senioren fühlten sich in dieser sanften Atmosphäre wertgeschätzt, von moralischer Fürsorge umgeben und vor dem Vergessen bewahrt. Zu meiner Rührung begann der Vorsitzende der Gruppe – gleich zu Beginn der Versammlung – E-Mails vorzulesen, die ich ihm vor 15 Jahren geschrieben hatte. Darin schlug ich ihm vor, sein Leben zu schildern und eine Biografie verfassen zu lassen. Ich fühlte mich so peinlich berührt, dass ich ihn bat, meine Verdienste nicht zu erwähnen.

Was sich an jenem Abend anschließend ereignete, hat mich erschüttert. Der Redner begann mit historischen Ausführungen. „Wie können wir eigentlich die Zahl der Kriegskinder in Polen bestimmen?“, fragte er. „Allein die Todesopfer beliefen sich auf vier Millionen!“ Vier Millionen getötete Kinder? Ich war fassungslos. Offiziell ist von 5,2 Millionen polnischen Staatsbürgern die Rede, die während des Krieges ums Leben kamen – darunter drei Millionen Menschen jüdischer Herkunft. Selbst wenn man annimmt, dass die Hälfte der ermordeten Juden Minderjährige waren, wären das 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche. Von einer vergleichba-

ren Katastrophe unter polnischen nichtjüdischen Kindern hatte ich nie gehört. Wie man es auch dreht und wendet – diese Zahl war völlig überhöht. Übertreibungen im Zusammenhang mit erlittenem Leid sind nicht ungewöhnlich. Doch hatte ich – ich zögerte – das Recht, ihn mit sachlichen Rückfragen zu unterbrechen? Ich entschied mich, weiter zuzuhören.

Der Redner sprach über die Folgen des Massakers an Kindern und wie sich die Kriegszeit auf ihre Entwicklung auswirkte. Sie hatten Bildungslücken, waren unterernährt, traumatisiert und ihr späteres Leben verlief im Schatten des Krieges. Dieser Schatten übertrug sich auf die nachfolgenden Generationen. Das hatte auch wirtschaftliche Auswirkungen. Weniger gebildete Bürger waren weniger produktiv, das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts verlangsamte sich. Milliarden, Billionen Złoty, die hätten vorhanden sein sollen, blieben aus. An dieser Stelle verwies der Redner auf ein Dokument der nationalkonservativen Regierung über Kriegsreparationen, die sie von Deutschland einfordern wollte und auf etwa 1,3–2 Billionen Euro schätzte. Nach Ansicht des Redners war dieser Betrag zu niedrig, da er die Auswirkungen der „Kriegskinder-Behinderung“ nicht berücksichtigte. Er prahlte damit, mit dem Bevollmächtigten der polnischen Regierung für Reparationsfragen gesprochen und ihn dazu ermutigt zu haben, die Forderungen auszuweiten. Er versprach, dass sein Verband und er selbst nicht ruhen würden, bis Deutschland für die Kriegsschäden bezahlt habe, nicht nur dem polnischen Staat, sondern jedem Kriegskind persönlich.

Die Situation wurde unangenehm. Meine Freunde – von denen ich nie ein hartes Wort über unsere deutschen Nachbarn gehört hatte, nie eine Forderung, dass jemand für ihr Schicksal bezahlen müsse – zeigten sich plötzlich begeistert. Da stand ein Mann vor ihnen, der offensichtlich über Kontakte zur Regierung verfügte, möglicherweise sogar Einfluss auf die Politik des Landes hatte. Und er versprach ihnen nicht nur Geld, sondern auch etwas anderes: Macht – die Macht, auf ihre Umwelt einzuwirken, die Deutungshoheit zu gewinnen, das Anrecht auf Anerkennung, Respekt und Bewunderung. Sie nickten zustimmend, flüsterten sich etwas zu, richteten sich auf ihren Stühlen auf und wandten dem Redner ihre Gesichter zu – mit einem Ausdruck von Zustimmung, ja, fast schon von Ehrfurcht.

Dann begann der Redner Dinge zu sagen, über die ich manchmal auch nachdachte, aber eher als eine Karikatur der mentalen Abrechnung mit der Geschichte. Ich war überzeugt, dass ich – müsste ich mich jemals an einer öffentlichen Diskussion über Kriegsreparationen beteiligen – meine Gegner beschämen könnte, ganz gleich, ob es sich um Polen handelte, die Reparationen von Deutschland fordern, um Juden, die die Rückgabe jüdischen Eigentums verlangen, oder um Deutsche, die Entschädigungen für Grundstücke, Infrastruktur und Gebäude aus der deutschen Zeit einfordern würden.

Mein Gegenargument wäre zugleich verführerisch wie auch absurd – ein Einwand, der das erlittene Leid auf eine immer weiter zurückliegende Vergangenheit zurückführt: „Willst du etwa bis ins Mittelalter zurückgehen?“

Der Redner stellte fest, dass Polen stets benachteiligt worden sei und niemals Wiedergutmachung eingefordert habe. Die Täter hingegen hätten von diesem

Unrecht profitiert. Als Beispiel nannte er die sogenannte „Schwedische Sintflut“ von 1655 bis 1660: Schweden sei in das friedliche, durch Kriege mit den Kosaken und Russland geschwächte Polen eingefallen, habe das Land nahezu vollständig erobert und in einem historisch beispiellosten Ausmaß ausgeplündert. Tausende von Lastkähnen – so der Redner – voller Schmuck und Kunstwerke, geraubt aus Palästen und Adelssitzen, seien die Weichsel hinunter in Richtung Ostseehäfen geströmt. Es folgten Kisten voller Münzen, Maschinen und Möbel, die den Bürgern entwendet worden waren, sowie Tausende von Nutztieren und Säcke mit Getreide, die man den Bauern genommen habe. All dies – hier machte der Redner, seiner Einschätzung nach als gebildeter Ökonom, eine theoretische Abschweifung – habe das Startkapital des schwedischen Staates auf dessen Weg zu seinem heutigen Wohlstand gebildet. Sein Vortrag endete mit der provokanten Feststellung, dass die polnischen Reparationsforderungen gegenüber Schweden mindestens ebenso hoch sein sollten wie jene gegenüber Deutschland.

Bingo – polnische Reparationsforderungen gegenüber Schweden. Ich gebe zu, als ich Museen in Stockholm besuchte und viele Kunstwerke aus Polen sah, hatte ich gemischte Gefühle. Aber es gibt so etwas wie Vernunft im Denken. Seit 3000 Jahren wurden auf unserem Kontinent Eroberungen, Zerstörungen und Plünderungen begangen. Der Versuch, all dies heute durch Entschädigungszahlungen zu regeln, würde unweigerlich dazu führen, dass wir in endlosen Debatten, Argumenten, Berechnungen und gegenseitigen Schuldzuweisungen versinken – ein Prozess, der nicht nur Europa, sondern die gesamte Welt in ein Säurebad des Ressentiments tauchen könnte. Oder aber – so die alternative Konsequenz – man brächte die Gesellschaft mit einer einzigen Geste zum Schweigen und verkündete lautstark: „Wir eröffnen die letzte Runde – den Krieg aller gegen alle. Der Sieger bekommt alles!“ Mein bescheidener Verstand sagt mir, dass die Parlamente aller zivilisierten Länder – insbesondere das polnische Parlament – ein Gesetz verabschieden sollten, das besagt, dass alle Ansprüche, territoriale, materielle und moralische, gegenüber anderen Ländern oder gegenüber dem eigenen Staat nach 50 Jahren verjähren. Natürlich verjähren Verbrechen nicht und sie sollten individuell – nicht kollektiv – bestraft werden. Die gegenwärtigen Generationen sollten sich mit der Gegenwart und der Zukunft befassen und nicht mit dem Ausgleich von Schäden und Verlusten, die von den Urgroßeltern verursacht wurden, von denen sie fast nichts wissen, außer dass sie völlig anders waren als wir heute. Dies schien mir intuitiv offensichtlich. Wenn sich jemand persönlich für historische Schuld verantwortlich fühlt, kann er sie begleichen und mit seinem Edelmut glänzen.⁵³

⁵³ Die Frage der Aufarbeitung historischer Schuld wird nicht nur im deutsch-polnischen, sondern auch im globalen Kontext diskutiert. Die Schuld kolonialer Staaten, die Schuld gesellschaftlicher Eliten gegenüber schwachen Gruppen, die Schuld der Mehrheit gegenüber Minderheiten – all das bewegt die den modernen Menschen. Wenn ich sage, dass historische Schuld nach 50 Jahren verjährt ist, dann meine ich keineswegs, dass die ägyptischen Mumien den Franzosen gehören, die Bronzefiguren aus Benin in Deutschland bleiben sollen und die polnischen Kronjuwelen in der Schatzkammer in Dresden, sondern ich meine das moralische Prinzip, dass die moderne Generation nicht verpflichtet ist, den Schaden,

Aber ganze Gesellschaften für so ferne Ereignisse zu beschuldigen bedeutet, die Muster des Stammeshasses wiederherzustellen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Nein, meine lieben Alten – jene, mit den ich so viel über ihr Leben gesprochen habe, die viel gegeben, aber wenig erhalten haben, die das Leben in Bezug auf Pflichten gegenüber ihren Familien und der Gesellschaft betrachtet haben, die deutsche Nachbarn hatten, sich an sie gewöhnt und sie als normalen Teil ihrer Welt betrachtet haben, „meine“ Alten sind nicht anfällig für solche stammesbezogenen Ansprüche ...

Die Respondenten von *My Life*, darunter auch Vertreter der lokalen Behörden, hörten dem Redner mit zunehmender Begeisterung zu. Seine Rede wurde immer hitziger. Irgendwann bat er darum, sein von ihm verfasstes Buch zu verteilen. In einer Papiertüte erhielt ich ein 700-seitiges Werk, das einerseits Merkmale billigster Effekthascherei aufwies (Kreidepapier, viele bunte Bilder, dekorative Schriftart, Texte gespickt mit politischen Berichten), andererseits jedoch ein enormes Faktenmaterial enthielt: Kriegs- und Nachkriegserinnerungen von Menschen, die in den 1930er Jahren geboren wurden. In den letzten 20 Jahren hatte ich an der Erstellung von 420 Biografien mit insgesamt 6000–7000 Seiten gearbeitet oder sie beaufsichtigt, daher wusste ich aus Erfahrung, dass diese 700 Seiten ebenfalls eine enorme Anstrengung darstellten. Diese Anstrengung verlieh dem Redner Glaubwürdigkeit. Er ging im Raum umher und steigerte das kollektive Ego. „In eurer Stadt sollte, wenn nicht ein Denkmal, dann zumindest eine steinerne Tafel errichtet werden, um euch – die Kinder des Krieges – zu verewigen! Und hoffentlich treffen wir uns schon bald, in ein paar Monaten, beim landesweiten Feiertag – dem Tag der Kinder des Krieges.“

Die Anwesenden drückten Anerkennung aus, sie lobten und dankten ihm. „Ja, wir müssen etwas bedeuten!“ „Wir können nicht sterben und spurlos verschwinden, wir verdienen ein Denkmal!“ „Ja, Deutschland sollte für seine Verbrechen zahlen!“ Der Redner griff dieses Stichwort noch einmal auf: „Es ist gut, dass Sie das Problem verstehen. Wer keine Entschädigung für die Kriegsschäden durch Schweden oder Deutschland verlangt, ist ein Dummkopf oder Verräter!“ Und er wiederholte: „Wer die polnische Regierung nicht bei der Abrechnung mit Deutschland unterstützt, ist ein Dummkopf oder Verräter!“ Das machte mich frösteln. Also bin ich entweder ein Dummkopf oder ein Verräter – wahrscheinlich ein Verrä-

verursacht durch ihre Ururgroßeltern, wiedergutzumachen. Andererseits wäre es gut, wenn sie in der Lage wäre, im Dialog mit den „Geschädigten“ deren moralische Defizite (das gesunkene Selbstwertgefühl) nach den Regeln der Wertehydraulik und nach den Regeln des vernünftigen Kompromisses auszugleichen. Um mit dem Beispiel der gestohlenen Kunstwerke fortzufahren: Hätten die Schweden in Polen eine Wanderausstellung von im 17. Jahrhundert gestohlenen Kunstwerken organisiert, zwei oder drei zurückgegeben und ein Dutzend Kopien auf eigene Kosten angefertigt oder hätten sie im Warschauer Königsschloss eine Gedenktafel gestiftet mit dem Hinweis, dass der Reichtum ihrer Museen zu einem gewissen Teil auf polnischem Unrecht beruht, so glaube ich, dass beide Seiten mit dieser Geste zufrieden gewesen wären. Handlungen dieser Art werden in der in der Ethik als Supererogationshandlungen bezeichnet.

ter. Wenn solche Anschuldigungen erhoben werden, werden die Sinne geschärft und das Gehirn schaltet auf andere Bahnen um. Als der Redner zum zweiten Mal „Dummkopf oder Verräter“ sagte, schien es mir, als würde er mich anschauen. Es könnte eine Täuschung gewesen sein, denn er ließ seinen Blick über den Raum schweifen und hielt für einen Moment auf jedem Gesicht inne. Vielleicht wusste er überhaupt nicht, wer ich bin, obwohl einer der Redner meinen Namen genannt hatte. Vielleicht wusste er es nicht oder vielleicht wusste er, dass ich seit 30 Jahren für die polnisch-deutsche Aussöhnung gearbeitet habe, und hielt es für Verrat – vielleicht auch nicht oder vielleicht hat er mich öffentlich angeklagt?

Was tun in einer solchen Situation? Aufstehen und sagen: „Sehr geehrter Herr, erlauben Sie mir, eine abweichende Meinung von der Ihren zu äußern?“ Das wäre so, als würde man einem betrunkenen Kraftprotz, der Boxschläge verteilt, sagen: „Haben Sie daran gedacht, dass Sie versehentlich einer Person in der Nähe die Nasenknorpel verletzen könnten?“ Ich war schon mehrmals in einer ähnlichen Situation gewesen und leistete damals ideologischen Widerstand. Aber diesmal fühlte ich, dass das Publikum nicht auf meiner Seite wäre. Ich würde den schönen Abend für die Senioren ruinieren. Ich würde den Gast kritisieren, der ihnen so viel geistige Nahrung gegeben hatte, der ihnen ein Gefühl des eigenen Wertes gegeben hatte, der ihnen versprochen hatte, dass sie nicht spurlos verschwinden würden.

Meine Kolleginnen, Kollegen und ich aus dem Verein haben ihnen zwar ebenfalls etwas gegeben – nicht nur bewegende Momente, sondern auch etwas Greifbares: eine 20- bis 30-seitige Biografie mit Fotos, in Kunstleder gebunden, mit ihrem Namen in goldener Schrift auf dem Einband. Etwas, das sie jahrelang aufbewahren, ihren Kindern und Enkeln weitergeben – als eine Art Garantie, dass ihr Leben noch lange nicht zu Ende ist. Aber das, was wir ihnen gaben, hatte nicht dieselbe Erhabenheit. Es erzeugte nicht dieses Gefühl von Gemeinschaft – ja, von Stärke. Er hingegen versprach ihnen, dass hinter ihnen die höchste Autorität des Staates stünde, und dass an diesem Gedenktag die gesamte Nation auf sie blicke.

Wenn ich anfangen würde zu diskutieren, würde ich diese ganze Erhabenheit zerstören. Also saß ich da und ballte die Fäuste und wurde beschuldigt – direkt oder indirekt –, dumm oder ein Verräter zu sein. Wen oder was sollte ich verraten haben? Die polnische Nation? Die Generation, die im Krieg geboren wurde? Den Verstand? Egal: Verrat ist Verrat, und der Verräter verdient das, was ihm zusteht. Und ich konnte mich nicht verteidigen. Oder ich konnte es, aber ich hatte nicht den Mut dazu. Also war ich entweder ein Verräter oder ein Feigling.

Als das Buffet eröffnet wurde und die begeisterten Gäste nach Sandwiches und Kuchen griffen, ging ich diskret hinaus. „Der Ozean spiegelt sich in einem Wassertropfen.“ Wer hat das gesagt? Tolstoi? Nein, Tolstoi hat gesagt: „Beschreibe mir dein Dorf, und du wirst die ganze Welt beschreiben.“ In Bezug auf die Zeitachse könnte dieser Bonmot lauten: „Beschreibe mir einen Tag, und du wirst ein Zeitalter beschreiben.“ An jenem Tag befand ich mich im Zentrum einer historischen Dynamik, die Gefühle hervorrief wie eine Fahrt in der Achterbahn: Der Waggon bewegt sich lange ruhig bergauf, dann kommt eine Kurve – man weiß nicht, was als Nächstes passiert, doch der Magen sitzt schon im Hals. Populistische Tendenzen sind in der

westlichen Welt seit mindestens zehn bis fünfzehn Jahren bekannt, in Polen regierten Populisten acht Jahre lang und wurden schließlich abgewählt. Doch wer diese Dynamik, diese Umgruppierung von gesellschaftlicher Energie am eigenen Leib erfahren hat, ist erschüttert. Als überzeugter Europäer mit zentristischen Ansichten, naturverbunden und zugleich Bürger Polens, einem Land, dessen Kultur ich schätze – mit ihrem Respekt vor dem Individuum und seiner Freiheit, ihrer Ablehnung von Boshaftigkeit und politischer Brutalität, dem Geist der Versöhnung des Runden Tisches, ihrer Achtung vor Weiblichkeit und Familiensinn –, nahm ich die politischen Rahmenbedingungen meines Lebens zunächst als ungünstig wahr. Doch dann verbesserten sie sich – fast bis zu einem Zustand, den man als wundersam bezeichnen könnte. Hätte mir jemand während meines Studiums prophezeit, dass ich einmal einen Reisepass in der Nachttischschublade haben würde, mit dem ich visafrei von Bialystok bis Lissabon reisen könnte; dass ich an einem Kongress der European Young Leaders in den USA teilnehmen würde – delegiert durch eine deutsche Universität – und dass ich zweimal zum Mittagessen mit dem deutschen Bundespräsidenten ins Schloss Bellevue eingeladen würde, ich hätte mein Gegenüber für einen plumpen Schmeichler gehalten. Diese kontinuierliche Aufwärtsentwicklung hin zu gesellschaftlichem und politischem Wohl fand in meinem Leben konkrete Ausdrucksformen. Dazu gehörte eine internationale Universitätseinrichtung, die ich 30 Jahre lang mitgestalten durfte. Ebenso eine Stiftung, die sich über zwei Jahrzehnte hinweg für die Entwicklung der Zivilgesellschaft engagierte, Ausgrenzung überwand und Menschen Bildung ermöglichte. Und schließlich der Verein My Life, der das Beste im Menschen hervorbrachte: Empathie, Verständnis, Distanz zum eigenen nationalen und sozialen Partikularismus sowie bedingungslosen Respekt gegenüber anderen – nicht zuletzt im Geist der deutsch-polnischen Versöhnung. Der Höhepunkt meiner persönlichen Versöhnung mit Deutschland war, dass ich lernte, die Deutschen zu verstehen, zu schätzen und zu mögen, und nach 25 Jahren sogar die deutsche Staatsbürgerschaft als zweite Staatsangehörigkeit annahm.

Und nun geschieht inmitten einer dieser Konkretisierungen etwas, das sie ins Gegenteil verkehrt. Es ist, als ob jemand jahrzehntelang einen Beutel mit Kräutern gegen Krankheiten an seiner Brust getragen hätte und plötzlich feststellt, dass diese Kräuter eine ernsthafte Krankheit bei ihm verursachen. Die Reaktion darauf ist Schock – eine Mischung aus Angst, Unglauben und Abscheu. Aus kognitiver Perspektive wirft dieser Schock grundlegende Fragen auf: Können Werte, die gemeinhin als durchweg positiv gelten – wie der Respekt vor dem Individuum und dem Kollektiv, das Bewusstsein individueller Würde, die Offenheit gegenüber anderen Kulturen, ihr Verständnis und ihre Akzeptanz –, dazu benutzt werden, das genaue Gegenteil hervorzurufen? Wenn das möglich ist – was bedeutet das? Bedeutet es, dass alles relativ ist und die soziale Wirklichkeit letztlich nur ein Kräftespiel darstellt? Dass derjenige, der die Vorherrschaft erringt, das Interpretationsmonopol gewinnt und damit festlegt, was gut und was schlecht ist – einzig zu dem Zweck, andere zu unterdrücken?

Schon seit vielen Jahren habe ich mich mit der Beständigkeit europäischer Ideale, der moralischen Sensibilität der westlichen Zivilisation, dem Realismus öko-

logischer Träume und der Realität der Versöhnung zwischen den Völkern auseinandergesetzt. Ich gebe zu, dass ich tief in meiner Seele Unruhe verspürte. Die Erweiterung Europas – sinnvoll, aber können Bulgarien, Rumänien und auch mein Land den Anforderungen wirklich gerecht werden? Asylrecht für Verfolgte – lobenswert, wenn einige Dissidenten davon Gebrauch machen. Aber was ist, wenn Millionen es wollen? Sensibilität gegenüber den Schwächeren, den Unterdrückten, den Marginalisierten und Vergessenen – erstrebenswert, aber was ist, wenn sie diese Sensibilität ausnutzen, um sich über diejenigen zu erheben, von denen sie erniedrigt wurden? Und schließlich diese 80 Jahre des Friedens und des Wohlstands, vielleicht die längste Zeit in der Geschichte der Welt – ein Grund zum Feiern, aber ist es nicht zu schön, um wahr zu sein?

All diese düsteren Gedanken ließ ich selten zu und brachte sie auch nur sehr vorsichtig zu Papier, denn ich wies den Gedanken von mir, dass mein Leben mit einer doppelten Niederlage enden könnte. Die erste Niederlage wäre der Zusammenbruch meiner eigenen Weltsicht. Ich habe diese Situation bei unzähligen Menschen gesehen. Ich kannte gläubige Kommunisten, deren erträumtes System wie dichter Nebel vor ihren Augen verschwand. Ich kannte Menschen, die dachten, dass das kapitalistische System jeden Moment zusammenbrechen würde, aber es entwickelte sich weiter. Ich kannte DDR-Patrioten, die davon überzeugt waren, dass ihr Land noch hunderte von Jahren existieren würde. Ich kannte Jugoslawen, die stolz darauf waren, Jugoslawen zu sein, und ihr Land als eine gute politische Alternative zur NATO und zum Warschauer Pakt betrachteten. Ich kannte Polen, die sicher waren, dass das polnische Volk immer vereint und freiheits- und demokratiebewusst sein würde. All diese Menschen mussten irgendwie mit dem Zusammenbruch ihrer Weltsicht zurechtkommen. Meistens schwiegen sie, hielten sich im Schatten verborgen oder flohen sogar vor ihrer eigenen Identität. Vor dem Balkankrieg und dem Zusammenbruch Jugoslawiens lebten 2 Millionen Jugoslawen in Deutschland. Wo sind sie heute? Sie sind verschwunden. Sie arbeiten in italienischen Restaurants als Italiener, in arabischen Geschäften als Araber und in türkischen Kebabständen als Türken.

Das sind also die Strategien für den Zusammenbruch der Weltanschauung: Ein kleiner Teil bewahrt seine eigene Wertschätzung, indem er seine Ansichten umkehrt: „Ich war immer dagegen!“, „Ich war schon immer anderer Meinung!“ Nur wenige sagen: „Die Idee war richtig, aber unkluge Menschen konnten sie nicht umsetzen.“ Einer von Zehntausenden sagt: „Ich habe mich geirrt.“ Ich kenne mich selbst und weiß, dass ich kein Problem damit hätte, zu sagen: „Ich habe mich geirrt“, wenn es um meine Weltsicht geht. Aber in meinem Fall wäre es eine Tragödie, wenn zwei Institutionen, denen ich 30 Jahre meines Lebens gewidmet habe – die Viadrina-Universität und das Collegium Polonicum – scheitern würden.

Wenn die historische Wende hin zum Nationalismus und Partikularismus dazu führen sollte, dass die Europa-Universität Viadrina geschlossen wird und das Collegium Polonicum zwangsläufig entweder ebenfalls schließen muss oder zu einer Art provinziellen Kulturzentrum verkommt, dann könnte ich nicht behaupten, ich sei gegen Weltoffenheit und Internationalität gewesen. Ich könnte auch nicht

sagen, ich hätte mich geirrt – oder dass die Idee an sich richtig gewesen sei, nur dumm umgesetzt wurde.

Das, was ich in meinem Leben als wertvoll betrachtet habe, würde zur Verkörperung des Scheiterns werden. Also, was tun mit dieser Sorge, damit die Viadrina und das Collegium Polonicum weiterhin existieren? Wie können sie gestärkt werden?

Als ich in den Ruhestand trat, verzichtete ich – angesichts der sich hinziehenden, von meiner Nachfolgerin Agnieszka Brończyk organisierten Abschiedsfeier – auf eine Abschiedsrede. Daher erlaube ich mir, sie an dieser Stelle nachzuholen. In ihr liegt alles, was mir wichtig ist: Stolz, Sorge – und Hoffnung.

6.1 Der Baum des Lebens summt und brummt

Liebe Freunde, ich muss zugeben, dass ich großes Lampenfieber habe.⁵⁴ Ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen. Ich gehe zum ersten Mal in den Ruhestand. Beim nächsten Mal werde ich mich viel sicherer fühlen. Zum ersten Mal in meinem Leben wünsche ich mir, es gäbe hundert von mir. Im Publikum sitzen Hunderte von Menschen, von denen jede und jeder eine Rolle in meinem Leben gespielt hat – und mit denen ich wenigstens ein paar Worte wechseln möchte. Ich hoffe, dass uns im Foyer noch die Gelegenheit dazu bleibt. Bis dahin aber fühlt euch alle umarmt, von Herzen gedrückt und aufrichtig gewürdigt.

Ich hatte immer Glück mit den Menschen. Außerhalb eines engen Kreises, über den ich nicht sprechen möchte, hat mir nie jemand etwas zuleide getan – eher im Gegenteil. Ich habe sehr viel Gutes erfahren, vor allem durch Euch. Meine Kolleginnen und Kollegen waren für lange Zeit in gewisser Weise meine engere Familie. Ich verließ mein kaltes, leeres Haus und betrat ein Gebäude, in dem mich lächelnde Gesichter begrüßten. Ein tolles Gefühl! Dafür danke ich euch von ganzem Herzen!

Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass es mir in meinem Ruhestand nicht an menschlicher Wärme und Liebe fehlen wird. Da ist Stephanie, meine späte Liebe und mittlerweile Verlobte, und meine beiden wunderbaren Kinder Julia und Melchior. Mit diesen drei kann ich sicher in die Zukunft segeln.

Den Abschluss einer Abschiedsfeier an einer Universität bildet immer eine Rede mit anspruchsvollem Inhalt – *noblesse oblige*. Wenn man an der Universität ist, muss man etwas sagen, was intellektuelles Format hat. Meine bescheidene intellektuelle Kapazität wird euch nicht umhauen, aber ich werde die Aufgabe gerne übernehmen, denn ich bin ein intellektuell „ausgehungerter“ Mann.

Ich war 30 Jahre lang für Toilettenpapier und Buchhaltung zuständig, in meinem Armeerausweis aus sozialistischer Zeit stand aber der Beruf des Philosophen. Nicht alles im Sozialismus war schlecht, das wissen wir Ostler gut. Und dieser Eintrag war sogar sehr gut. Tief im Inneren habe ich mich schon immer als Philosoph gesehen, und jetzt kann ich endlich ein bisschen wild werden. Schnallt Euch also an!

Alles, was auf dieser Welt existiert, durchläuft einen existenziellen Zyklus: Entstehung, Entwicklung, Höhepunkt, Niedergangsphase und Ende – so auch das mensch-

⁵⁴ Diese Rede sollte am 1. Dezember 2022 in der großen Aula des Collegium Polonicum gehalten werden. Wegen Zeitmangel kann sie aber erst jetzt der Öffentlichkeit präsentiert werden.

liche Leben. Meines tritt jetzt in die Abbauphase ein. Wenn ich zurückblicke, bin ich überrascht, wie viel Gutes in diesem Leben überhaupt herausgekommen ist. Wenn mir jemand vor 40 Jahren gesagt hätte – als ich als frischgebackener Assistent an der Universität Warschau zwei Stunden lang in der Eiskälte vor einer Metzgerei stand, weil man während des Kriegsrechts Hühnerfüße in den Laden geliefert hatte, während zu Hause meine Frau und meine Kinder nach Essen riefen –, dass ich ein Auto und ein Haus mit Garten haben werde, dass ich in meinem Leben 30 Länder besucht haben werde, dass Polen ein demokratisches Mitglied der Europäischen Union sein wird und dass es so viele Menschen geben wird, die sich von mir in einer deutsch-polnischen wissenschaftlichen Einrichtung verabschieden werden, würde ich sagen, dass es gegen euphorische Visionen sicherlich einige Pillen geben wird! Auch wenn mich vor 30 Jahren – als ich das unsympathische, großflächig in Plattenbauweise verkleidete Frankfurt (Oder) und das dunkle, vernachlässigte und misstrauische Stübice voller finsterner Männer sah – jemand davon überzeugen wollte, dass politische Freiheit, ein freier Markt, offene Grenzen und menschliches Wohlwollen diese Städte zu angenehmen grenzüberschreitenden Zentren entwickeln würden, wo sich die Sprachen auf der Straße vermischen, wo man einen tollen Vortrag, ein Konzert oder eine Theateraufführung besuchen kann, wo man keine Unterschiede zwischen Deutschen und Polen sieht und wo man Flüchtlinge aus der ganzen Welt aufnimmt, würde ich trotzdem sagen, dass übermäßiger Optimismus zu Verwirrung führen kann. Und doch ist all das passiert, und zwar im deutsch-polnischen Maßstab, im europäischen Maßstab und im globalen Maßstab.

Wir haben die schönste Zeit in der gesamten Menschheitsgeschichte hinter uns: 80 Jahre fast völliger Frieden, ein beispielloses Wachstum des Wohlstands, eine unvorstellbare technologische Entwicklung, eine Verlängerung der durchschnittlichen menschlichen Lebensdauer um 100 Prozent, Freiheit ohne Grenzen und Respekt für alles und jeden. War dies dem menschlichen Bemühen zu verdanken, der Tatsache, dass eine große Gruppe von Menschen – wie die in diesem Saal Anwesenden – an den Fortschritt, an ein vereintes Europa und an die Versöhnung zwischen den Völkern glaubte, oder waren hier andere Kräfte am Werk, auf die der Mensch wenig Einfluss hat? Seien wir ehrlich und sagen wir uns, dass dies zwar zumindest zum Teil unser Verdienst ist, wir aber auch viel Glück hatten. Damals, als der Faschismus geboren wurde, hatten ehrliche, rational denkende und idealistische Menschen alles getan, um die Welt in die richtige Richtung zu lenken. Und dennoch schlitterte sie in den Abgrund des Zweiten Weltkriegs. So war es vor jedem Krieg, vor jeder Revolution, vor jedem Ausbruch von kollektivem Wahnsinn. Wie sehr können wir also an unsere eigenen Stärken glauben, und wie sehr verlassen wir uns auf glückliche Zufälle?

Bemühen wir eine Metapher: Wir sind Blätter an einem Baum, denkende und sprechende Blätter. Wenn wir in diese Welt kommen – im Frühling –, scheint es uns, als ob alles wächst, sich entwickelt, immer größer wird. In der Tat: Der Baum wird immer größer, immer mächtiger, und wir mit ihm. Wir kommunizieren miteinander und stellen Theorien auf, die davon ausgehen, dass das Ende dieses Wachstums wunderbar sein wird, umso mehr, wenn sich irgendwann die Früchte zeigen. Wir streiten uns darüber, ob der Baum in Zukunft bis zum Mond reichen wird, ob er beginnen wird, allein über das Feld zu laufen, ob an jedem Blatt eine prächtige Frucht wachsen wird und – wenn nicht – ob man die Früchte an alle Blätter verteilen sollte. Wir verkünden sogar den Glauben, dass wir eines Tages lernen werden, alle Parasiten abzuwehren – und nur noch jenen Vögeln Rast zu gewähren, die schön zu singen vermögen. Und dann taucht plötzlich ein gelbes Blatt auf. Wir sprechen ihm Mut zu und versichern, es

werde eines Tages sicher wieder grün. Doch siehe da – es werden immer mehr. Diese gelben Blätter beginnen, sich untereinander auszutauschen. Sie behaupten, wir, die grünen, lebten in einer Illusion, führten den ganzen Baum in den Abgrund. Unser Glaube an ewiges Wachstum sei eine trügerische Erzählung. Wir halten dagegen: Sie seien es, die lügen, die Entwicklung sabotieren und alles zum Stillstand bringen. Die Gelben wiederum erwidern, dass ihre Zahl stetig wachse. Wir beschwichtigen: Das sei nur ein vorübergehendes Phänomen – Schätzungen zufolge nehme die Zahl der grünen Blätter keineswegs ab, im Gegenteil. Die Lage spitzt sich zu, die Stimmung wird gereizt. Gleichzeitig frischt der Wind auf, das Laub lichtet sich. Ein fauliger Hauch von Verfall und Tod liegt in der Luft.

An diesem Punkt sollte man die Metapher nicht weiter strapazieren, denn eine Metapher hat nur eine begrenzte Tragfähigkeit. Wenn wir Schulkinder auffordern würden, einen Aufsatz über einen Baum und dessen Blätter zu schreiben, um die Frage zu beantworten, ob die Blätter wirklich denken und das Schicksal des Baumes beeinflussen können, dann wären es intelligente Kinder, wenn sie schreiben würden: „Die Blätter haben keinen Einfluss auf das Schicksal des Baumes. Sie scheinen nur zu denken und zu reden. Sie summen und brummen nur.“ Sind wir wirklich wie diese Blätter? Oder rascheln wir höchstens? Werden wir eines Tages fallen und vermodern?

Bevor wir eine einigermaßen zufriedenstellende Antwort geben können, sollten wir offen zugeben, dass wir alle das Gefühl haben, dass der Sommer vorbei ist und eine Art Herbst bevorsteht. Wir sehen auch, wie sich die Blätter verfärben. Obwohl hier die Herbstmetapher versagt – an unserem Baum sind die meisten Blätter bisher mehrfarbig. Und es ist nicht klar, wie sich die Lage entwickeln wird.

Würde man sich ganz auf eine philosophische, universelle Sicht auf die Dinge verlassen, wären die Streitigkeiten zwischen den Blättern von geringer Bedeutung. Die Aussicht, dass sie fallen werden, ist nicht sehr beunruhigend. Schließlich wird ein neuer Frühling kommen, neue Blätter werden wachsen. Es wird noch tausend weitere Frühlinge und tausend weitere Winter geben. Und am Ende wird sich unsere Baumart irgendwie weiterentwickeln und vielleicht zu einem Strauch oder vielleicht auch zu einer Freakgestalt werden. Diese Aussicht ist faszinierend, aber uns Laubbäume kümmert das wenig. Wir sind daran interessiert, was in 20 oder 30 Jahren passieren wird: Wie werden unsere Kinder und Enkelkinder leben?

Wenden wir uns also einem anderen Aspekt der Baummetapher zu. Die Struktur eines Baumes ist der Stamm, von dem dicke Äste ausgehen, die sich in Zweige, diese in kleine Zweige und diese in Blätter auflösen, die abfallen. Wenn wir das Leben eines Baumes auf einen fünf Sekunden langen Film bannen würden, erschiene uns das Bild eines Springbrunnens: Ein Energiestrom schießt aus seinem Ursprung hervor, wächst und verdichtet sich, verzweigt sich in immer feinere Ströme, zerstiebt schließlich in Millionen Tropfen, die zu Boden zu fallen, und kehrt mit seiner gesamten Substanz in die Umgebung zurück.

Etwas ganz Ähnliches beginnt nun mit der globalisierten Welt zu geschehen – mit dem Lebensstrom der Spezies *Homo sapiens*. Dieser schien sich unaufhaltsam zu immer mächtigeren Gebilden zu verdichten: zur Europäischen Union, zu NAFTA, ASEAN oder AfCFTA – und schließlich zu einem einzigen globalen Organismus. Menschen mit Facebook-Konten, derselben Pizza, derselben Sprache, demselben Virus. Doch nun beginnt der Brunneneffekt zu wirken. Polen, Ungarn und das Vereinigte Königreich lösen sich aus der Union. Schottland entfernt sich vom Vereinigten Königreich. Katalonien und das Baskenland streben nach Unabhängigkeit von Spanien. In Polen zeichnen sich sogar Spaltungen ab: *Tuskistan* gegen *Kaczistan*, Schlesien ge-

gen beide. Übertrieben? Vielleicht. Aber erinnern wir uns: Jugoslawien zerfiel mitten im Krieg. Und jetzt wackelt das russische Imperium – ebenfalls mitten im Krieg. Die Ukraine ist ein riesiger Ast, der mit lautem Krachen vom russischen Stamm abbricht. Und der Stamm? Der versucht noch, irgendetwas zu retten.

Selbst wenn die Vereinigten Staaten nicht zusammenbrechen – auch wenn im Moment nicht viel dazu fehlt – oder China stabil bleibt (ihr werdet euch noch wundern ... und zur Bundesrepublik äußere ich mich an dieser Stelle lieber nicht), ist der Trend für mich eindeutig. Der *fountain-of-existence*-Effekt führt dazu, dass sich soziale, technologische und politische Realitäten zunehmend ausdifferenzieren. Große Energiezentren zerfallen in immer kleinere Knotenpunkte. In diesem Zusammenhang überrascht es mich, dass in der Debatte über erneuerbare Energien – die letztlich auch eine Form sozialer Energie darstellen, denn alles ist Energie – so selten über das einzig logische Ende dieses Prozesses gesprochen wird: die autarke Gemeinde. Eine solche Gemeinde würde ihre Energie selbst erzeugen – mit ein paar Windrädern, einem gasproduzierenden Biomassesilo, einem Generator an einem Bachlauf oder einer Photovoltaikanlage. All diese Quellen wären über ein gemeinsames Batteriesystem verbunden, das unabhängig von der Energiequelle Strom speichert und verteilt.

Und hier gibt es Raum für großen Optimismus. Viele der hier Anwesenden müssen sich fragen, ob wir, wenn die Dinge in der Europäischen Union schief laufen oder wenn diese oder jene Regierung beschließt, die Grenze zwischen Deutschland und Polen zu schließen, nicht wieder zu Feinden werden, zu zwei nebeneinander liegenden Provinzen größerer staatlicher Organismen, in denen sich das Leben darauf beschränkt, Geld für Nahrung und Treibstoff zu verdienen, und in denen Kultur und Wissenschaft als unnötiger Luxus behandelt werden? Wird das Collegium Polonicum nicht eines Tages seine Bedeutung verlieren und die Viadrina nicht zum zweiten Mal in ihrer Geschichte geschlossen werden?

Meiner Meinung nach ist es viel wahrscheinlicher, dass wir uns gegen die unweigerlich auftretenden Fehlentwicklungen wehren werden. Der große Tropfen, der beim Herabfallen der globalen Fontäne übrigbleibt, könnte die Grenzregion zwischen Berlin und Poznań sein, die an der Kreuzung einer zentralen Landstraße und einer wichtigen Wasserstraße liegt. (Liebe Brandenburger, kritisiert die Polen nicht so sehr für die Regulierung der Oder, denn man weiß ja nie. Vielleicht ist es immer noch schneller, billiger und umweltfreundlicher, eure Fracht per Binnenschiff nach Dänemark zu schicken als per Lkw.) Es ist eine Region, über die niemand um jeden Preis herrschen will – denn es gibt dort weder besondere Reichtümer noch Flughäfen, von denen aus Bomber starten könnten, noch gegnerische Interessen, mit denen man den Nachbarn übervorteilen könnte. Stattdessen gibt es reichlich Wälder, immer noch fließendes Wasser, immer mehr Solarenergie und große Flächen zum Aufstellen von Windrädern. Und es gibt Menschen, die sich in den letzten 30 Jahren enorm verändert haben und sich zwar nicht ständig in die Arme fallen, aber gelernt haben, perfekt miteinander zu koexistieren, ihre eigenen Fehler und Schwächen zu verstehen, die Vorteile der einen oder anderen Seite für den Alltag zu nutzen und sogar mit einem Standbein jenseits der Grenze zu leben. Lokale Populisten auf der einen und der anderen Seite gibt es auch, aber sie sind seltsamerweise weder besonders aggressiv noch giftig noch auf den Nachbarn fixiert. Mit solch einem grenzüberschreitenden Team kann man noch 30 Jahre durchhalten, den Mittelstand hegen und pflegen, Felder bebauen, Holz schlagen, Mautgebühren kassieren – und was danach passiert, weiß Gott wahrscheinlich selbst nicht, weil ein metaphysischer Luftzug die Notizen von seinem Schreibtisch gefegt hat.

Und dann ist da natürlich noch diese merkwürdige Ehe zwischen der Viadrina und der Adam-Mickiewicz-Universität – und ihrem gemeinsamen Kind, dem Collegium Polonicum. Dieses Kind ist – im übertragenen Sinn – mittlerweile 17 Jahre und 10 Monate alt und wird einfach nicht volljährig. Glaubt mir, ich frage mich selbst, wie eine solche Zusammenarbeit überhaupt möglich ist – und warum sie bislang nicht gescheitert ist. Denn enge grenzüberschreitende Kooperation – auf der das Collegium Polonicum beruht – ist weit schwieriger als ein klassischer internationaler Hochschulaustausch. Da kommt eine Professorin oder ein Professor von der einen Seite der Grenze und sagt: „Warum ist das Toilettenpapier hier gestreift? Bei uns ist es immer kariert.“ Und kaum hängt man der Professorin oder dem Professor zuliebe kariertes Papier auf, kommt jemand von der anderen Seite und meint: „Ich will gestreiftes – nur das ist hygienisch!“ Was also tun? Man muss Papier finden, das geblümt ist – oder am besten gleich beides hat: Streifen und Karos. Das ist nicht einfach. Und so ist es auch kein Wunder, dass 95 Prozent der grenzüberschreitenden Universitätseinrichtungen, die in den 1990er-Jahren an europäischen Grenzen entstanden, inzwischen wieder verschwunden sind. Aber das Collegium Polonicum gibt es noch. Es ist immer noch da – aktiv und lebendig. Glaubt mir: Das ist wirklich bemerkenswert! Und selbst wenn man die politischen, organisatorischen oder wissenschaftlichen Eigeninteressen der beiden Universitäten – die es natürlich gibt – einmal ausblendet, bleibt da ein kleines, seltsames Geheimnis. Eines, das zu tun hat mit den sprechenden Blättern an einem Baum, mit menschlicher Vernunft und Gewissen, mit der Quelle der Existenz – und vielleicht sogar mit dem Guten im Menschen.

Jetzt kann ich es mir leisten, und ich muss es sagen, dass ich in den letzten 30 Jahren auch – und zwar von beiden Seiten – auf menschliche Kleinlichkeit, Neid, Verachtung und Arroganz gestoßen bin. Lange Zeit wurde ich wie ein Prügelknabe behandelt. Darüber werde ich eines Tages ein Buch schreiben. Ihr alle, die ihr etwas auf dem Gewissen habt – zittert! Aber unterm Strich blieb immer eine Dosis seltsamer Positivität übrig. Ich weiß nicht, ob man das als Anstand oder als Sinn für gutes Wirtschaften oder als Drang, sich über Hindernisse hinwegzusozialisieren, bezeichnen soll. Und die Viadrina- und UAM-Leute haben trotz vieler Zweifel, Nervosität und Kleinkriege immer abgewunken und gesagt: „Lasst uns weitermachen!“

Echte Blätter an einem echten Baum verstummen und fallen herab. Die menschlichen Blätter an einem historischen Baum hingegen summen, brummen und prahlen. Sie baden im Sonnenlicht, werfen Schatten auf andere – und können dennoch sagen: „Es ist Herbst, weil es Herbst ist – aber wir gehen weiter!“ Und genau das ist faszinierend. Das ist das Geheimnis der menschlichen Existenz: Wir wissen nicht, wie sehr wir determiniert sind – und wie viel Freiheit und Vernunft uns tatsächlich zur Verfügung stehen. Aber wir haben sie! Zumindest eine Prise davon. Und diese Prise – gerade hier, an dieser Grenze – ist inzwischen ziemlich groß geworden. Darauf dürfen wir stolz sein. Lasst uns jauchzen, jubeln und frohlocken: Alles wird gut!“

Schriftenreihe des Collegium Polonicum

Die Schriftenreihe „Thematicon“ präsentiert Ergebnisse der interdisziplinären Forschung aus den Bereichen Kulturwissenschaft, Recht, Politologie, Wirtschaftswissenschaften, Umweltschutz und Raumordnung. Einen besonderen Schwerpunkt bilden hier Probleme der Kommunikation zwischen Kulturen und sozialen Strukturen.

Das Collegium Polonicum, eine grenzüberschreitende Einrichtung der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań und der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), widmet sich in Forschung und Lehre dieser Problematik.